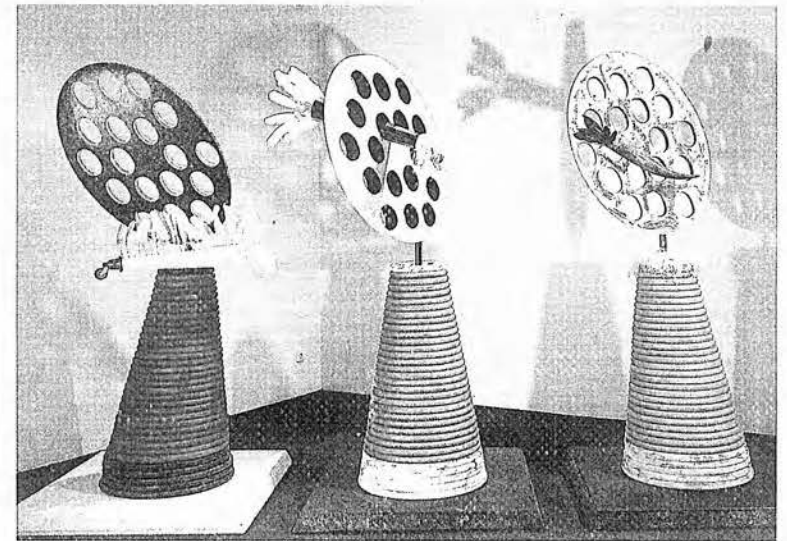


John Keith Wood

John Keith Wood · Menschliches Dasein als Miteinandersein

Menschliches Dasein als



iteinandersein

Gruppenarbeit nach
personenorientierten Ansätzen



Edition Humanistische Psychologie

John Keith Wood

**Menschliches Dasein
als
Miteinandersein**

**Gruppenarbeit nach personenzentrierten
Ansätzen**

**Aus dem Amerikanischen
übersetzt von Brigitte Stein**

Der Autor:

John Keith Wood hat zuerst Physik und Mathematik studiert, bevor er bei Jack R. Gibb an der Union Graduate School in Psychologie promovierte. Als enger Mitarbeiter von Carl R. Rogers und ehemaliger Leiter des Center for Studies of the Person hat der Autor einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung des personenzentrierten Ansatzes geleistet. Außer zahlreichen Artikeln zum personenzentrierten Ansatz (Klientenzentrierter Psychotherapie) veröffentlichte er *Vestigios de Espanto* und *Em Busca de Vida*. Gegenwärtig lehrt John Keith Wood Klinische Psychologie an der Pontificia Universidade Católica Campinas, Brasilien.

Edition Humanistische Psychologie

— 1988 —

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Brigitte Stein

Lektorat:

Arnold Mente

Herausgeber:

Anna und Milan Sreckovic

Umschlagentwurf:

Robert de Zoete

— unter Verwendung einer Skulptur von Dieter Teusch —

Vertrieb:

Moll & Eckhardt

Zülpicher Straße 174

5000 Köln 41

Satz:

HSH-Fotosatz GbR

Industriestraße 31

5138 Heinsberg

Gesamtherstellung:

Agentur Ulrich Himmels

Industriestraße 31

5138 Heinsberg

Alle Rechte vorbehalten

© 1988 Edition Humanistische Psychologie im Internationalen Institut zur

Förderung der Humanistischen Psychologie,

Spichernstraße 2, 5000 Köln 1

ISBN 926176-03-2

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
DANKSAGUNG	
Vorwort zur deutschen Ausgabe, Arnold Mente	13
VORWORT	19
EINFÜHRUNG:	23
Gruppen für Psychotherapie und zum Lernen:	23
Helfen ist nicht möglich ohne »Gruppe«	
Zusammenfassung	34
Anmerkungen	37
I Die Zweiergruppe: Die therapeutische Beziehung	39
Die Theorie der personenzentrierten Therapie	41
Der gegenwärtige Stand: notwendig, aber nicht ausreichend?	45
Der Therapeut und seine Methode	47
Persönlichkeit, Einstellungen und Überzeugungen des Therapeuten	52
Der vernachlässigte Klient	57
Die Beziehung	65
Verborgene Aspekte der Beziehung	66
Empathie in der therapeutischen Beziehung	68
Transpersonale Erfahrungen in der Beziehung	70
Die Kultur	72
Das Setting	77
Zusammenfassung und Abschluß: das Phänomen der wirksamen Zweiergruppe (Einzeltherapie)	80
Anmerkungen	86
II Personenzentrierte Kleingruppen: Mehr als Therapie	91
Die Encounter-Gruppe	93
Hier-und-Jetzt, Transparenz und Feedback	95
Werden	95
Risiken eingehen	96
Gruppenprozesse	97

	Seite
Gruppendruck	98
Gruppengeist	101
Gruppenleitung	102
Die vielschichtige Erfahrung der Gruppenleitung	106
Empathie	114
Echtheit	117
Annehmen	121
Einstellungen des Leiters	124
Die Gruppenteilnehmer	126
Vorbereitung	127
Zusammensetzung	128
Neuartiges Zusammenleben in der Gruppe (Kultur)	129
Das Verhalten der Gruppe	131
Kontroversen	134
Ethische Überlegungen	138
Zusammenfassung	140
Anmerkungen	143
III Großgruppen: Lerngemeinschaften	145
Ein Großgruppen-Workshop: eine Lerngemeinschaft	145
Die Organisatoren der Großgruppe: der Mitarbeiterstab	147
Die Ankunft	152
Die Vorbereitung	155
Anspruch	158
Wie Großgruppenversammlungen beginnen	162
Jeder spricht für sich	164
Anonymität	167
Sprechen und Schweigen	168
Wissenschaft vs. Freiheit	170
Die Zusammenkunft endet	173
Die Menschenmenge	174
Frustration	175
Individuelle Frustration	178
Struktur oder keine Struktur: Ein Blick in die Zukunft	179
Innovative Selbstverwaltung	183
Großgruppe, Kleingruppen?	187
Kleine Gruppen bilden	188

	Seite
Narrenschiff	189
Mitgehen	191
Midlife-Crisis	193
Notwendigkeiten	194
Die Heilkraft der Gruppe	195
Krisenmanagement	199
Echtheit	203
Konfliktlösung	204
Gruppenlernen: Die verwandelte Kultur	208
Partizipation	216
Coming Out	217
Weitere Metaphern	218
Gegensätze, die verschmelzen	219
Satire	221
Abschluß	222
Setting	223
Erwartungen	223
Der Effekt der Gruppe	229
Traditionsverbundene Gruppen	237
Der Wert von Trancezuständen für die menschlichen Lebensfunktionen	240
Heilung	241
Persönliche Entwicklung	241
Werte, Ziele und Entscheidungen der Gemeinschaft herausarbeiten	242
Mit Ungewißheit leben	243
Transpersonale Bewußtheit	244
Der kreative Zustand der Teilnehmer	247
Guter Wille	249
Persönliche Stimme	250
Autonomie / Bescheidenheit	251
Bescheidenheit	252
Autonomie	253
Nach dem Großgruppen-Workshop	257
Anmerkungen	263
Namenregister	271
Sachregister	277
Literaturverzeichnis	289

Danksagung

Ohne die Verantwortung für Mängel des Textes anderen zuschieben zu wollen, möchte ich den folgenden Kolleginnen und Kollegen dafür danken, daß sie das Manuskript gelesen und mich durch hilfreiche Anregungen unterstützt haben.

G.T. Barrett-Lennard, Ph.D., Centre for Studies in Human Relations, West Perth, Australien.

Saulo Berber, M.D., Privatpraxis São Paulo, Brasilien.

Maria Bowen, Ph.D., Center for Studies of the Person, La Jolla, Kalifornien.

Jaime Doxsey, Ph.D., Universidade Federal de Vitoria, Brasilien.

Afonso Henrique L. da Fonseca, Pontificia Universidade Catolica de São Paulo, Brasilien.

George Gazda, Ph.D., Universität von Georgia, USA.

Arnold Mente, Ph.D., Lippspringe, BRD.

Rachel Lea Rosenberg, Ph.D., Universidade de São Paulo, Brasilien.

Anna Sreckovic, Ph.D., Internationales Institut zur Förderung der Humanistischen Psychologie, Köln, BRD.

Milan Sreckovic, Ph.D., Internationales Institut zur Förderung der Humanistischen Psychologie, Köln, BRD.

Reinhard Tausch, Ph.D., Universität Hamburg, BRD.

Lucila Machado Assumpção, der Künstlerin, danke ich für ihre Reflexionen über Teile des Manuskriptes, die für fachfremde Leser von Reiz sein könnten.

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Im Mai 1987 lag eines Tages ein Paket aus Brasilien für mich auf dem Tisch, es enthielt das Manuskript für ein Buch. Der Verfasser John Keith Wood war mir bis dahin persönlich unbekannt. Wohl wußte ich, daß er Autor eines Artikels ist, in dem er über die »Communities for Learning« berichtet, Großgruppen-Workshops also für 40-800 Mitglieder. John Wood hatte meine Anschrift am Ende eines Beitrags für eine amerikanische Fachzeitschrift gefunden, und er fragte an, ob ich ihm eine persönliche Stellungnahme zu seinem Manuskript zusenden könnte, was denn auch geschah. Vor einigen Wochen wurde ich aufgefordert, die inzwischen hergestellte deutsche Übersetzung des Manuskriptes vom Standpunkt des Gruppentherapeuten her zu beurteilen bzw. zu verbessern und die Register anzufertigen.

Zu den besonderen Vorzügen des Buches gehört, daß Wood auf 69 Seiten seines Manuskriptes den meines Wissens ersten *ausführlichen Bericht über den Verlauf eines solchen Großgruppen-Workshops* bringt. Unabhängig davon, ob diese Veranstaltungen sich in Europa ausbreiten werden oder nicht: Uns liegt hier ein einzigartiger Bericht darüber vor, wie sich eine Gemeinschaft von einigen hundert Menschen über eine Woche lang in ihrer Arbeit so strukturiert, daß die weitaus meisten für ihre eigene Person und ihr Miteinander auf diesem Wege bedeutsame Erfahrungen machen.

Wie in einem solchen »Staat im kleinen« mit seinem Auf und Ab und in seinen Krisen Menschen von heute z. B. Entscheidungen treffen und wie man einzelne, die besondere Hilfe brauchen und die eigentlich »hinderlich« sind, nicht fallen läßt, müßte bereits als Modell Soziologen und solche, die sich mit der Wissenschaft von der Polis beschäftigen, interessieren, mindestens ebenso auch alle, die irgendwie für eine größere Einheit von Menschen Verantwortung tragen, nicht zuletzt auch Lehrer, die in den Fächern Geschichte und Gemeinschaftskunde unterrichten.

In diesem Bericht wird deutlich, daß die eigentlich menschliche Demokratie nicht durch plumpe Abstimmungen oder auch solche Wahlen hergestellt bzw. erhalten wird, deren Ergebnisse häufig durch Tricks und Gaunerstücke zustandekommen, sondern aufgrund bestimmter konstruktiver menschlicher Haltungen, die eingeübt werden müssen.

Wie in anderen Aspekten, geht hier John Wood erheblich über seinen Lehrer Carl Rogers hinaus. Soweit ich beurteilen kann, betrachtet Rogers als Ziel der Selbstaktualisierung eines Menschen zu einseitig die Autonomie der Persönlichkeit, gemäß seiner eigenen Geschichte durchaus verständlich und natürlich auch legitim. Wood dagegen arbeitet in seinem Buch heraus: Die »bessere Demokratie« besteht aus Menschen, die sich darum mühen, ihre Autonomie mit der Haltung der »Humility« zu verbinden. Der letztere Terminus ist schwer zu übersetzen. Er meint die Haltung des Menschen, der im Spiegel bestimmter Erfahrungen seine Grenzen wahrnimmt und anerkennt, ja, der sich auch selber Grenzen setzt und hier und da, ohne darüber »sauer« zu werden, in Freiheit auf die Durchsetzung der eigenen Meinung verzichtet, nicht ohne sie vorher artikuliert zu haben, in sinnvollem Gehorsam also gegenüber seiner Gemeinschaft, die ihm Heimat ist.

Viele Menschen heute ahnen, daß unsere Gesellschaft sich am Rande größter Bedrohungen bewegt; manchmal scheinen einfache Leute den Hauptgrund hierfür nennen zu können: Überall stoßen wir auf überzogene Ansprüche, natürlich fast immer an die anderen oder eben an »die Gesellschaft«. Es sollte ein Hochziel jeder Erziehung von heute sein, den Menschen zu helfen, daß sie sich in Freiheit selber sinnvolle Grenzen setzen. In die Therapie z. B. kommt zunehmend eine neue Klientel, Menschen, die kein Verhältnis zu ihren Grenzen gefunden haben oder finden konnten; sehr häufig sind es Emporkömmlinge, meistens strebsame und gescheite Menschen in führenden Stellungen. Sie sind nicht Neurotiker,

leben aber neurosenah, fast erdrückt von allem, was sie sich aufgeladen haben oder haben aufladen lassen. Ihre Kontakte, die sie vielleicht noch gerade ein wenig tragen, sind meist dabei, zu zerbrechen. Oft rafften sich manche von ihnen deshalb zu einer Therapie auf, weil ihr Organismus einen sich abzeichnenden seelischen Zusammenbruch bereits vorher gebieterisch anmeldet.

Aus den zahlreichen Stellen dieses Buches, auf die man in einem Vorwort hinweisen könnte, scheint mir für die Therapeuten *der Abschnitt »the neglected Client«* besonders beachtenswert. John Wood, der von allen persönlichen Mitarbeitern wohl am längsten mit Carl Rogers zusammen war, weist hier auf eine eigentlich unverständliche Erscheinung hin: Die therapeutische Richtung, die sich klienten-zentriert nennt, sieht über Jahrzehnte — natürlich ohne dieses zu wollen — den Vorgang der Therapie völlig einseitig vom Therapeuten her. »Wenn der Therapeut dieses oder jenes Verhalten gewährt / weniger gewährt / nicht gewährt, ist beim Klienten (im allgemeinen) dieses oder jenes Verhalten zu erwarten / weniger zu erwarten / nicht zu erwarten«: Gemäß dieser durchgehenden Hypothese verfuhr man bisher in der ausgedehnten Forschung zu dem klienten-zentrierten Therapiekonzept. Wollen wir dem gerecht werden, was der Name sagt, werden wir gar nicht umhinkommen, uns in der Praxis und Theorie und Forschung dem zuzuwenden, *was in der Therapie beim Klienten geschieht*, und zwar so, daß dabei der Klient als eigenes Aktzentrum betrachtet wird. In der Therapie der Kleingruppe z. B., wenn sie klienten-zentriert durchgeführt wird, läßt sich ständig beobachten, daß in der Regel gar nicht der Therapeut die für den therapeutischen Fortschritt eines bestimmten Klienten signifikante Person ist, sondern ein Mitklient, oder Mitklienten im Wechsel sind diese signifikante Person, manchmal nach einiger Zeit sogar auch Menschen außerhalb der Gruppe.

Bei der Beschäftigung mit seinem Buch freute mich besonders, wie John Wood einerseits Carl Rogers in allem, was er ihm verdankt, verbunden bleibt, wie er aber auch, gemäß seinen eigenen Erfahrungen, entschlossen und kühn auf Fakten hinweist, die eine Entwicklung zu Neuem anzeigen.

Frau Rita Berens, Paderborn-Elsen, danke ich für ihre Hilfe bei der Durchsicht des Textes.

Arnold Mentz

»Liebe, Schönheit und Freiheit. Das ist am wichtigsten im Leben. Der Rest sind Pflicht oder Umstände.«

Rachel Lea Rosenberg, 1931 - 1987

In Erinnerung an die freie, frische, neugierige Brise, die die Blumen streichelte und das saubergeschnittene Gras zerzauste, als die ersten Worte an ihrem Grab gesprochen wurden.

Vorwort

*Uma pessoa sonhando é apenas um sonho; duas, já é realidade.**

Gesprühte Aufschrift an einer Mauer in der Coronel Silva Teles-Straße in Campinas, Brasilien.

Man hat keine Individualität, außer in einer Gruppe. Ergäbe sich diese etwas paradoxe Behauptung nicht aus der Definition von Individualität, aus Erfahrungen in Arbeitsteams, Studentengruppen, Stadträten, Fachkonferenzen, Schöffengerichten, Parlamentsgremien und spontaner Zusammenarbeit, ausgelöst durch Gemeinsamkeiten im Handeln oder Denken, so würde sie immer noch einen Großteil der Möglichkeiten des Individuums umschreiben. Vom Einzelnen kann man sagen, daß er sich seine eigene Welt erschafft, aber er wird zweifellos auch von den Gruppen erschaffen, denen er angehört.

Die kritischen Probleme, denen die Menschheit heute konfrontiert ist — die Verseuchung der Luft und des Wassers, die Gefahr der Vernichtung

* Ein träumender Mensch ist nur ein Traum; zwei sind bereits eine Realität.

durch Atomwaffen, Hunger und ansteckende Krankheiten — sind Probleme, die aus unzähligen koordinierten und unkoordinierten individuellen Handlungen resultieren. Die Einzelnen sind, so hochentwickelt, intelligent und fähig sie auch sein mögen, nicht imstande gewesen (und werden es vielleicht nie sein), viele der komplizierten Muster erfolgreich zu steuern, die sich aus ihren scheinbar getrennten Handlungen ergeben. In einem Bericht des Club of Rome (1979) stellten uns Botkin, Elmandjra und Malitza vor die radikale Alternative: »Zur gleichen Zeit, da uns eine Ära wissenschaftlichen und technologischen Fortschritts ein beispielloses Maß an Wissen und Macht beschert hat . . . , stehen wir in Bereichen wie Energie, Bevölkerungskontrolle und Ernährung unerwartet vor einem ungeheuren Wust von Problemen. Ein noch nie dagewesenes Maß an menschlicher Erfüllung und die endgültige Katastrophe — beides ist möglich. Was tatsächlich geschehen wird, hängt jedoch von einem anderen wichtigen — ja entscheidenden — Faktor ab: der menschlichen Intelligenz und der Fähigkeit, danach zu handeln« (S. 1).

Jonas Salk (1983) hat die Auffassung vertreten, die Herausforderung für die Menschheit »als einen Organismus« bestehe darin, sich an die Komplexität ihrer eigenen Evolution anzupassen. »Soziometabiologie« ist die Bezeichnung, die er für den Forschungsbereich gewählt hat, der sich mit der Kultur und dem »kollektiven Bewußtsein« befaßt, die die komplexesten Produkte des evolutionären Prozesses repräsentieren. Obwohl man sagen könnte, daß sich das vorliegende Buch über Gruppen mit diesem Gebiet befaßt, beschränkt es sich auf einen sehr begrenzten Ausschnitt. Eine Frage, der hier nachgegangen wird, lautet: »Können informierte, verantwortungsvolle Individuen angesichts dieser komplexen modernen Welt trotz ihrer Unterschiede in »weisen« und ergiebigen Gruppen zu ihrem eigenen Nutzen und zum Besten der Menschheit konzertiert handeln?« Dies ist in der Tat eine Herausforderung, wenn man sich die schlechten Ergebnisse vor Augen hält, die durch kollektives Handeln häufig erzielt wurden: Kriege, Rassismus, Unterdrückung, Entfremdung, Umweltschäden und menschliches Elend. Wäre es wünschenswert, ist es möglich, wie René Dubos (1981) meinte, »das Äquivalent der Einigkeit jener Stammesgemeinschaften zu schaffen, die zu Beginn des Abenteuers Menschheit existierten, und gleichzeitig jene individuelle Verschiedenartigkeit zu kultivieren, die für die weitere Entwicklung der Zivilisation so wesentlich ist?« (S. 251)

Für mich würde das nicht bedeuten, daß wir wieder »Wilde« werden, unseren Horizont einschränken oder erwarten sollten, keine Probleme mehr zu haben. Der wesentliche Aspekt dieser »Stammeseinheit« ist die Einigkeit: daß sich die Einzelnen ihrer Auswirkung auf das Ganze und ihrer Verantwortung diesem gegenüber bewußt sind. Der wesentliche Aspekt unserer Gesellschaft ist die individuelle Vielfalt. Wahrscheinlich brauchen wir beides.

Während die allgemeine Lage der Menschheit düster erscheint, geben uns manche Erfahrungen mit Gruppen kleine Beispiele, die einen Optimismus zumindest möglich erscheinen lassen. Zumal in den Erfahrungen der Psychotherapie zeigte sich, daß Einzelne ihre Werte und ihr Selbstkonzept neu und anders formulieren und ihre Lebensperspektiven erweitern können. In kleinen Gruppen können sie sich auch der Konsequenzen ihrer Handlungen bewußt werden und ihre Beziehungen zu anderen verbessern. In größeren Gruppen außerhalb des Kontextes der Psychotherapie erwies sich, daß die Teilnehmer auch die Muster des Gruppenverhaltens durchschauen lernen können und daß es ihnen manchmal gelingt, Vielfalt zu fördern und gleichzeitig in ergiebiger Eintracht miteinander zu kooperieren.

Ohne einem durchgängigen Schema zu folgen, setzen sich alle drei Teile dieses Buches mit denselben Faktoren auseinander, die in erfolgreicher Psychotherapie und durch Lernerfahrungen in der Zweiergruppe, der Kleingruppe und dem Großgruppen-Workshop eine Rolle zu spielen scheinen. Diese Faktoren sind der Therapeut (Facilitator, Gruppenleiter), der Klient (das Gruppenmitglied, der Teilnehmer), ihre persönliche Beziehung, die Kultur und das Setting (der Rahmen) der Gruppenzusammenkunft. Die ersten Abschnitte des Buches sind besser überschaubar; die späteren spiegeln entsprechend der Komplexität ihres Gegenstandes die vielfältigen Facetten des Phänomens, statt sie auf ein klar umrissenes Konzept zu reduzieren.

Obwohl wir bereits eine Menge über Psychotherapie wissen, sind wir uns über das Phänomen wirksamer Therapie immer noch nicht hinreichend im klaren. Zu wenig ist über Gruppen bekannt, um mehr aufzuzeigen als einen roten Faden »menschlichen Verstehens und Handelns«, der von personenbezogenen Ansätzen über die klientenzentrierte Therapie (Zweiergruppen), zu Kleingruppen und Großgruppen-Workshops führt. Verständnis kann Verbesserungen in beiden Richtungen nach sich ziehen:

Erkenntnisse aus der Einzeltherapie können (in anderer Form) auf große Gruppen angewandt werden, Erkenntnisse aus großen Gruppen umgekehrt auf die Einzeltherapie.

Mein Anspruch hier ist es nicht, einen grundlegenden Text über dieses Thema zu präsentieren. Carl Rogers hat ausführlich über die Grundfragen dieses Themas geschrieben und eine Fülle von Beispielen persönlicher Beobachtungen der Prozesse und Ergebnisse veröffentlicht. Ich setze voraus, daß der Leser mit den Schriften von Rogers vertraut ist oder mit Gruppenveranstaltungen der beschriebenen Art Erfahrung hat. Meine Absicht ist es auch nicht, für ein personenzentriertes Herangehen an die Gruppenarbeit als eigene Methode oder therapeutisches Wirkungsfeld einzutreten. Ich hoffe vielmehr, daß das von mir vorgestellte Material dem Gedeihen verständiger und fruchtbarer Gruppen dienlich ist, unter welchem Banner diese auch segeln mögen.

Einführung

Gruppen für Psychotherapie und zum Lernen: Helfen ist nicht möglich ohne »Gruppe«

*Ein Mensch ist noch kein Mensch.**

Der Mensch ist ein soziales Lebewesen. Wir sind aufs engste miteinander verbunden, nicht nur durch die Bande der Verwandtschaft oder unseren täglichen Umgang, sondern auch insofern, als sich die bloße Anwesenheit anderer auf unsere Gedanken, Gefühle, die Muskelspannung, die galvanische Hautreaktion, die Atmung und die Herzfrequenz auswirkt. Diese Beobachtung hat Kamiya (1981), einen Forscher der physiologischen Psychologie, zu der Bemerkung veranlaßt: »Das autonome Nervensystem ist ebensowohl eine soziale Struktur wie eine vegetative«.

*Schimpansen gelten als so sozial — sie verbringen fast ihr gesamtes Leben in einer Gruppe — daß sich Robert Yerkes zu der Bemerkung herausgefordert fühlte: »Ein Schimpanse ist kein Schimpanse« (siehe Midgley, S. 69).

Zweifelloso hat es niemals eine Zeit gegeben, in der individuelle psychische Störungen nicht in einer Gruppensituation eintraten und geheilt wurden. Heute werden viele Ansätze ausprobiert, um Leiden zu lindern, die auf die Psyche oder das Nervensystem zurückgeführt werden. Zu diesen Ansätzen zählt die Gruppenpsychotherapie.

Wenn sich die Mitglieder einer Encounter-Gruppe oder einer therapeutischen Gruppe zwanglos miteinander unterhalten, etwa in einer Kaffeepause, wendet sich das Gespräch häufig Theorien darüber zu, was in der Gruppe abläuft. Wenn ein männliches Gruppenmitglied eben eine Auseinandersetzung mit dem Leiter hatte, dann äußert vielleicht jemand die Vermutung, die Interaktion sei, »ein Machtkampf um die Vorherrschaft über die Herde« gewesen. Ein anderer meint vielleicht, indem er das Bild einer Familie gebraucht, daß der Gruppenteilnehmer »gegen die Autorität des Vaters rebelliert« habe. Ein Dritter wirft womöglich ein, das Gerangel zwischen den Teilnehmern sei ein Zeichen von »Geschwisterrivalität«. Manche vergleichen die Gruppensitzungen mit dem Theater, andere mit einem »Lernlabor«. Den einen ist die Gruppe wichtig, um herauszufinden, was andere über sie denken, den anderen, um ihre »sozialen Masken« abzulegen. Trotz geringer Ausbildung in Psychologie bringen Gruppenmitglieder Erklärungen vor, in denen von »emotionaler Unterstützung«, »Abhängigkeit«, »Widerstand«, »Gruppendruck« und anderen Begriffen die Rede ist. Gelegentlich spricht jemand über die Gruppe, als habe sie ein Eigenleben, als sei sie ein »Etwas«, das beseelt sei und das Leben seiner Mitglieder beeinflusse.

Obwohl sich wenige Teilnehmer dessen bewußt sind, umfassen ihre beiläufigen Diskussionen die Geschichte der Gruppentherapie in diesem Jahrhundert. Dieses Kapitel wird diese kurze Geschichte der Gruppentherapie umreißen.

Als erste Gruppenpsychotherapie in Nordamerika werden im allgemeinen die »Klassen« angesehen, die 1905 von dem anglikanischen Geistlichen Dr. Elwood Worcester und dem Internisten Dr. Joseph Henry Pratt mit Tuberkulosepatienten in Boston abgehalten wurden. Isolierung, Pessimismus, Depression, Verzweiflung und andere psychische Folgen ihrer Krankheit wurden durch die emotionale Unterstützung und den Trost sowie durch die Herausforderung gelindert, einer stabilen Gruppe von Menschen mit ähnlichen Problemen anzugehören.

Worcester schilderte die Einstellung der Gruppenleiter zu ihrer innova-

tiven Tätigkeit: »Da wir kein neues Dogma zu etablieren versuchen und unsere Motive völlig uneigennützig sind, besteht unser einziger Wunsch darin, jedem Patienten die besten Lebens- und Heilungschancen zu eröffnen, die unsere Mittel zulassen« (Pinney 1978, S. 111). Der heutige Gruppentherapeute würde seinen Gruppen keineswegs schaden, wenn er sich diese Haltung zu eigen machte.

In Wien führte Sigmund Freud zur selben Zeit den Vorsitz bei seiner berühmten Arbeitsgruppe, der Psychologischen Mittwoch-Gesellschaft. Sandor Ferenczi, Alfred Adler, Otto Rank und andere, die sich später einen Namen als Psychologen machen sollten, zählten zu den Mitgliedern dieser Gruppe. Sie setzten sich mit den Theorien Freuds auseinander, indem sie sich über ihre Gedanken, Gefühle, Phantasien und persönlichen Erlebnisse austauschten. Zweifelloso beteiligte sich der Gruppenleiter, so wie es auch heute noch üblich ist, an diesem Vorgang.

Obwohl diese Gruppe nicht therapeutischen Zwecken diente⁽¹⁾ und es dabei einigermaßen förmlich zugeht, glich auch sie in gewisser Weise einer therapeutischen Gruppe. Da das Interesse an der eigenen Person so zwingend war, drifteten die Zusammenkünfte zum Beispiel häufig von Fallrörterungen und der Analyse von Patienten zur Selbstanalyse von Gruppenmitgliedern ab. Die Mitglieder der Gesellschaft entgingen auch nicht der verbreiteten Versuchung, ihren Erfahrungen eine religiöse Bedeutung zu verleihen: Graf verglich Freud mit Moses im Kreise seiner Anhänger. Tausch bezeichnet die Psychoanalyse als »wissenschaftliche Religion«. Welche positiven Resultate Angehörige dieses Kreises auch davongetragen haben mögen, der Gruppe selbst gelang es nie, verschiedene verwickelte Probleme erfolgreich zu lösen. Da sich hier geistig aktive Intellektuelle zusammenfanden, von denen jeder seine eigenen Ideen und Theorien auf einem gemeinsamen Interessengebiet formulierte, trug die Rivalität hinsichtlich des geistigen Eigentums schließlich zum Zerfall der Gruppe bei. Zu dieser Reaktion auf den »geistigen Kommunismus«, wie es ein Mitglied nannte, kamen andere Reibungen zwischen den Teilnehmern, und in der Endphase der Gruppe wurde auch Freuds Führungsrolle in Frage gestellt. Wie so häufig war die Umgestaltung der Gruppe in eine breitere, institutionalisierte Form die Lösung für ihr Unvermögen, mit Feindseligkeit, Rivalität und den anderen Gefühlen fertigzuwerden, die die Atmosphäre vergiftet hatten (Kanzer, 1983).

Viele Gruppen schlagen sich mit denselben Problemen herum wie

Freuds Arbeitskreis. Daß es der Gruppe nicht gelang, die verschiedenen Konflikte zwischen ihren Mitgliedern zu lösen, könnte durch ihre mangelnde Gruppenerfahrung und ihre Vernachlässigung der persönlichen Beziehungen sowie die übermäßige Betonung innerpsychischer Vorgänge erklärt werden. Freilich sollte man, wie jeder Universitätsprofessor weiß, der an Ausschußsitzungen mit Kollegen teilnimmt, auch die Neigung zum Eigensinn nicht unterschätzen, der die Produktivität einer Gruppe untergräbt. Logan Pearsall Smith (1934) brachte das Problem in einem seiner witzigen Aphorismen folgendermaßen auf den Punkt: »Das Merkwürdige am Universum ist, daß, obwohl wir ständig verschiedener Meinung sind, jeder Einzelne von uns immer recht hat«.

Ebenfalls in Wien führte Jacob Moreno, der Begründer des Psychodrama-Ansatzes, bereits 1910 Gruppentherapie in einem Bühnen-Setting durch. Moreno ermutigte zum Ausagieren von Problemsituationen, um den Teilnehmern das Bewußtsein für ihre Konflikte und ihre Einsicht in mögliche Lösungen zu steigern. Durch die aktive Teilnahme anderer Gruppenmitglieder an dem »Drama« wurden auch deren Probleme erhellt. Moreno führte die Bezeichnungen Gruppentherapie und Gruppenpsychotherapie ein. Viele Techniken und Konzepte der Gruppentherapie gehen auf ihn zurück. Tatsächlich behauptet er, die moderne Gruppenpsychotherapie habe im »sexuellen Ghetto Wiens« in einem natürlichen Rahmen begonnen (Moreno, 1966). In den Vereinigten Staaten begann L. Cody Marsh, ein Geistlicher der Episkopalkirche, der später in die Psychiatrie ging, 1919 psychiatrische Anstaltspatienten in einem Gruppensetting zu behandeln. Zur Einbeziehung der Patienten benutzte er Methoden wie erbauende Vorträge, Musik, Kunst und Tanz. Er bildete auch Diskussionsgruppen unter den Ärzten, Schwestern, Sozialarbeitern und dem übrigen Krankenhauspersonal, das sich um die Patienten kümmerte, und schuf auf diese Weise eine Form von »therapeutischer Gemeinschaft«. Marsh erkannte, daß jede Interaktion des Patienten mit seiner Umgebung einen Einfluß hat und als Teil der Behandlung angesehen werden muß. Er pflegte zu sagen: »Durch ihre Mitmenschen sind sie krank geworden; durch die Mitmenschen sollen sie geheilt werden«.

Etwa zur gleichen Zeit arbeitete E. W. Lazell mit institutionalisierten schizophrenen Patienten in Gruppen. Als Bestandteil der Gruppenbehandlung wurden die Patienten über den Stand des theoretischen Wissens bezüglich ihrer Störung informiert. Lazell meinte, daß das Bekanntwer-

den der Patienten miteinander in der Gruppe positive Veränderungen herbeiführe.

Im Jahr 1918 gründete Alfred Adler, Freuds Patient, Kollege und Hauptrivale um die Führung der Psychologischen Mittwoch-Gesellschaft, heilpädagogische Beratungsstellen für Kinder, in denen viel mit Gruppentherapie gearbeitet wurde. Obwohl Adler eine Art Einzeltherapie im Gruppenrahmen betrieb (Quasi-Demonstrationen, bei denen jüngere Therapeuten und andere Patienten zusahen), hob er den Wert der sozialen Gleichstellung in der Gruppe und die positive Wirkung gegenseitiger Ermutigung und Unterstützung zwischen den Gruppenmitgliedern hervor.

Einige Jahre später nahm ein anderer Arzt, Trigant Burrow, viele moderne Gruppenentwicklungen vorweg, indem er Gruppentherapie auf *nicht*-institutionalisierte Patienten anwandte — normale Menschen mit den üblichen Lebensproblemen. Burrow, der von Carl G. Jung in Zürich analysiert wurde, wandte die Psychoanalyse auch in der Gruppe an. Der Begriff Gruppenanalyse stammt von ihm. Er ermutigte die Gruppenmitglieder auch, ihre Gefühle und Gedanken offen und ehrlich zu äußern. Burrow meinte, psychologische Einsicht werde am ehesten durch die übereinstimmende Wahrnehmung jedes Mitglieds durch die Gruppe gewonnen. Ironischerweise führte seine Begeisterung für die Gruppenbehandlung 1933 zu seinem Ausschluß aus der Amerikanischen Psychoanalytischen Vereinigung, der Organisation, die er gegründet hatte. Daran läßt sich vielleicht der Grad an Protektionismus für das Konzept des starken Individuums ablesen. Daß uneingeweihte Patienten zu ihrer gegenseitigen Heilung beitragen könnten, fügt sich nicht in das Bild des allmächtigen Therapeuten, der eben dank der Stärke seines Charakters und der Anwendung einer richtigen Theorie ohne fremde Hilfe Heilungen vollbringt.

In den zwanziger Jahren gründete Burrow *Lifewyn* — eine Gruppe von etwa zwanzig Mitarbeitern, Studenten und Patienten, die in einem Sommerlager im Adirondack-Gebirge im Nordosten der Vereinigten Staaten zusammenlebten und -arbeiteten. Er achtete dabei speziell auf die Interaktionen zwischen den Mitgliedern der Gemeinschaft, insbesondere auf die Fassaden, die Menschen in ihren sozialen und beruflichen Rollen zur Schau tragen.

Louis Wender setzte in den dreißiger Jahren Freuds Auffassung, daß die Gruppe eine »Familie« darstelle, in die Praxis um: der Therapeut als Elternfigur, die Gruppenmitglieder als Geschwister. Die Reaktionen der

Patienten aufeinander und auf den Therapeuten wurden nach diesem Schema interpretiert. Wender wandte seine Methoden auf psychotische Krankenhauspatienten an, wobei er für eine Einzelbehandlung kombiniert mit den wöchentlichen gruppentherapeutischen Sitzungen eintrat. Da er sich der Rolle des Umfelds bei psychischen Störungen bewußt war, bezog er die Familienmitglieder in ambulante Patientengruppen mit ein.

Zur gleichen Zeit führte Paul Schilder am Bellevue Hospital in New York Gruppentherapie nach denselben Prinzipien durch. Er war auch ein Pionier der Gruppentherapie mit Strafgefangenen. Die Patienten lernen, wie Schilder bemerkte, daß die Gedanken und Gefühle, von denen sie glauben, sie beschränkten sich auf sie und isolierten sie von der Gesellschaft, in Wirklichkeit von anderen geteilt werden.

Ebenfalls in den vierziger Jahren entwickelte Kurt Lewin eine Methode der Gruppenarbeit, die von einem radikal anderen Gesichtspunkt ausging: Die Gruppe ist keine bloße Ansammlung von Individuen, sondern eine eigenständige Größe mit Eigenschaften, die sich von jenen ihrer Mitglieder unterscheiden können. Lewin benutzte als erster den Begriff *Gruppendynamik* für das Studium der Gruppeneigenschaften. Individuelles Bewußtsein und Verhalten mußten nach seiner Auffassung im Zusammenhang mit dem sozialen Umfeld gesehen werden, in das der Einzelne eingebettet ist. Der Begriff *Gruppendruck* wurde ebenfalls von Lewin zur Beschreibung des Einflusses geprägt, den die Gruppe auf die Veränderung des Verhaltens eines Mitglieds ausübt. Die Mitglieder beeinflussen natürlich ihrerseits das Verhalten und den Charakter der Gruppe als eines Ganzen.

Die Gruppenpsychotherapie war bis zu diesem Zeitpunkt überwiegend eine medizinische Behandlungsform: Personen, die an einer Krankheit litten, wurden von einem Arzt behandelt, und Gruppentherapie war eine Behandlungsoption, die der Arzt vorschlagen konnte. Hans Strupp (1983) weist darauf hin, daß das medizinische Modell nach wie vor in der Psychotherapie Gültigkeit habe, nicht nur aufgrund der aus der Medizin übernommenen Fachausdrücke wie »Patient«, »Therapeut«, »Diagnose« und »Ätiologie«, sondern weil die Psychotherapie unbestreitbar menschliches Leiden zu lindern sucht. Dennoch hat die Psychotherapie nach Strupps Ansicht größere Ähnlichkeit mit einem Erziehungsprozeß, wobei er an Freuds Charakterisierung der Therapie als »Umerziehung« erinnert. Die National Training Laboratories, die 1947 in Einklang mit Lewins

Vorstellungen gegründet wurden, wichen denn auch vom medizinischen Modell ab und stellten die Kleingruppenarbeit verstärkt unter den erzieherischen Aspekt. Freiwillige (nicht Patienten) bildeten T-Gruppen (T für Training), um sowohl ihre Führungsqualitäten zu entwickeln, als auch Gruppeneffizienz beim Problemlösen und bei kooperativen Aufgaben zu erlernen. Gruppen mit dem Ziel persönlichen Wachstums und Encounter-Gruppen dehnten in den sechziger Jahren dieses erzieherische Konzept nicht bloß auf Führungskräfte der Wirtschaft und der Hochschulen aus, sondern auch auf gewöhnliche Bürger, die ihre persönlichen Beziehungen und ihre Lebensqualität zu verbessern wünschten.

Wilfred Bion entwickelte in den sechziger Jahren in England eine Theorie der Gruppendynamik, die auf den psychischen Vorgängen der Gruppe als eines Ganzen beruhte. Bion formulierte drei Aspekte des Verhaltens der Gruppenmitglieder, die sich unabhängig voneinander vollziehen und etwa folgendermaßen gekennzeichnet werden können: Die Gruppenmitglieder suchen nach einem Führer, der sie stützt und schützt (Abhängigkeit). Sobald sie erkennen, daß kein solcher Erlöser vorhanden ist, suchen sie Erlösung oder Ablenkung bei anderen Gruppenmitgliedern (Paarbildung). Wenn sie merken, daß niemand die unmögliche Rolle ausfüllen kann, die sie sich vorstellen, werden sie wütend und enttäuscht und fangen untereinander Streit an oder verlassen die Gruppe (Kampf oder Flucht). Individuen, die die Verantwortung für ihre Entscheidungen und Handlungen übernehmen, kennzeichnen eine reife Stufe der Gruppenaktivität.

S. H. Foulkes, der die analytische Gruppenpsychotherapie entwickelte, versuchte, die früheren Erfahrungen der Patienten mit den hier und jetzt stattfindenden Vorgängen in der Gruppe zu verflechten. Foulkes maß der Beziehung zwischen den Gruppenmitgliedern und zu der Gruppe als therapeutischer Instanz Bedeutung bei. Er verglich den Gruppentherapeuten mit einem Dirigenten, der nicht den Ton angibt, sondern der Melodie zu folgen sucht, die die Gruppe spielen will (Grotjahn, 1978).

Obwohl personen- oder klientenzentrierte Therapiegruppen von seinen Kollegen (Peres, 1947; Gordon, 1951) in den vierziger Jahren entwickelt worden waren und Carl Rogers eine Menge Gruppenerfahrung gesammelt hatte, begann Rogers erst in den sechziger Jahren, sich ernsthaft mit Gruppen zu befassen⁽²⁾.

Rogers' ursprüngliches Interesse galt damals den Encounter-Gruppen. Er analysierte den Gruppenprozeß, wobei er sich der Methode der Pro-

zeßbeschreibungen bediente, die in der personenzentrierten Therapie angewandt wird. Er definierte auch die Rolle des Gruppenleiters, den er als »*facilitator*«, (wörtlich Förderer) bezeichnete, und betonte das »Klima psychischer Geborgenheit, in dem es allmählich möglich wird, sich frei zu bewegen und die Differenzen zu vermindern«.

Rogers zufolge trägt der Leiter zum Entstehen dieses Klimas hauptsächlich durch die »dem Leiter eigenen Haltungen« — Echtheit, Wertschätzung oder Annehmen und Empathie oder Einfühlung — bei. Obwohl er in der Praxis auf die »Weisheit der Gruppe« vertraute und diese manchmal bloß bewundern konnte, benannte er über diese fördernden Eigenschaften hinaus keine Gruppenfaktoren, die ein günstiges »psychisches Klima« erzeugen.

Seine Arbeit bewies jedoch, daß seitens des Gruppenleiters sehr wenig an Steuerung oder Technik nötig ist, um signifikante therapeutische Fortschritte sowohl in der Funktionsfähigkeit der Gruppe als auch beim einzelnen Mitglied zu erzielen. Verschmitzt bemerkte Rogers: »Künstliche Techniken gehen mir wirklich gegen den Strich . . . Bei seltenen Anlässen, wenn ich frustriert war oder wenn eine Gruppe ein zu festes Plateau erreicht zu haben schien, versuchte ich, gewisse Techniken anzuwenden, aber das funktioniert selten. Der Grund dafür ist wahrscheinlich, daß ich selbst im Grunde nicht an ihren Nutzen glaube« (1970, S. 56).

Obwohl er die Rolle des Gruppenleiters unterstrich, förderte Rogers auch die egalitäre Einstellung, die schon 1952 durch diesen Grundsatz des New Yorker Instituts für Gestalt-Therapie vorweggenommen wurde: »Die Gruppentherapie ist als eine Workshop-Situation konzipiert, in der jeder Teilnehmer sowohl Patient als auch Therapeut ist«.

In den siebziger Jahren setzte sich der Begriff *personenzentriert* gegenüber *klientenzentriert* in den Schriften von Rogers durch. Der Begriff sollte die Einstellung des Therapeuten zur Person widerspiegeln. Der Therapeut hat es weder mit einem *Patienten* zu tun, der krank ist, noch mit einem *Klienten*, der sein Kunde ist; der Therapeut konzentriert seine Aufmerksamkeit weder in erster Linie auf eine Theorie noch auf sich selbst, sondern auf den anderen als vollständige Person.

1968 begann das La Jolla Program, ein Institut des Center for Studies of the Person in Kalifornien, mit der Ausbildung von Gruppenleitern (Rogers, 1970). Dieses Programm zeichnete sich durch kurze Plenarsitzungen aus, bei denen fünfzig bis hundert Personen interagierten wie in den klei-

nen Encounter-Gruppen. Diese Zusammenkünfte zeigten, was auch schon bei anderen Anlässen klar geworden war, daß auch eine große Gruppe ein verständliches und manchmal gehaltvolles Gespräch führen kann. 1973 gingen Rogers und andere Kollegen von diesem kontrollierten Format ab und initiierten eine neue Form der personenzentrierten Gruppenarbeit: Mehr als hundert Personen lebten etwa zwei Wochen lang in einem gruppengesteuerten Workshop, einer *Lerngemeinschaft*, zusammen; ihre einzige geplante Tätigkeit bestand neben den Mahlzeiten darin, eine große Versammlung abzuhalten, in der alle Pläne und Entscheidungen gemeinsam gemacht und getroffen wurden. Das ursprüngliche Ziel der Organisatoren war, gemeinsam mit allen Teilnehmern die Hypothesen der personenzentrierten Therapie in einem komplexen sozialen Rahmen zu testen. Bald wurde jedoch klar, daß die eigentliche Aufgabe dieser Gruppen darin bestand zu lernen, »wie sich der / die Einzelne an Ort und Stelle so verhalten kann, daß die persönlichen Handlungen — und insbesondere das persönliche Wachstum — gefördert werden und dem Wohl der Menschheit nicht entgegenwirken, sondern tatsächlich zu diesem beitragen«. Es wurden bedeutsame Lernfortschritte in bezug auf Selbstverwaltung, die Lösung komplexer Probleme, die im Kollektiv entstanden, hinsichtlich der Beilegung heikler Wertkonflikte, der Steigerung der individuellen Selbstachtung und anderer Aspekte des »persönlichen Wachstums« gemacht. Solche großen Gruppen-Workshops wurden in Nord- und Südamerika, in Asien und Europa abgehalten (Rogers, 1977; Wood, 1984).

Ein ganz anderes Herangehen an Gruppen hat sich in jüngster Zeit entwickelt. Es wird hier deshalb erwähnt, da Gruppenansätze zur Übernahme vieler Techniken neigen, einschließlich solcher aus Systemen mit entgegengesetzten Philosophien. Aspekte der erwähnten Ansätze jedoch können auch in jeder der anderen auftreten. Der verhaltenstherapeutische Ansatz unterscheidet sich von den meisten anderen Konzeptionen durch seine Sichtweise der psychischen Störungen. Nicht aufgrund von Konflikten, Hemmungen, Widerständen oder psychologischen Barrieren leiden manche Menschen, meint Arnold Lazarus (1982). »Viele Menschen leiden emotional«, erklärt er, »weil ihre Lerngeschichte sie nicht mit den nötigen Bewältigungskompetenzen ausgestattet hat« (S. 214).

Der Verhaltenstherapeut erkennt den Wert gegenseitiger Unterstützung und Ermutigung an, welche die Gruppe bietet. Sheldon Rose (1983) fügt

hinzu, »... ein spezifisches Kennzeichen der (Verhaltens)therapie in Gruppen ist die Gelegenheit zur Verstärkung durch die übrigen Mitglieder. Jeder Teilnehmer hat die Chance, die Fähigkeit zu erlernen oder zu verbessern, anderen in sozial interaktiven Situationen Belohnungen zu vermitteln« (S. 102). Verhaltenstherapeutische Methoden lassen sich im Gruppensetting offenbar am ehesten auf Gruppen anwenden, die das Rauchen aufgeben wollen, denen es an Selbstsicherheit fehlt, die sexuelle oder Eßprobleme haben, unter Phobien leiden und so weiter. *Modellernen*, Probehandeln, *Coaching* (Lernen mit direkter Überwachung) und *Feedback* (Rückmeldungen) sind Begriffe, die zur Beschreibung von Gruppeninteraktionen verwendet werden.

Obwohl die Ähnlichkeiten zwischen den Therapiegruppen oft viel größer als die Unterschiede sind, erhält man den Eindruck einer grenzenlosen Vielfalt. Eine aktuelle Liste der verwirrenden Vielzahl von Bezeichnungen, mit denen die verschiedenen Ansätze charakterisiert werden, würde folgende Begriffe einschließen: Gruppenpsychoanalyse, Psychodrama, analytische Gruppenpsychotherapie, existentielle Gruppentherapie, Transaktionsanalyse in der Gruppe, Encounter-Gruppe, T-Gruppe, Selbsthilfegruppe, EST-Gruppe, Sensitivitätsgruppe, Sensory-Awareness (sinnliche Erlebnisfähigkeit)-Gruppe, Synanon-Gruppe, Rolfing-Gruppe, nonverbale Gruppe, Kunsttherapiegruppe, Tanztherapiegruppe, Kreativitätsgruppe, Gestalt-Therapiegruppe, personenzentrierte Therapiegruppe, familientherapeutische Gruppe, Realitätstherapie in der Gruppe, rational-emotive Gruppentherapie, Gruppenverhaltenstherapie, multimodale Gruppentherapie, Lebenskompetenz (Life-Skills)-Trainingsgruppen, Psycho-Erziehungs-Gruppen.

Es ist schwierig zu sagen, was Gruppenpsychotherapie ist und was nicht: teils, weil es keine allgemein akzeptierte Definition gibt und teils, weil sich auch »nichttherapeutische« Gruppen mit den »therapeutischen« bis zu einem gewissen Grad überschneiden und ähnliche Resultate erzielen.

Kaplan und Sadock (1983) definieren *Gruppenpsychotherapie* als »eine Behandlungsform für Probleme, die im emotionalen Bereich vermutet werden und bei der ein besonders ausgebildeter Leiter bewußt eine professionelle Beziehung mit einer in ihrer Größe beschränkten Gruppe von Patienten zu dem Zweck herstellt, ihre Interaktion als ein Mittel zur Beseitigung, Modifizierung oder Verzögerung bestehender Symptome zu benutzen, gestörte Verhaltensmuster abzuschwächen oder umzukehren, und

positives Persönlichkeitswachstum und Entwicklung bei den Teilnehmern zu fördern, die eigens zu diesem Zweck ausgewählt wurden« (S. 351).

Diese Definition paßt durchaus auf Gruppen von »Patienten«, die zur »Behandlung« von »gestörten Verhaltensmustern« gebildet werden. Man könnte dies wahrscheinlich als einen *medizinischen Ansatz* bezeichnen. Verhaltenstherapie könnte man, weil sie bei der Aufstellung und Erprobung von Hypothesen wissenschaftlichen Regeln gehorcht, einen *wissenschaftlichen Ansatz* nennen. Beide Ansätze haben ihre Vorzüge. Problematisch sind sie nur, wenn sie in sich nicht schlüssig sind. Laing (1972) erinnert uns zum Beispiel daran, daß es unverantwortlich sei, eine Behandlung mit einem medizinischen Ansatz *ohne* eine Diagnose zu versuchen. Beim *erzieherischen Ansatz*, der auch eine therapeutische Wirkung ausübt, aber in erster Linie dem Erlernen erfolgreicher Verhaltensmuster und Dingen wie der Klärung von Wertvorstellungen und dem persönlichen Wachstum dienen soll, steht dagegen die Beziehung, nicht die Diagnose im Mittelpunkt. Die Gruppenleiter »intervenieren deshalb und verändern die Situation, sowie sie sich in diese hineinbegeben« (Laing, S. 40). Die Definition von Kaplan und Sadock versucht, auch den erzieherischen Ansatz einzubeziehen. Gesundheitsbetreuer und Glaubensheiler, die sich religiöser oder übernatürlicher Theorien bedienen, würden eine weitere Kategorie bilden.

Es scheint, als enthielte jede menschliche Gemeinschaft, die sich zu kooperativen Zwecken konstituiert hat, einschließlich der Wissenschaft, der Medizin und des Bildungswesens, religiöse Ambitionen und Praktiken. Solche Gemeinschaften schützen nicht nur ihre Lehren vor der Verwässerung durch Nichtfachleute und versuchen, die Anhänger anderer »Konfessionen« zu bekehren, sie bedienen sich auch religiöser Rituale und Konzepte (von Labortieren heißt es beispielsweise, daß sie für die Wissenschaft »geopfert« würden). Wissenschaftliche Ansätze ziehen auch Nutzen aus nichtspezifischen Faktoren, die bei religiösen Ansätzen eine Rolle spielen (zum Beispiel aus der Placebowirkung). Religiöse Ansätze benutzen auf der anderen Seite Methoden der Verstärkung und andere Techniken aus der Welt der Wissenschaft. Im allgemeinen bedient sich jede Partei der erfolgreichen Methoden und Konzepte der anderen, solange dies nicht einen peinlichen Konflikt mit ihren eigenen Dogmen offenbart.

Schließlich garantiert der wissenschaftliche Ansatz weder, daß sich der ihn Ausübende der Wahrheit verpflichtet fühlt, noch daß er sein Wissen in

integrierter Weise nutzt (Wissenschaft wurde von der Inquisition praktiziert und wird heute vom KGB und der CIA angewandt). Ebenso wenig gewährleistet ein religiöser Ansatz, daß der Heiler von untadeligem Charakter ist. Neben reinen Scharlatanen zögern viele religiöse Gruppen nicht, bei der Verfolgung ihrer Ziele Unterdrückung und psychologische Kontrolle anzuwenden.

Gibb, Platts und Miller (1951) vertreten die Auffassung, daß der Begriff *Gruppenpsychotherapie* zur Bezeichnung »des Prozesses dienen sollte, bei dem ein professioneller Therapeut eine Gruppe leitet, deren unmittelbares und primäres Ziel das therapeutische Wohl der Gruppe ist«, während der Begriff *Gruppentherapie* »Persönlichkeitsveränderungen bezeichnen sollte, die ein Nebenprodukt ursprünglicher Gruppenaktivitäten sind, welche zu nichttherapeutischen Zwecken veranstaltet werden«.

Heute werden diese Begriffe synonym verwendet, und der Unterschied zwischen therapeutischen und anderen Gruppen (wie Encounter- und T-Gruppen, Selbstsicherheitstraining etc.) bleibt unklar. Es ist jedem Gruppenleiter bzw. den einzelnen Gruppenteilnehmern überlassen, ihr Tun innerhalb der Grenzen des gesellschaftlichen Umfelds und seiner Ethik selbst zu definieren. In Kalifornien ist diese Frage zum Beispiel gesetzlich geregelt: *Gruppenpsychotherapie* ist ein Verfahren, das von einem staatlich anerkannten Psychologen oder Psychiater geleitet werden muß. Gruppen, die von Personen ohne behördliche Zulassung geleitet werden, dürfen nicht als *Therapie* bzw. *Psychotherapie* bezeichnet werden.

Diese Definition eignet sich natürlich nicht für die Erörterung der aktuellen Gruppenpraxis. Da die personenzentrierten Gruppen sowohl zu psychotherapeutischen Zwecken als auch zu »ursprünglicheren Gruppenaktivitäten«, ja sogar auch zu traditionellen erzieherischen Zwecken zusammenkommen, wird sich dieses Buch auf die Prinzipien dieses Ansatzes konzentrieren und nicht versuchen, den unterschiedlichsten Anwendungsmöglichkeiten eine Definition aufzuzwingen.

Zusammenfassung

Ein historischer Überblick über die Gruppenpsychotherapie fördert die meisten Grundsätze der heutigen Gruppenpraxis zutage. Gruppentherapeutische Ansätze haben den Wunsch miteinander gemein, Leiden zu lindern

und die Qualität des menschlichen Lebens zu verbessern. Die Gruppe ist beeinflusst von den biologischen Voraussetzungen, dem Seelenleben und dem Verhalten ihrer Mitglieder und wirkt sich umgekehrt auf diese aus. Sie ist die gegenwärtige Umwelt, in die sich die Einzelnen einbringen müssen, und verkörpert als solche alte und neue kulturelle Werte, die die Teilnehmer verändern und die von ihnen verändert werden. Von dem offenen und ehrlichen Austausch von Gedanken, Gefühlen, Phantasien und persönlichen Erfahrungen durch Gruppenmitglieder (und gelegentlich durch den Therapeuten) wird nach wie vor angenommen, daß er zu größerer Selbst-Bewußtheit und Einsicht in die Lösung von Schwierigkeiten führe. Diese Bewußtheit kann sich einstellen, indem man sich und seine persönlichen Schwierigkeiten unmittelbar durch verbale Reflexionen, Dramatisierung mit anderen, unter Verwendung von Musik, Tanz oder anderen Medien erfährt, aber auch durch die Art und Weise, wie die anderen Teilnehmer den Protagonisten und seine Schwierigkeiten (Gruppen-Feedback) in der direkten Interaktion mit ihm erleben. Die Mitglieder der Gruppe steigern ihre Selbst-Bewußtheit, auch wenn sich das Interesse der Gruppe gerade nicht auf sie konzentriert, durch ihre Teilnahme, sie tragen aber auch zur Förderung der Atmosphäre der Gruppe bei.

Einfach zu entdecken, daß man selbst nicht so anders als die anderen ist, wie man glaubte — daß sich andere ebenso nach unverdientem Luxus sehnen, eine Schwäche für irgendein selbstzerstörerisches Laster haben, haßerfüllte Gedanken und unaussprechliche Gefühle selbst gegenüber den Menschen hegen, die ihnen am nächsten stehen, es satt haben, liebenswürdig zu sein und sich manchmal böse verhalten wollen — ist einer der unmittelbaren Nutzeffekte der Gruppe. Umgekehrt beraubt die Gruppe ihre Mitglieder nicht ihrer einzigartigen »positiven« Eigenschaften. Durch emotionale Unterstützung, Trost und Ermutigung fördert sie die Stärken und bewundernswerten Eigenschaften des Einzelnen zutage und erhöht seine Selbstachtung. Der Gruppenteilnehmer ragt somit nicht länger aufgrund eines bestimmten emotionalen Problems aus der Gesellschaft heraus, sondern dank der besonderen Stärken, die sie oder er besitzt.

Religiöse Gefühle, Angriffe auf den Leiter, Feindseligkeit, Rivalität, Liebe, Paarbildung, Verlassen der Gruppe, all dies sind verbreitete Vorkommnisse. Reife Funktionsfähigkeit in der Gruppe zeichnet Individuen aus, die die Verantwortung für ihre Entscheidungen und Handlungen

übernehmen und lernen können, persönliche Differenzen zu bereinigen und ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen. Eine Schar von Personen mobilisiert, von Leidensdruck getrieben, ihre Heilungskräfte, die für den Gruppenleiter und die von ihm angewandten Methoden unerreichbar sein mögen. Die äußeren Umstände, das Ambiente, die Verfahrensweise, der Therapeut, die Zusammensetzung der Mitglieder — all dies ist wichtig, damit die Gruppe produktiv arbeiten kann.

Die Gruppe, insbesondere die Großgruppe, kann erfolgreich tätig sein (und studiert werden) vom Standpunkt einer Ansammlung von Individuen *und* als ein relativ eigenständiges Gebilde. Großgruppen bieten die Möglichkeit zu lernen, wie man lernen kann, die Probleme zu lösen, denen sie konfrontiert sind, die Wertkonflikte beizulegen, sich selbst zu verwalten sowie ihren einzelnen Mitgliedern therapiefördernde Umstände zu bieten.⁽³⁾

Anmerkungen

- ⁽¹⁾ Kanzer (1983) bezeichnet diese Gruppe in seinem historischen Überblick als erstes schriftlich überliefertes Beispiel einer analytischen Gruppentherapie.
- ⁽²⁾ Bei Raskin (1986) findet sich ein Überblick über die Anfangsphase der klientenzentrierten Therapie.
- ⁽³⁾ Weitere Informationen über gruppentherapeutische Ansätze sowie eine vollständigere und aufschlußreiche historische Erörterung bieten Gazda (1982) und Kaplan + Sadock (1983).

Die Zweiergruppe: Die therapeutische Beziehung

*Der Mensch wird am Du zum Ich.**
Martin Buber

Allein in den Vereinigten Staaten sind schätzungsweise 160.000 professionelle Psychotherapeuten tätig. Es wird angenommen, daß sich 30 Prozent der amerikanischen Bevölkerung im Laufe ihres Lebens um die eine oder andere Art von psychologischer Beratung bemüht haben.⁽¹⁾ Obwohl die Forschung bis zum heutigen Tag das Rätsel noch nicht gelöst hat, was eine erfolgreiche Psychotherapie ausmacht, und die Debatten über ihre Effektivität andauern, kommt eine sorgfältige Auswertung von 475 psychotherapeutischen Effizienzuntersuchungen von Smith, Glass und Miller (1980) zu dem Schluß: »Psychotherapie hat eine günstige Wirkung und zwar durchgehend und auf viele verschiedene Arten. Ihr Nutzen ist mit anderen kostspieligen und anspruchsvollen Maßnahmen wie Schulbildung und Medizin vergleichbar. Die Heilerfolge der Psychotherapie sind nicht dauerhaft, aber das trifft für die meisten Dinge im Leben zu.«⁽²⁾

Jeder erfolgreiche Psychotherapeut überprüft den Wert von Therapie durch klinische Praxis. Nur durch unmittelbare Erfahrung lernt man mit

* (1979, S. 32)

der Zeit, wie eine wirksame Therapie erzielt wird. In dieser Weise entwickelten auch Carl Rogers und seine Mitarbeiter⁽³⁾ die personenzentrierte Therapie.

Die Mitte der dreißiger Jahre markierte einen historischen Wendepunkt für den jungen Psychologen am Institut für Kinderforschung der Gesellschaft für die Verhütung von Grausamkeit gegenüber Kindern der Stadt Rochester. Rogers beriet damals die Mutter eines ernstlich verhaltensgestörten Jungen und versuchte, ihr das Muster ihrer frühen Ablehnung des Kindes begreiflich zu machen. In einem Gespräch nach dem anderen interpretierte er unter geschickter Anwendung seines »eklektischen Freudianismus« subtil und geduldig das Verhalten der Mutter. Da es ihm absolut nicht gelingen wollte, sie zu der entsprechenden Einsicht zu bringen, gab sich der Doktor schließlich geschlagen.

Schon im Weggehen, zögerte die Mutter an der Tür, wandte sich um und fragte Rogers: »Nehmen Sie eigentlich auch Erwachsene zur Beratung an?« Als Rogers bejahte, antwortete sie: »Nun, dann möchte ich auch Hilfe«.

Sie kehrte zu ihrem Sitz zurück, der seit den überflüssigen Interpretationen noch warm war, und schüttete Rogers ihr Herz aus: Es war eine Geschichte voll Verzweiflung, Gefühlen des Versagens und der Verwirrung.

»Es hat mich umgehauen«, bekennt Rogers (1972) freimütig. »Was sie mir erzählte, hatte keine Ähnlichkeit mit der Geschichte, die ich mir säuberlich zurechtgelegt hatte. Ich wußte kaum, was ich tun sollte, aber vor allem hörte ich zu. Am Ende, nach vielen weiteren Gesprächen, besserte sich nicht nur ihre eheliche Beziehung, auch das Problemverhalten ihres Sohnes verschwand, als sie ein echterer und freierer Mensch wurde. . . . Dies war eine bedeutsame Lernerfahrung für mich. Statt sie zu führen, hatte ich mich von *Ihr* führen lassen. Ich hatte einfach zugehört, statt sie zu einer diagnostischen Erkenntnis zu drängen, zu der ich bereits gelangt war« (S. 8).⁽⁴⁾

Eindrucksvolle und unerwartete Erfahrungen wie diese, nicht sorgfältig konzipierte Pläne wandelten Rogers' Auffassung von Psychotherapie und legten den Keim zur personenzentrierten Therapie. Anhand der konkreten therapeutischen Praxis lernten die Gesprächspsychotherapeuten, wie sie sich später auf deutsch nannten, die Sensitivität zu schärfen, mit der sie ihren Patienten zuhörten. Unter den Symptomen, Verhaltensmustern, Empfindungen, Gefühlen, Motiven, Wünschen und Wahrnehmungen ge-

lang es ihnen, eine *Person* aufzuspüren, einen Menschen, der in all seiner Komplexität die Fähigkeit zur Selbstheilung mobilisieren kann und zu einer größeren Bewußtheit gelangt.

Diese natürliche Tendenz des Menschen zur Selbstheilung und zum Wachstum wurde als *Aktualisierungstendenz* bezeichnet und bildete die Grundlage der Arbeit des personenzentrierten Therapeuten. Sie wird definiert als die »inhärente Tendenz des Organismus, alle seine Fähigkeiten in einer Weise zu entwickeln, die geeignet ist, den Organismus zu erhalten bzw. zu fördern« (Rogers, 1959).⁽⁵⁾

Es ist der Organismus als Ganzes, der diese Tendenz aufweist, die sich in vielen Formen äußern kann. Für den einen kann sich diese »Förderung des Organismus« darin zeigen, daß er eine Beziehung verändert, den Partner oder den Beruf wechselt; bei einem anderen mag es darum gehen, sich in seiner gegenwärtigen Lebensweise stärker zu engagieren. Für die eine Person mag es wichtig sein, härter für eine materielle Besserstellung oder vermehrte Verantwortung zu arbeiten; ein anderer wird vielleicht seine Verpflichtungen reduzieren und seine Anstrengungen drosseln, sich mit geringeren Einkünften zufriedengeben und weniger kostspielige Interessen pflegen. Der eine mag ausdrucksfähiger und farbiger werden, die andere empfänglicher und stiller.

Unter günstigen Bedingungen *kann* man sich auf die evolutionäre Weisheit aller Lebewesen stützen, um die Fähigkeiten eines Menschen so zu entwickeln, daß sie ihm als Individuum und als Mitglied der menschlichen Gesellschaft in konstruktiver und kreativer Weise dienen.

Die Theorie der personenzentrierten Therapie

Der Tag, den Rogers als Geburtstag der personenzentrierten Therapie ansieht, ist der 11. Dezember 1940. In einem Vortrag an der Universität von Minnesota stellte er an diesem Tag einen radikal anderen therapeutischen Ansatz vor, indem er versuchsweise *Neuere Konzepte in der Psychotherapie* skizzierte, die sich »viel stärker auf das individuelle Streben nach Wachstum, Gesundheit und Anpassung« stützen. Die Therapie stellt sich damit die Aufgabe, den Klienten* in einer Weise »zu befreien,

* Die Bezeichnungen »Klient« und »Patient« werden hier synonym verwendet.

daß er zu normalem Wachstum und zur Entwicklung fähig wird«. Dieser neue Ansatz, so kündigte Rogers an, »legt größeren Wert . . . auf den Gefühlsaspekt der Situation als auf die intellektuellen Aspekte«. Er betone auch »die unmittelbare Situation« stärker als »die Vergangenheit des Einzelnen« und hebe »die therapeutische Beziehung selbst als Wachstumserfahrung« hervor (Rogers, 1974, S. 8).

In den folgenden zwanzig Entwicklungsjahren unternahm die Gesprächspsychotherapie (GPT) alle Anstrengungen, um ihre Grundsätze auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen. Durch empirische Untersuchungen wurden die Voraussetzungen zur Verwirklichung der Ambitionen dieser »neueren Therapie« in Theorie und Praxis gewissenhaft formuliert. Zum späteren Erfolg dieser Theorie mögen ihre Einfachheit, ihre einleuchtenden Hypothesen, die Unterstützung durch die Forschung und ihre überzeugende Präsentation beigetragen haben, die ihr auf den Gebieten wie der Sozialarbeit, der Seelsorge, in den Selbsthilfebewegungen und im Bildungswesen über die Klinische Psychologie hinaus Geltung verschafften.

Obwohl Erklärungen der GPT in verschiedenen vereinfachten Formen in der Fach- und Laienpresse erschienen sind und in zahllosen Lehrbüchern verbreitet wurden, stellt die luzideste und präziseste theoretische Zusammenfassung nach wie vor jener Beitrag dar, der Ende der fünfziger Jahre für die Untersuchung der American Psychological Association über den Stand und die Entwicklung der Psychologie in den Vereinigten Staaten verfaßt wurde. Dieser Aufsatz erschien unter dem Titel »A Theory of Therapy, Personality, and Interpersonal Relationships as developed in the Client-Centered Framework« (Rogers, 1959).

Die Theorie läßt sich kurz folgendermaßen zusammenfassen. Der Klient erscheint in einem unruhigen Zustand der *Inkongruenz*: einer Diskrepanz zwischen seinem Selbst, so wie er oder sie es wahrnimmt, und dem tatsächlichen Erleben des Gesamtorganismus (all dem, was sich in einem bestimmten Augenblick im Organismus abspielt und dem Bewußtsein potentiell zugänglich ist). Das *Selbst* oder *Selbstkonzept* wird definiert als die »organisierte, konsistente, vorgestellte Gestalt, bestehend aus Wahrnehmungen der Merkmale des 'Ich' und Wahrnehmungen der Beziehung des 'Ich' zu anderen und zu verschiedenen Aspekten des Lebens sowie der Werte, die diesen Wahrnehmungen beigemessen werden« (Rogers, 1959, S. 200).

Der Vorgang, durch den sich eine Person dieser Inkongruenz bewußt wird, und auch das Mittel, durch das diese Diskrepanz reduziert wird, wurde schließlich als Erleben (*experiencing*) bezeichnet (Gendlin, 1978; Gendlin et al., 1968; Gendlin, 1961.⁶)

Erleben wird definiert als ein körperlich empfundener Vorgang konkreter, aktueller Geschehnisse, auf die sich die Person immer direkt beziehen kann. Wenn man z. B. einem verwirrten Zuhörer das eben Gesagte in anderen Worten vermitteln möchte, muß man auf die *empfundene Bedeutung* nach innen horchen, die Gendlin als *unmittelbaren Bezugspunkt* bezeichnet. Man kann zu unterschiedlichen Worten gelangen, die sich mit diesem unmittelbaren Bezugsobjekt verknüpfen und aus denen man eine neue Aussage formulieren kann. Dieses Achten auf einen unmittelbaren, sich verschiebenden Bezugspunkt bezeichnet Gendlin als *Fokussieren*. Auf diese Weise kann eine Person ihr *Erleben*, das im Wissen Worten und Begriffen überlegen ist und eine Richtschnur zur Begriffsbildung darstellt, entdecken und harmonisch damit leben. *Erleben* kann schweigend geschehen, in einer Begegnung mit einer anderen Person oder bei der Interaktion mit einem Therapeuten.

Ein Studium des *Erlebens* des Klienten im Verlauf seiner Therapie ergab nicht nur Hinweise auf die Voraussetzungen für eine wirksame Therapie, es lieferte auch einen Maßstab zur Bewertung des in der Therapie erzielten Fortschritts. Eine Prozeßskala wurde entwickelt (Rogers & Rablen, 1958), die es ermöglichte, die Fortschritte des Klienten in einer Richtung zu ermitteln, die von Fremdbestimmung (»sollte«), dem Wunsch anderen zu gefallen und nur die Bedürfnisse anderer zu befriedigen, hin zu Selbstbestimmung und Komplexität des Klienten, zu Offenheit für Erfahrungen und Vertrauen und, in der Theorie, zu größerer Akzeptanz anderer führten.

Die GPT-Forscher konzentrierten ihre Studien darauf, was der *Therapeut tun* könne, um diesen therapeutischen Prozeß zu fördern. Durch das Studium des Tonfalls, des verbalen Verhaltens, der Körperhaltung und Gestik gelang es den Forschern festzustellen, wann der Therapeut den Klienten genau und sensibel verstand. Die Forscher bewerteten aber auch die Wärme und Bedingungslosigkeit der positiven Wertschätzung, die dem Klienten entgegengebracht wurde, und das Ausmaß, in dem sich das innere Erleben des Therapeuten mit seinem äußeren Verhalten deckte. Die Wahrnehmungen des Klienten von diesen Eigenschaften des Therapeuten

wurden auch durch dessen eigene Angaben verifiziert. Die Forschungsergebnisse deuteten darauf hin, daß diese drei Faktoren — Empathie oder Einfühlung, Wertschätzung oder bedingungsloses, positives Akzeptieren und Kongruenz oder Echtheit — beim Therapeuten vorhanden waren und vom Klienten wahrgenommen wurden, wenn die Therapie erfolgreich war. Kurz vor Beginn der sechziger Jahre wurde die Theorie der GPT auf folgenden Nenner gebracht, auf den man sich verließ: *Die angeborenen Heilungsfähigkeiten und die Selbstverwirklichungstendenz (Aktualisierungstendenz) werden in einer zwischenmenschlichen Beziehung freigesetzt, in der der Therapeut in der Beziehung kongruent (echt) ist, eine bedingungslose positive Wertschätzung gegenüber dem Klienten empfindet und zu einem einfühlsamen Verständnis des inneren Bezugsrahmens des Klienten fähig ist, und in der der Klient — der sich zunächst in einem Zustand der Inkongruenz befindet, verletzlich oder angstgeplagt ist — die bedingungslose positive Wertschätzung des Therapeuten für ihn und sein einfühlsames Verständnis zumindest in minimalem Maße wahrnimmt* (Rogers, 1959, S. 213).

Forschungsstudien der Einzeltherapie bekräftigten wiederholt diese Theorie, ohne sie allerdings beweisen zu können (Rogers et al., 1967; Tausch, 1978). Eine neun Jahre später vorgenommene Nachuntersuchung schizophrener Klienten, über die Truax und Mitchell (1971) berichteten, zeigte zum Beispiel, daß jene Patienten, deren Therapeuten hohe Werte in bezug auf Verständnis, Wärme und Echtheit erzielt hatten, viel länger ohne stationäre psychiatrische Behandlung auskamen als jene, deren Therapeuten bei diesen Indizes schlecht abschnitten. Die parallelisierte Vergleichsgruppe lag in ihren Ergebnissen zwischen diesen beiden Extremwerten, was darauf hindeutet, daß Patienten, deren therapeutische Beziehung wenig Einfühlung, Wärme und Echtheit enthält, möglicherweise ohne jegliche Therapie besser dran gewesen wären (S. 328-329). Bei ihrer Sichtung des veröffentlichten Beweismaterials in bezug auf die Wirksamkeit von Psychotherapie gelangten Truax und Mitchell nicht zu dem Schluß, daß die Therapie im Schnitt erfolgreich gewesen sei. Sie folgerten jedoch, daß der Therapeut, welcher Schule er auch angehören möge, *Wirkung erzielt*, sofern er einfühlsam und echt ist und sich eines Urteils über seinen Klienten enthält.

Der gegenwärtige Stand: Notwendig, aber nicht ausreichend?

Die oben referierten Voraussetzungen der personenzentrierten Therapie sind als notwendig und ausreichend erklärt worden (Rogers, 1957). Selten wird die Notwendigkeit dieser Bedingungen in Frage gestellt. Tatsächlich wird die Fähigkeit zur Einfühlung, Akzeptanz und Echtheit in unterschiedlichem Ausmaß als grundlegend für die meisten Psychotherapeuten (einschließlich Verhaltenstherapeuten und Psychoanalytiker) angesehen.

Es ist jedoch bisher noch nicht überzeugend nachgewiesen worden, daß ein erfolgreiches Ergebnis des therapeutischen Prozesses garantiert ist, sofern diese Voraussetzungen erfüllt sind. Wissenschaftler, die sich mit der Wirkungsforschung sowohl der Therapeuten- als auch der Klientenvariablen befaßt haben, kamen zu dem Schluß, daß die in der personenzentrierten Therapie vom Therapeuten geforderten Voraussetzungen als solche nicht ausreichen, um ein positives Ergebnis zu gewährleisten (Parloff, et al., 1978; Garfield, 1971). Bei seiner Analyse der Forschungsstudien der letzten fünfundzwanzig Jahre seit der offiziellen Formulierung der personenzentrierten Therapie konnte Watson (1984) keine *einzig*e Untersuchung finden, die die Hypothesen angemessen überprüfte. Die Gültigkeit der Theorie ist somit durch die wissenschaftliche Forschung noch nicht nachgewiesen.

Nicht nur die Forschung muß erst noch das Ausreichen der in dieser Theorie enthaltenen Bedingungen für eine erfolgreiche Therapie nachweisen, auch die klinische Praxis der Psychotherapie (von der die Theorie weitgehend abgeleitet wurde) deutet darauf hin, daß viele Psychotherapeuten nicht an sie glauben.

In einer von der American Psychological Association in Auftrag gegebenen Befragung der praktizierenden Psychotherapeuten in den Vereinigten Staaten berichteten Norcross und Wogan (1983) daß es »sehr wenige Anhänger« der personenzentrierten Therapie (GPT nach Rogers) gebe. Mehr als 30 Prozent der Sparte 29 (Psychotherapie) und mehr als 40 Prozent der Sparte 32 (humanistische Psychologie) bekannten sich zu einer eklektischen Orientierung, womit sich diese Kategorie als die größte erwies.⁽⁷⁾

Außerdem erklärten viele Anhänger der GPT einschließlich einiger von Rogers' engsten Mitarbeitern: »Ich halte diese Voraussetzungen für not-

wendig, aber nicht ausreichend«. So wenden sie psychoanalytische Deutungen, Hypnose und Gestalt-Übungen an, arbeiten mit Tagtraumtechnik (katathymes Bilderleben), geben Hausaufgaben, benutzen Doppelbindungs-Aussagen und analysieren Träume — im allgemeinen in Einklang mit den neuesten technischen Trends — in dem Bestreben, die Lücken in Rogers' Ansatz auszufüllen.

Selbst unter ihren Begründern wird die GPT als ein Ausgangspunkt betrachtet, von dem der Therapeut zu ergiebigeren Methoden vorstößt. Eugene Gendlin ist ein typisches Beispiel dieser Haltung: »Was ich überwiegend tue«, erklärt er, »ist, im Stil der GPT zuzuhören. Aber dabei versuche ich immer, der Antwort auf die Frage näherzukommen: Was ist dieses innerliche Nichtwollen, das der Klient ausdrückt? Was haben wir noch nicht gehört? Kannst du das unmittelbar spüren? . . . Ich reagiere eine Weile personenzentriert, wenn ich merke, daß der Klient bereit ist, mir eine ganze Geschichte zu erzählen . . . dann unterbreche ich ihn . . . und sage . . . 'Seien wir jetzt einmal still und versuchen zu spüren, was innerlich los ist'.« Gendlin benutzt eine Technik, die er als *Fokussieren* bezeichnet, um den Klienten dahin zu bringen, »das Ganze zu spüren«, und ihm zu helfen, »die Ränder wahrzunehmen, die noch unklar sind« (Monteiro dos Santos, 1985).

Es könnte also sein, daß die Theorie der personenzentrierten Therapie, weil sie nicht entsprechend revidiert bzw. durch relevante Forschungen geklärt wurde, zu stagnieren begonnen hat. Ich bin nicht daran interessiert, eine erschlaffende Theorie bloß mit neuer Vitalität aufzupumpen. Aber ich interessiere mich für die Grundfrage, die die personenzentrierte Therapie immer zu beantworten versuchte: »Wie kommt eine wirksame Therapie zustande?« Aus den Beiträgen der personenzentrierten Therapie ist bereits eine Menge über den *Therapeuten* bekannt, aber wenig über den *Klienten* und den eigentlichen Vollzug seiner therapeutischen Beziehungen, und noch weniger über die Rolle von *Kultur* bzw. *Gesellschaft* und die Einflüsse des äußeren Rahmens und deren Auswirkungen auf eine effektive Psychotherapie. Ohne weitere Erforschung des *Phänomens* der wirksamen Therapie ist hier nicht viel mehr möglich, als diese Faktoren und ihre Beziehung zu wirksamer Therapie eingehender zu beleuchten.

Der Therapeut und seine Methode

Es spricht für die Psychotherapeuten, daß sie ständig bereit sind, ihren Ansatz zu revidieren, in dem Bestreben, ihren Beitrag (das, was sie *tun* oder *nicht tun*) im Sinne einer erfolgreichen Psychotherapie zu verbessern. Therapeuten erfinden, modifizieren und integrieren ständig verschiedenste neue Techniken in die therapeutische Praxis. Zu Beginn dieses Jahrzehnts waren mehr als 250 dokumentierte psychotherapeutische Techniken bekannt (Herink, 1980).⁽⁸⁾

In ihrem Überblick über den psychotherapeutischen Erkenntnisstand behaupten Bergin und Lambert (1978), daß etwa zwei Drittel der neurotischen Patienten in ambulanter Behandlung, welcher Spielart auch immer, eine merkliche Besserung aufweisen. Viele Techniken scheinen zu funktionieren. Obwohl also viele Menschen aus der Psychotherapie Nutzen ziehen, hat sich der Zustand mancher offenbar durch die Behandlung verschlechtert (Bergin, 1967). Obwohl Therapeuten großen Wert auf ihre Techniken legen und den therapeutischen Erfolg oder Mißerfolg auf die Anwendung bestimmter Methoden zurückführen (Hadley + Strupp, 1976), hat sich keine Methode als heilkräftig erwiesen, und manche könnten sogar schädlich sein.

Trotz untadeliger Anwendung werden manche Techniken, die ihren Anhängern Grund gaben, an sie zu glauben, später von anderen als ineffektiv bewertet. Außerdem beweist die Tatsache, daß sich eine Behandlung eine Zeitlang eines guten Rufs erfreute, nicht, daß ihr Effekt auf die theoretische Erklärung zurückzuführen ist, die von ihren Anhängern abgegeben wird. Man sollte nicht vergessen, daß zum Beispiel Mesmers Techniken von der französischen Regierungskommission nicht deshalb abgelehnt wurden, weil sie unwirksam waren, sondern weil die Erklärungen Mesmers, wie sein Verfahren wirkte, nicht verifiziert werden konnten.

In der Geschichte »erfolgreicher« medizinischer Behandlungen stößt man auf renommierte und angesehene Ärzte, die voll Selbstvertrauen unter anderem Krokodilkot, Froschsperma, Eunuchenfett, zerquetschte Fliegen, Pastillen aus getrockneten Vipern, Pelze, Federn, Haare, menschlichen Schweiß, Öl aus Ameisen, menschliches und tierisches Blut und Exkremente und Moos verschrieben, das vom Schädel des Opfers einer Gewalttat gekratzt wurde (Shapiro, 1971).

In nicht allzu ferner Zeit waren Eintauchen in kaltes Wasser, Auspeit-

schen, Desorientierung der Patienten, indem man sie in alle Richtungen schwang, Elektroschocks und Durchtrennung der Stirnlappen des Gehirns mit einem Eispickel beliebte und »wirksame« Behandlungsformen für psychische Störungen.

Der anfängliche Erfolg (oder Glaube an den Erfolg) vieler dieser Behandlungen hing zweifellos von komplexen Faktoren ab, die in allen Psychotherapien eine Rolle spielen. Es geht mir nicht darum, frühere Methoden oder Theorien zu verurteilen; ich möchte lediglich darauf hinweisen, daß der Erfolg, der ihr beschieden ist, und der Glaube des Anwenders an seine eigene Methode nicht notwendigerweise bedeuten, daß die akzeptierte Interpretation des Phänomens objektiv richtig ist. Was den *Vorteil* dieser Umstände betrifft, so bemerkte William James (1948): »Die Wissenschaft wäre noch lange nicht so fortgeschritten, wie sie ist, wenn das leidenschaftliche Verlangen Einzelner, ihre eigenen Überzeugungen bestätigt zu bekommen, aus dem Spiel geblieben wäre . . .« (S. 102).

Daß Psychotherapeuten ihre Techniken verteidigen, für sie werben und dazu neigen, ihre eigenen fragwürdigen Methoden anderen als überlegen anzusehen, kann auf brennenden Ehrgeiz oder Selbsttäuschung dieser Therapeuten zurückzuführen sein, es kann aber auch mit deren Erfolg zu tun haben. Die folgende Geschichte ist ein gutes Beispiel für letztere Möglichkeit. Im Jahre 1930 veröffentlichte Franz Boas die Autobiographie von Quesalid, einem Kwakiutl-Indianer aus der Gegend von Vancouver in Kanada. Quesalid, ein Skeptiker, der die Tricks des Schamanismus studieren und entlarven wollte, wurde von einem Schamanen aufgenommen und in seine Methoden eingeweiht. Quesalid lernte die heiligen Gesänge, Methoden, um Erbrechen auszulösen, und den Einsatz von Spitzeln, um Informationen über die Krankheiten verschiedener Leute zu erhalten. Vor allem vervollkommnete er sich in folgender Technik: der Schamane verbirgt ein paar Flaumfedern im Mund und, nachdem er in seine Zunge gebissen hat, damit sie blutet, saugt er am Körper des Patienten und spuckt schließlich den »blutigen Wurm« als Beweis dafür aus, daß die Infektion beseitigt wurde.

Bevor Quesalid seine Nachforschungen abgeschlossen hatte, wurde er an das Bett eines Kranken gerufen, der von ihm geträumt hatte. Niemand war schockierter als Quesalid, als die von ihm angewandte Behandlung wirkte. Doch er führte die Heilung darauf zurück, daß der Patient »so fest an seinen Traum von mir« geglaubt habe.

Quesalid war noch erstaunter, als er die Methoden von Schamanen der benachbarten Koskimo-Indianer kennenlernte, die sich gar nicht die Mühe machten, blutige Federn als Beweis der ausgetriebenen Krankheit vorzuzeigen, sondern bloß etwas Speichel in ihren Handtellern vorwiesen. In Vorwegnahme der gegenwärtigen Auseinandersetzungen zwischen rivalisierenden psychotherapeutischen Schulen, fragte sich Quesalid: »Worin besteht der Wert einer solchen Methode? Das kann keine echte Behandlung sein. Welche Theorie steht dahinter?« Später behandelte Quesalid erfolgreich eine Frau, bei der die Methode der Koskimos versagt hatte. Durch *seine* Methode gab er der Patientin etwas. Seine Rivalen *behaupteten* nur, die Krankheit beseitigt zu haben. Nicht nur das, seine Methode *funktionierte*. Danach entlarvte er alle Scharlatane und ihre »falschen Methoden«, entwickelte Stolz auf seine Leistungen und verteidigte seine Heilmethoden unbeirrbar gegen alle konkurrierenden Verfahren (nach Levi-Strauss, 1967).

Auch die personenzentrierte Therapie bezog Kraft aus ihren Leistungen und führte einen Großteil ihres Erfolges auf ihre Methoden zurück. Rogers war so überzeugt, daß sein Ansatz etwas Besonderes sei, daß er, als ihm ein Student, Fred Fiedler, ein Forschungsprojekt vorschlug, welches zeigen könnte, daß erfolgreiche Therapeuten *verschiedener* Schulen in ihrer therapeutischen Praxis mehr Ähnlichkeit miteinander hätten als mit weniger erfolgreichen Praktikern ihrer *eigenen Schule*, diesem zur Antwort gab, »er würde dieser Untersuchung keinen Glauben schenken, selbst wenn sie das Resultat zeitige, das ich voraussagte« (Kirschenbaum, 1979, S. 204).

Fiedlers Untersuchung (1950) ergab tatsächlich, daß die therapeutische Praxis weit bekannter Therapeuten der psychoanalytischen, personenzentrierten und Adlerschen Schule größere Ähnlichkeit miteinander hatte als mit derjenigen von Novizen ihrer eigenen Fachrichtung. Das Eingreifen oder Nichteingreifen des Therapeuten, seine Aktivität oder Passivität, verhinderte nicht die Entstehung einer guten therapeutischen Beziehung, in der die Experten unter anderem sensibel für die Gefühle des Klienten blieben, während der Nichtexperte eher dazu neigte, sich seinen eigenen Anliegen zuzuwenden. Die versierteren Therapeuten begriffen besser, was der Klient mitzuteilen versuchte und welche Bedeutung dies für ihn hatte. Die Fiedler-Studie bestätigte zwar nicht Rogers' Überzeugungen, stützte aber letztlich doch seine Theorie. Die Ergebnisse deuteten darauf hin, daß

die spezielle Technik und Ausbildung des Therapeuten für seinen Erfolg in der Psychotherapie nicht wesentlich zu sein scheinen, sondern daß erfolgreiche Therapeuten an einer gemeinsamen therapeutischen Basis teilzuhaben scheinen, die es mit sich bringt, daß sie den Klienten verstehen.

Obwohl sich kein Ansatz den anderen als überlegen erwiesen hat, scheint Psychotherapie immer noch wirksamer zu sein, als gar nichts zu tun. In einer Studie, die die psychoanalytische Therapie mit der Verhaltenstherapie verglich, stellten beispielsweise Sloane und Mitarbeiter (1975) fest, daß drei Patientengruppen, von denen die eine psychoanalytisch behandelt wurde und die andere verhaltenstherapeutisch, während die dritte aus Patienten bestand, die lediglich auf eine Warteliste gesetzt wurden, alle »eine signifikante Besserung ihrer angeführten Symptome aufwiesen«. Es bestand kein erheblicher Unterschied im Grad der Besserung zwischen der psychoanalytischen und der verhaltenstherapeutischen Gruppe. Beide behandelten Gruppen wiesen jedoch signifikant *größere* Fortschritte auf als die Wartelistegruppe.

Interessant ist die Feststellung, daß zwischen den erfolgreicherer Patienten und ihren Therapeuten eine gewisse Kompatibilität bestand. In der psychoanalytischen Therapie waren die Patienten, die größere Fortschritte machten, ihren Therapeuten sympathischer. Sie glichen den üblichen Patienten des Therapeuten mehr und wurden als »für die Behandlung geeignet« angesehen. In der Verhaltenstherapie hatten die Patienten, die sich besserten, Therapeuten, die »sich in ihrer Gegenwart wohlfühlten und sie interessant fanden«. Obwohl das Verhalten der Therapeuten in der psychoanalytischen und der verhaltenstherapeutischen Behandlung ganz verschieden war (so waren die Verhaltenstherapeuten zum Beispiel viel direkter und redeten mehr), »bewerteten die erfolgreichen Klienten in beiden Therapien die persönliche Interaktion mit dem Therapeuten als *das* wichtigste Element ihrer Behandlung«.

In ihrer beachteten Übersicht kommen auch Smith, Glass & Miller (1980) zu dem Schluß: »Verschiedene Formen von Psychotherapie (verbal oder verhaltensbezogen, psychodynamisch, personen-zentriert oder systematische Desensibilisierung) bewirken keine Besserung verschiedener Art oder unterschiedlichen Grades«.

Auch eine Studie von Gomes-Schwartz (1978) bestätigt die Hypothese, daß die Technik des Therapeuten nicht der wesentliche Faktor für das Ergebnis der Therapie sei. Fünfunddreißig leicht bis mäßig gestörte junge

Männer wurden auf einer rotierenden Basis drei Gruppen von Therapeuten zugeteilt. Zehn Patienten hatten es mit Psychiatern zu tun, die im Schnitt mehr als dreiundzwanzig Jahre Erfahrung in analytischer Therapie aufwiesen; zehn weitere wurden von Psychologen mit durchschnittlich fünfzehn Jahren Erfahrung in erlebensorientierter (von Rogers beeinflusster) Psychotherapie behandelt; und fünfzehn wurden Universitätsprofessoren zugeteilt, die vor durchschnittlich siebzehn Jahren promoviert hatten und den Ruf genossen, daß man mit ihnen gut über Probleme reden könne, die aber keine Ausbildung in Psychotherapie hatten. Die Professoren gehörten den Fachbereichen Mathematik, Englisch, Geschichte und Philosophie der Universität an.

Die therapeutischen Verfahrensweisen unterschieden sich beträchtlich voneinander. Die Therapeuten verbrachten mehr Zeit als die Universitätsprofessoren mit der Erforschung der psychodynamischen Wurzeln der Probleme ihrer Patienten. Die Professoren und die erlebensorientierten Therapeuten waren wärmer und persönlicher in ihren Beziehungen zu den Patienten als die analytischen Therapeuten, aber die Ergebnisse waren in jeder Gruppe dieselben. Die Schlußfolgerung lautete: »Ungeschulte Professoren bewirkten als Therapeuten im allgemeinen ebensoviel Besserung wie erfahrene Psychologen und Psychiater. Darüber hinaus hingen die Variablen, die die zuverlässigste Voraussage über Fortschritte gestatteten, nicht mit therapeutischen Techniken zusammen, sondern mit der positiven Einstellung des Patienten zu seinem Therapeuten und dem Engagement, mit dem er oder sie sich um Veränderung bemühten«. Die Einstellungen des Klienten sowie seine Beziehung zum Therapeuten spielen in erfolgreicher Psychotherapie ebenso eine Rolle.

Zur Zeit der Niederschrift dieses Kapitels schließen die National Institutes of Mental Health eine sechsjährige Untersuchung von 240 Patienten und 28 Therapeuten in drei geographischen Regionen der Vereinigten Staaten ab, in der die Wirksamkeit von zwei Formen einer kurzen Psychotherapie mit einer Chemotherapie (bei der das Antidepressivum Imipramin verwendet wurde) bei der Behandlung von Depression verglichen wurde. Die vorläufigen Berichte deuten darauf hin, daß die zwei Psychotherapien, die kognitive Verhaltenstherapie (die sich darauf konzentriert, Patienten zu helfen, unrealistisch negative Ansichten und verzerrte Denkmuster zu revidieren) wie die »Beziehungstherapie« (die den Patienten aufbaut und ihm hilft, seine Beziehungen zu verbessern) und die medika-

mentöse Behandlung alle gleich gut funktionierten; nach der Testperiode von sechzehn Wochen waren die Symptome ernster Depression bei mehr als der Hälfte der Patienten verschwunden.

Bedeutet dies, daß es keine Rolle spielt, was getan wird? Nein. In der NIMH-Studie wies eine Kontrollgruppe, die Plazebos und verbale Unterstützung und Ermutigung erhielt, einen Rückgang der ernsten Symptome nur bei 29 Prozent der Patienten auf. Dies entspricht dem erwarteten Placeboeffekt. Es ist vielleicht hilfreich zu wissen, inwiefern sich die verschiedenen Ansätze — aus der Perspektive des Phänomens wirksamer Therapie gesehen — einander annähern. So revidiert die »kognitive Therapie« vielleicht mangelhafte Denkmuster *in einer therapeutischen Beziehung*, während die »Beziehungstherapie« möglicherweise eine warme und ermutigende Beziehung bietet, in der *fehlerhafte Denkmuster korrigiert* werden können.

Persönlichkeit, Einstellungen und Überzeugungen des Therapeuten

Die Methoden des Therapeuten können also zu *einem* Zeitpunkt und an *einem* Ort erfolgreich sein und Beifall finden und sich anderswo als unwirksam erweisen oder sogar als Betrug verurteilt werden. Außerdem können Therapeuten mit ganz unterschiedlichen Methoden Erfolg haben. Auch Personen, die in der Anwendung einer anerkannten psychotherapeutischen Methode ungeschult sind, kann es gelingen, eine therapeutische Wirkung zu erzielen. Das deutet darauf hin, daß Methoden zwar ihren Platz haben, aber daß sie allein die Wirksamkeit nicht erklären können und daß zu den anderen Faktoren, die möglicherweise beteiligt sind, die Einstellung des Klienten, die Beziehung zwischen Therapeut und Klient und die Haltungen des Therapeuten zählen. Mit den Beiträgen des Klienten und seiner Beziehung zum Therapeuten werde ich mich später auseinandersetzen.

In dem Bestreben, das Ergebnis von Psychotherapie mit Aspekten des Therapeuten in Beziehung zu setzen, wurden unzählige Untersuchungen durchgeführt. Studiert hat man unter anderem die theoretische Orientierung des Therapeuten, seine Ausbildung, Erfahrung und soziale Kompetenz, seine Selbsterkenntnis und seine verbalen Reaktionen, seine Intentionen, sein Interesse an den Patienten und am Behandlungsprozeß, seine

Erwartungen und sein Selbstvertrauen, seine Einstellungen und Gefühle gegenüber den Patienten, seinen Sprachstil und seine Persönlichkeit, Überzeugungen und Werte sowie sein Prestige, seine Rassen-, Geschlechts- und Klassenzugehörigkeit, sein Wissen, seine physische Attraktivität und seine Art, sich zu kleiden.⁽⁹⁾ Bis heute haben alle Versuche, eine einzige, mit dem Therapeuten zusammenhängende Variable mit einem erfolgreichen Ergebnis der Psychotherapie in Verbindung zu bringen, nichts ge-
fruchtet.

Wie bei jeder Unternehmung ist wahrscheinlich auch die Psychotherapie davon abhängig, wie gut der Therapeut das anzuwenden versteht, was er gelernt hat. Aber sie dürfte auch davon beeinflusst sein, wer der Therapeut ist — seine Werte, Einstellungen, Überzeugungen und andere persönliche Eigenschaften. Bei einer Untersuchung führender Praktiker und Forscher in der Psychotherapie wurden zum Beispiel Persönlichkeitsmängel des Therapeuten wie Feindseligkeit, Hang zur Ausbeutung, Mißbrauch von Autorität, übermäßiges Bedürfnis, Menschen zu verändern, sämtlich von den Experten als Ursachen therapeutischer Mißerfolge inkriminiert. Hohe Angstwerte wurden ebenfalls mit Therapeuten in Verbindung gebracht, die über geringere Kompetenz verfügen (Bandura, 1956). Auf der anderen Seite läßt eine Studie von Bergin und Solomon (1970) vermuten, daß Therapeuten, die relativ frei von Mißbehagen und selbstsicher im Umgang mit anderen sind, ihren Klienten größeres Verständnis entgegenbringen. Mehr Sicherheit und Vertrauen in bezug auf ihren therapeutischen Ansatz und größere Flexibilität bei der Herstellung von Beziehungen entsprechend der Situation wurden ebenfalls als Qualitäten erfolgreicher Therapeuten angegeben (Baum et al., 1966). Bandura, Lipsher + Miller (1960) stellten fest, daß zum Beispiel die Einstellung des Therapeuten zur Aggression einen tiefreichenden Einfluß auf die Erfahrungen des Klienten in der Therapie haben kann. Therapeuten, die Aggression offen äußern, und ein geringes Bedürfnis nach Zustimmung haben, neigen diesen Forschungsergebnissen zufolge eher dazu, den Klienten zu Aggressionsäußerungen zu ermutigen. Klienten und Therapeuten scheinen in dieser Hinsicht zu kooperieren. Die Klienten neigen eher dazu, ihre Aggressionen zu verdrängen oder in andere Bahnen zu lenken, wenn der Therapeut dieses Thema vermeidet.

Ein Therapeut zu sein, setzt voraus, daß man seine eigene Persönlichkeit im Griff hat. Das Ringen eines Therapeuten mit der Philosophie der

personenorientierten Therapie und letztlich seinen eigenen Überzeugungen und Werten, während er sich in diesem Ansatz vervollkommnet, geht aus diesem persönlichen Bericht hervor: »Die Technik«, schreibt Yoder, »scheint täuschend leicht zu erlernen. Dann beginnt man zu üben. Ein falsches Wort hier und da. Man spiegelt nicht genau das Gefühl, sondern spiegelt stattdessen den Inhalt. Es ist schwierig, mit Fragen umzugehen. Man ist in Versuchung zu deuten. Nichts scheint so gravierend, daß man es nicht durch weitere Übung ausbügeln könnte . . . Erst allmählich dämert es einem, daß die Technik, wenn sie recht hat, ein Gefühl der Wärme voraussetzt. Man beginnt zu spüren, daß die Einstellung das Entscheidende ist. Jedes kleine Wort ist nicht so wichtig, wenn man die richtige akzeptierende und nachsichtige Einstellung zum Klienten hat . . . Aber das sind immer noch diese schwierigen Fragen des Klienten. Er weiß einfach nicht, was der nächste Schritt sein soll. Er bittet einen um eine Andeutung, irgendwelche Möglichkeiten; schließlich wird von einem erwartet, etwas zu wissen; wozu ist man sonst da? . . . Dann beginnt man zu zweifeln. Die Technik ist gut, aber . . . geht sie *weit* genug? Funktioniert sie wirklich bei den Klienten? Ist es *richtig*, jemanden im Zustand der Hilflosigkeit zu belassen, wenn man ihm den Ausweg zeigen könnte? . . . Denn hier wird etwas von einem gefordert, was keine andere Person tun oder aufzeigen kann — und zwar, sich und seine Einstellungen zu anderen rigoros zu prüfen. Glaubst du wirklich daran, daß alle Menschen über ein kreatives Potential verfügen? Daß jede Person ein einzigartiges Individuum ist und daß sie allein zu ihrer eigenen Individualität finden kann? Oder glaubst du im Grunde, daß manche Personen von 'negativem Wert' sind und daß andere schwach sind und von 'klügeren', 'stärkeren' Menschen geführt und unterrichtet werden müssen? Du beginnst zu begreifen, daß diese Beratungsmethode keine Beschränkung auf Teilbereiche zuläßt. Sie ist mehr als bloße Beratung, denn sie erfordert die erschöpfendste, tiefgreifendste und umfassendste Konsistenz. In anderen Methoden kann man sich Werkzeuge schmieden und zur Hand nehmen, wenn man sie braucht. Aber wenn echte Wertschätzung und Permissivität meine Werkzeuge sind, dann erfordert dies nichts weniger als die ganze, vollständige Persönlichkeit. Und *selbst* zu wachsen, stellt die allergrößten Ansprüche an einen« (Kirschenbaum, 1979, S. 158-159).

Arthur Combs (1986), ein anderer Mitbegründer der personenorientierten Therapie, ist davon überzeugt, daß die Schlüssigkeit des Überzeu-

gungssystems des Therapeuten ein wichtiger Faktor in der Psychotherapie ist. Seine Untersuchungen deuten darauf hin, daß sich gute Therapeuten von schlechten »signifikant durch die Beschaffenheit ihrer Wahrnehmungsorganisation und ihres Überzeugungssystems unterscheiden«. Er bemerkt, daß man zum Beispiel nicht lerne, Klienten zu therapieren, sondern daß man lerne, ein Therapeut zu werden. Frank (1974) hat ebenfalls die »Vorstellungswelt« des Therapeuten als durchgängigen Faktor in allen Psychotherapien bezeichnet.⁽¹⁰⁾

Gendlin beschreibt, wie er den Glauben an den konstruktiven Aspekt des Menschen erlebt — jenen Glauben, der die Grundlage der personenorientierten Therapie bildet: »Man verläßt sich auf etwas im Klienten, das das eigentlich Heilende ist, der Prozeß, die Veränderung, das Wachsen, die Bildung von neuem Gewebe. Und lange Zeit hindurch sieht man das nicht, man verläßt sich bloß darauf . . ., dann kommt es« (Monteiro dos Santos, 1985).

Spektakuläre Belege aus Untersuchungen des Placeboeffekts in der Medizin deuten darauf hin, daß dieses intensive Interesse, das der Therapeut seiner eigenen Entwicklung, seiner Arbeit und seinen Patienten entgegenbringt, auch ein wichtiger Aspekt der Wirksamkeit von Psychotherapie sein könnte.⁽¹¹⁾

Placebopillen sind ihrer Definition nach unwirksam in bezug auf die Pharmakologie der Erkrankung. Mit Placeboeffekt bezeichnet man demnach in der Medizin die Linderung von Symptomen bzw. die Heilung einer Krankheit, die sich aus Ursachen ergibt, welche durch die biologischen Theorien, die man hinsichtlich der Behandlung hat, nicht erklärbar sind. Die Faktoren, die zur Besserung des Patienten durch den Einsatz von Placebos beitragen, etwa Faktoren, die mit dem Arzt und seiner Beziehung zum Patienten zusammenhängen und die in der Medizin als unwirksam gelten, können in der Psychotherapie als *ursächlich* angesehen werden. Tatsächlich könnte man die Verabreichung von Placebos sogar als eine Form von Psychotherapie ansehen (Frank, 1973). Der Placeboeffekt in der ärztlichen Behandlung psychischer sowie physischer Störungen wird somit in diesen Fällen zu einer Bestätigung der Psychotherapie als Behandlungsform.

Der Verdacht, daß die *Person* des Therapeuten eine wesentliche Rolle für die erfolgreiche Therapie spielt, wird in verblüffender Weise durch die Beobachtung bestätigt, daß Ärzte bei der Verabreichung von Placebos

höchst unterschiedliche Wirkungen erzielen. So erwies sich zum Beispiel einer von vier Ärzten, die Patienten mit Zwölffingerdarmgeschwüren unwirksame Tabletten verschrieben, als dreimal erfolgreicher als die übrigen (Sarles, Camette + Sahel, 1977). Eine andere Untersuchung ergab, daß die veränderte Haltung eines Arztes im Verlauf der Behandlung — anfangs scheinbarer Enthusiasmus, später Desinteresse — den anfänglichen Fortschritt hypertotonischer Patienten bei der Senkung ihres Blutdrucks im Laufe der Behandlung mit einem Nieswurzpräparat umkehrte, das wenig von seiner erwarteten Wirksamkeit zeigte (Shapiro, Myers, Reiser, Ferris, 1954). Einer der erstaunlichsten Berichte über den offenbaren Einfluß der Erwartung (oder vielleicht des Glaubens) des Arztes an das Behandlungsergebnis wird durch den folgenden Fall veranschaulicht. Nachdem ein Arzt die positive Wirkung eines neuen noch experimentellen Medikaments auf die Asthmasymptome eines Patienten festgestellt hatte, ersetzte er dieses durch ein Placebo, in der Hoffnung, die Wirksamkeit der Droge dadurch verifizieren zu können. Als der Patient über erneute Symptome klagte, erbat der Arzt von der Pharma-Firma eine weitere Lieferung des wirksamen experimentellen Präparats. Man teilte ihm mit, daß das experimentelle Medikament de facto ein Placebo gewesen war (Ornstein + Sobel, 1987)! Die einzige offenkundige Variable, die mit der erfolgreichen Behandlung zusammenhing, war, daß der Arzt an die Wirksamkeit des neuen Medikaments glaubte.

Die Subtilität der Wirkung des Arztes wird weiter durch die Erkenntnis veranschaulicht, daß die *intuitive Annahme* des Arztes, er verabreiche in einem Doppelblindversuch ein wirksames Medikament und kein Placebo, mit der Besserung des Patienten korrelierte. An diesem Versuch nahmen 311 chronisch schizophrene Patienten teil, die Chlorpromazin, Promazin oder ein Placebo erhielten. Obwohl sich kein Zusammenhang zwischen der Besserung der Medikation ergab, und obwohl der Arzt nicht wußte, welche Substanz er verabreichte, zeigte es sich, daß die Besserungsquote höher war, wenn der Arzt vermutete, daß der Patient ein aktives Medikament erhalte, als wenn er glaubte, daß er ein Placebo bekam (Engelhardt + Margolis, 1967).

Der vernachlässigte Klient

Nicht nur die Persönlichkeit, die Einstellungen und Überzeugungen, der Enthusiasmus und die Intuition des Therapeuten scheinen offensichtlich für einen erfolgreichen therapeutischen Prozeß von Belang zu sein, die gleichen Qualitäten des Klienten wirken sich ebenfalls auf das Ergebnis aus. In der Medizin wirkt vermutlich die Hoffnung des Patienten heilend, während eine Einstellung der Hilflosigkeit den Weg zu Krankheit und selbst zum Tod bahnen könnte (Seligman, 1975). In der Psychotherapie werden erfolgreiche Ergebnisse begleitet von der positiven Einstellung des Patienten zum Therapeuten und dem Engagement, mit dem der Patient an seiner Veränderung arbeitet (Gomes-Schwartz, 1978).

Nicht zuletzt die Erwartungen des Patienten sind für seine Reaktion auf die Behandlung bedeutsam. So wurden zum Beispiel bei Patienten aus einer Kultur, die Wert auf Anstrengung, Konzentration und Innovation legt, mehr medikamentenabhängige Veränderungen durch *zwei* Placebo-Kapseln erzielt als durch eine (Blackwell, Bloomfield + Bunsher, 1972). Patienten, die in drei aufeinanderfolgenden Zwei-Wochen-Perioden *verschiedene* Placebos erhielten, besserten sich bei dieser konzentrierten und abwechslungsreichen Behandlung mehr als solche, die im gleichen sechswöchigen Zeitraum weniger Abwechslung erlebten und immer dasselbe Placebo verabreicht erhielten (Shapiro, 1971).

Überraschenderweise beeinflussen sogar Äußerlichkeiten wie die Pillenfarbe das körperliche Erleben des Patienten, offenbar im Einklang mit einer unterschwelliger Erwartungshaltung. So erhielten zum Beispiel 56 Studenten einer medizinischen Fakultät in einer Demonstration Umschläge mit rosa oder blauen Kapseln, die keine pharmakologisch wirksamen Stoffe enthielten, über die aber gesagt wurde, daß sie beruhigende oder anregende Wirkung hätten. Es traten dann bei den erwarteten 30 Prozent der Teilnehmer auf die Medikamente zurückgeführte Veränderungen ein; dabei wurden die rosa Kapseln häufiger mit einer anregenden und die blauen Kapseln mit einer sedierenden Wirkung verknüpft (Blackwell, Bloomfield, Bunsher, 1972).

In einer Untersuchung, bei der Placebos anstelle von Schlaftabletten verwendet wurden, erwiesen sich blaue Tabletten bei Frauen als wirksamer, orange dagegen bei Männern. Bei einem Test des Beruhigungsmittels Oxazepam ließ sich die Angst wirksamer durch eine grüne Tablette als

durch eine rote oder gelbe vermindern; Depression sprach am besten auf eine gelbe Tablette an (Shapiro, 1971).

Die Erwartung des Patienten — oder vielleicht ist es besser zu sagen, die Selbstheilungsfähigkeit des Patienten — kann einen sehr starken Einfluß auf sein Erleben ausüben. Eine an Übelkeit und Erbrechen leidende Patientin erhielt zum Beispiel eine »neue und äußerst wirksame Wundermedizin«; sowohl ihre klinischen als auch ihre subjektiven Symptome gingen unmittelbar danach zurück. Die »Wundermedizin«, die man ihr gegen die Übelkeit verabreichte, war in Wirklichkeit ein bekanntes Präparat zur *Auslösung* von Erbrechen (Wolf, 1950)! Von Placebos werden übrigens auch die verschiedensten toxischen Nebenwirkungen berichtet (Beecher, 1955).

Eine pikante Beobachtung in der Psychotherapie zeigt sich auch in der Placeboforschung: die körperlichen Anzeichen des Patienten und seine Annahmen stehen in Widerspruch zueinander. In einem Forschungsprojekt von Park + Covi (1965) wurde fünfzehn neu aufgenommenen neurotischen Patienten *mitgeteilt*, daß sie eine Woche lang ein Placebo erhalten würden und daß danach eine weitere Behandlung erfolgen werde. »Diese Pillen ohne Medizin, nur aus Zucker«, sagte man ihnen, »haben anderen geholfen, und wir glauben, daß sie auch Ihnen helfen werden«. Die Patienten wurden angewiesen, dreimal täglich zu den Mahlzeiten eine Kapsel einzunehmen. Wie die Bewertungen durch Arzt und Patient anhand von vier verschiedenen Kriterien zeigten, besserte sich der Zustand aller fünfzehn Patienten, die an der Behandlung teilnahmen, beträchtlich. Es ist aufschlußreich, wie die Patienten ihre Erfahrung deuteten.

Ein Patient war nach einer dramatischen Besserung überzeugt: »Das war nicht Zucker, das war Medizin!« Ein anderer meinte: »Das sind keine Zuckerpillen, denn sie haben gewirkt!« Die Sprache des Körpers ist unwiderlegbar. Auch die Autorität des Arztes ist nicht erschüttert, da sich ihr Zustand besserte; und nachdem sie sich nicht vorstellen können, Fortschritte zu machen, ohne Medizin einzunehmen, kommen die Patienten zu dem Schluß, daß die Präparate vertauscht worden sein müssen. Daß ihr Organismus die Autorität des Arztes unterstützt und am Heilungsprozeß mitgewirkt hat, reicht nicht aus, um ihre Überzeugungen und Erwartungen zu widerlegen. Grundlegende Annahmen und Überzeugungen müssen sich also auch durch erfolgreiche Psychotherapie nicht unbedingt ändern.

Eine andere Patientin, die überzeugt war, daß die Pillen keine Arznei enthielten, ignorierte die Feinheiten der medizinischen Theorie und wandte sich den erwarteten Resultaten zu. Sie ging ohne Frage von Anfang an davon aus, daß ihr die Pillen helfen würden, ihr »seelisches Gleichgewicht« wiederzufinden, was auch geschah.

Andere Patienten integrieren undurchschaubare Zusammenhänge offenbar, indem sie auf eine symbolische Ebene ausweichen oder ihnen rituelle Bedeutung verleihen. Der Erfolg kann davon abhängen, wie nahe die Behandlung dem rituellen Arzt-und-Patient-Gefühl kommt, das für sie vorhanden sein muß, um geheilt zu werden. Als sie die Pillen erhielt, bemerkte eine Patientin: »Warum könnten die helfen? Weil es für die Menschen, sooft sie eine Pille nehmen, ein Symbol ist, daß sich etwas oder jemand um einen kümmert und drei oder viermal am Tag an einen denkt?«

Eine andere Patientin, die den Arzt als ermutigend empfand, kam ebenfalls zu dem Schluß, daß es eine »moralische Unterstützung« bedeutet, eine Pille »mit der richtigen Einstellung« zu nehmen. Schließlich meinte sie: »Ich glaube, ich hatte selbst viel damit zu tun, um ehrlich zu sein, durch Selbsterkenntnis: Indem ich mir klarmachte, daß ich mich selbst unter Kontrolle halten mußte, um die richtige Einstellung bei mir aufrechtzuerhalten.«

Eine andere sagte: »Sooft ich eine Pille nahm, dachte ich an meinen Arzt, und wie es mir geht. Es erinnert einen einfach daran, daß man versucht, sich selbst zu verändern«. Diese Beispiele sind sehr aufschlußreich dafür, wie Klienten Behandlung erleben.

Eine Patientin, die die Behandlung nicht abschloß, schied wegen einer Krise mit ihrem Mann aus, der sich über sie lustig gemacht hatte, weil sie Geld für »Zuckerpillen« ausgabe. Ihre Zielsymptome hatten sich verstärkt.

Versuche, die Persönlichkeit zu definieren, die dazu neigt, auf den Placeboeffekt anzusprechen, haben die Verwirrung nur noch vergrößert. So ist es den Untersuchungen nicht gelungen, zum Beispiel Suggestibilität, Persönlichkeit, Alter oder Geschlecht der Patienten mit der Reaktion auf den Placeboeffekt zu korrelieren. Noch komplizierter wird die Angelegenheit dadurch, daß manche Patienten bei einem ersten Versuch nicht reagieren, wohl aber beim zweiten Mal. Manche sprechen in einer Gruppe stärker an als in der Einzelbehandlung (Knowles + Lucas, 1960). Es exi-

stiert sogar ein Bericht über einen Patienten, der von Plazebotabletten abhängig wurde (Mintz, 1977)!

Die einzigen klaren Anzeichen für einen möglichen Plazeboeffekt beim Patienten sind Angst, Erregung und Schmerzen; dieselben Indikatoren, die man in der Psychotherapie festgestellt hat. Gallagher (1953) konstatierte beispielsweise, daß Patienten mit geringen Angstwerten nicht dazu neigen, sich auf den personenzentrierten Therapieprozeß einzulassen und stattdessen ausscheiden. Daher die Hypothese von Angst beim Klienten in der Theorie der Gesprächspsychotherapie.

Ein weiterer Anspruch der Theorie der personenzentrierten Therapie, daß »der Klient zumindest in einem minimalen Ausmaß *wahrnimmt* (daß der Therapeut dem Klienten bedingungslose Wertschätzung entgegenbringt und daß sich der Therapeut in den inneren Bezugsrahmen des Klienten einfühlen kann)«, hat nicht so sehr ein Interesse an der Mitwirkung des Klienten verraten, sondern wurde vielmehr als ein Signal gewertet, daß die Therapie »wirkt«. Daß der Klient die Einfühlung und die bedingungslose Wertschätzung des Therapeuten wahrnimmt, ist eine notwendige Voraussetzung in der Theorie der Gesprächspsychotherapie. Auf welche Weise kann aber der Klient das Erleben des Therapeuten wahrnehmen? Muß der Klient nicht Empathie verstehen und empfinden können, um Empathie wahrzunehmen?⁽¹²⁾ Kann er sich in der Beziehung zum Therapeuten ebenfalls in diesen einfühlen? Die *Praxis* der personenzentrierten Therapie konzentriert sich auf den Klienten; die *Theorie und Forschung* hat sich in erster Linie mit dem Therapeuten beschäftigt. Der Klient wird verteidigt, als edel gepriesen und als ein Vorbild hingestellt; ironischerweise finden wir jedoch in der GPT-Forschung und -theorie selten, daß der Klient als vollwertiger Partner betrachtet wird, und wir wissen wenig über seinen Beitrag.

Paradoxerweise hat die personenzentrierte Therapie viel dazu beigetragen, um den Status der Klienten in den Augen professioneller Helfer zu erhöhen. Zum Teil dank der Veröffentlichungen von Rogers werden die Patienten heute öfter als Menschen mit Gefühlen und Intelligenz respektiert, die eigene Ziele verfolgen und die Fähigkeit haben, Entscheidungen in bezug auf ihr Leben zu treffen.

In einem Loblied auf die Interaktion zwischen Patient und Therapeut schreibt Rogers: »Der therapeutische Prozeß . . . ist als synonym mit der gefühlsmäßigen Beziehung zwischen Klient und Therapeut anzusehen.

Die Therapie besteht im Erleben des Selbst in verschiedenster Weise in einer emotional bedeutungsvollen Beziehung zum Therapeuten. Den Worten — sowohl des Klienten als auch des Beraters — wird minimale Bedeutung zugeschrieben, verglichen mit der gegenwärtigen emotionalen Beziehung, die zwischen den beiden existiert« (Rogers, 1951, S. 172).

Gleichzeitig ist die entschieden therapeutenzentrierte Voreingenommenheit in der Konzeption dieser »bedeutungsvollen Beziehung« sowohl in der Forschung wie auch in der Theorie der personenzentrierten Therapie nicht zu übersehen. Zu dieser Schlußfolgerung braucht man nicht allein aufgrund der offenkundig zentralen Rolle des Therapeuten im Ursache-und-Wirkung-Gefüge der Therapie selbst zu kommen, sie geht auch aus der Forschung hervor. »Wir entdeckten, daß wir genau identifizieren konnten«, erklärte Rogers (1980) stolz, »welche Reaktion des Therapeuten einen ergiebigen Fluß bedeutsamer Äußerungen oberflächlich und unfruchtbar werden ließ« (S. 138). Die Perspektive dieser Forschung ist die folgende: »Der Therapeut *bewirkt* einen ergiebigen Fluß bedeutsamer Äußerungen seitens des Klienten; schauen wir jetzt, wie er das macht«. Quinn (1953) unterstreicht die Voreingenommenheit dieser Perspektive, wenn er die verblüffende Erkenntnis zum Besten gibt, der Grad an Empathie in einer personenzentrierten therapeutischen Beziehung könne zuverlässig *allein aus den Äußerungen des Therapeuten* abgelesen werden, ohne daß man überhaupt die Aussagen des Klienten kenne.

In einer erfolgreichen Therapie findet zweifellos ein komplexer Prozeß der Empathie statt. Barrett-Lennard (1981) hat Empathie als Fünf-Phasen-Zyklus konzipiert: empathische Haltung, empathische Resonanz, geäußerte Empathie, empfangene Empathie, Feedback (Rückmeldung). Der Therapeut konzentriert sich somit, empfindet etwas, äußert diese Gefühle / Gedanken, der Klient hat das Gefühl, verstanden zu werden, und zeigt dem Therapeuten durch seine Fortschritte in seinem Streben nach Selbsterkenntnis, daß sie auf dem richtigen Weg sind. Wie kann man jedoch beurteilen, daß der Therapeut »die persönliche Vorstellungswelt« des Klienten betreten hat und »vorübergehend im Leben des anderen lebt und sich behutsam als ein selbstsicherer Begleiter des Klienten in dessen innerer Welt bewegt« (Rogers, 1980, S. 147), ohne auch nur in Betracht zu ziehen, was der *Klient* sagt bzw. fühlt? Überraschenderweise ließ diese verblüffende Äußerung weder die Forschungsmethodik fragwürdig erscheinen noch weckte sie Zweifel an der Bedeutung des Therapeuten; Ro-

gers wertete Quinns Erkenntnis vielmehr als Bestätigung für die Auffassung, daß Empathie vom Therapeuten *geboten* wird und daß er für die Empathie in der Beziehung verantwortlich ist (Rogers, 1980, S. 147).

Obwohl das nichts an dem therapeutenzentrierten Denken geändert hat, das in den Erklärungen der personenzentrierten Therapie vorherrscht, wurden einige wichtige Untersuchungen über den Beitrag des Klienten durchgeführt. Seeman (1954), ein Mitarbeiter von Rogers, fand heraus, daß der Erfolg in der Psychotherapie eng mit einer starken und wachsenden gegenseitigen Sympathie zwischen Therapeut und Klient zusammenhängt. Stoler (1963) wies nach, daß die »Liebenswürdigkeit« des Klienten mit dem Erfolg in der Therapie verknüpft ist. Auch Lipkin (1954) stellte fest, daß Klienten, die als sympathisch empfunden wurden, größere Erfolge in der Therapie erzielten.⁽¹³⁾ Diese Befunde wurden dahingehend interpretiert, daß sie die Notwendigkeit der ungeteilten Wertschätzung seitens des Therapeuten bestätigten. Wenig Bedeutung wurde dagegen der Erkenntnis beigemessen, daß gegenseitige Sympathie alle Beziehungen besser funktionieren läßt, nicht bloß therapeutische, und daß der Klient zum therapeutischen Ergebnis ebensoviel beitragen könnte wie der Therapeut.

Bestimmte Arten von Klienten können zu bestimmten Zeiten bestimmte therapeutische Ansätze validieren. So deutet zum Beispiel die Wirkungsforschung der personenzentrierten Therapie darauf hin, daß Personen, die die Therapie mit der Fähigkeit und Neigung beginnen, in *ihrem Innern* nach der Ursache und der Lösung ihrer Probleme zu suchen, und die ein starkes Bedürfnis haben, mit Menschen in Beziehung zu treten, die besten Chancen haben, Fortschritte zu erzielen. Klienten, die »übermäßig beherrscht« sind und die Ursache und Lösung ihrer persönlichen Probleme *außerhalb* suchen, ziehen mit geringerer Wahrscheinlichkeit Nutzen aus dieser Art von Therapie (Kirtner + Cartwright, 1958). Tomlinson und Hart (1962) stellten ebenso wie frühere Prozeßstudien der personenzentrierten Therapie (z. B. Walker, Rablen + Rogers, 1960) fest, daß Patienten, die größere therapeutische Erfolge erzielen, die Therapie fast ausnahmslos auf einer höheren Stufe psychologischer Funktionsfähigkeit beginnen als die weniger erfolgreichen.

Aber die personenzentrierte Therapie ist genau so konzipiert: Menschen zu helfen, sich selbst zu helfen, indem sie *in ihrem Inneren* nach der Lösung für ihre Probleme suchen. Sie legt auch Wert auf die Beziehung zu

anderen. Dies mag für alle Therapieformen gelten, die in der Lehre Freuds wurzeln. Letztere verschmolz ja die Auffassungen von Charcot (daß sich die Lebensereignisse auf die Persönlichkeit und die psychischen Probleme des Patienten auswirken) mit den Vorstellungen von William James (daß die subjektive, persönliche Welt des Patienten von zentraler Bedeutung für seine psychische Gesundheit ist) zu einer Praxis, die eine tiefgehende und loyale Beziehung zum Patienten einschloß (Drinka, 1984).

Manche Forschungsergebnisse, die die Einstellung des Patienten mit einem erfolgreichen Resultat verknüpften, sind schwierig zu interpretieren. Gomes-Schwartz (1978) gelangte zum Beispiel aufgrund ihrer Untersuchung zu dem Schluß, daß »die Beteiligung des Patienten, abgesehen von den Einflüssen sowohl der Sondierungsprozesse als auch der vom Therapeuten gebotenen Beziehung, einen durchgehenden Zusammenhang mit dem Resultat aufwies«. Aber da man bei erfolgreichen therapeutischen Fällen erwarten würde, die Patienten beteiligt und engagiert zu finden, fällt es schwer, den Verdacht zu vermeiden, daß dies nicht die *Ursache* erfolgreicher Therapie sein könnte, sondern die *erfolgreiche Therapie selbst*.

Die klinischen Erfahrungen lassen an der Behauptung zweifeln, daß der Klient wenig mit der Schaffung der Voraussetzungen für eine wirksame Therapie zu tun habe. So erklärt zum Beispiel Barton (1971): »Der Klient ist keine leere Tafel, auf die der Therapeut schreibt, sondern er wird vom Therapeuten unterschiedlich angesprochen und spricht dadurch den Therapeuten seinerseits verschieden an. So kann ein bestimmter Klient beim Therapeuten ein (auch für ihn) überdurchschnittliches Maß an Sympathie, Zärtlichkeit und entgegenkommender, warmer Aufmerksamkeit auslösen; ein anderer Klient veranlaßt denselben Therapeuten, viel stärker mit seiner kühlen, objektiven, sachlichen Seite zu reagieren . . . Die Unterschiede, die man als eigentlich vom Therapeuten ausgehend gesehen hätte, sind mit derselben Berechtigung auch auf den Klienten zurückzuführen«.

Mitchell, Bozarth + Krauft (1977) haben in ihrem Überblick über die Lage der Psychotherapie gezeigt, daß Empathie, Wertschätzung und Echtheit in viel komplexerer Weise mit dem therapeutischen Ergebnis verknüpft sind als bloße Ursache und Wirkung, je nachdem, was der Therapeut tut.

Darüber hinaus widerspricht die Forschung auch dem therapeutenzen-

trierten Standpunkt. Der Einfluß des Klienten scheint alles andere als unbedeutend. Moos und MacIntosh (1970) haben zum Beispiel mehrere Therapeuten bei der Arbeit mit denselben Klienten studiert und festgestellt, daß die Empathie in größerem Maß durch den Klienten und die Situation beeinflusst wird als durch den Therapeuten. Nicht nur die Einfühlung, sondern auch die Bewertung der Prognose durch den Therapeuten, seine Fähigkeit zur Einsicht und seine Sympathie — all dies schwankte, wie sich herausstellte, je nachdem, wie der Therapeut die Motivation des Patienten für die Therapie einschätzte (Wallach + Strupp, 1960).

Aufgrund der Erkenntnisse, die sie aus ihrer sorgfältigen Sichtung von Forschungsarbeiten gezogen haben, mahnen Smith, Glass + Miller (1980): »Die Möglichkeit sollte ernsthafter in Betracht gezogen werden, daß die Kräfte, die den Klienten in der Psychotherapie heilen und voranbringen, im Klienten selbst zu finden sind und weniger im Therapeuten und dessen Handlungen. Was der Klient in die Psychotherapie einbringt — der Wille, ein Problem zu lösen oder es loszuwerden, die Intelligenz, Folgen und Zusammenhänge zu begreifen, die Kraft, sich Schwächen einzugestehen, die Bereitschaft, einem anderen Menschen zu vertrauen — könnte für den Erfolg der Therapie von größerem Belang sein als die Frage, ob diese zwanzig Stunden oder zehn dauert, ob andere Klienten im Raum sind oder nicht und ob der Therapeut Fritz Perls huldigt oder Joseph Wolpe« (S. 188).

Sogar in der Verhaltenstherapie haben Untersuchungen ergeben, daß die Wahrnehmung der therapeutischen Beziehung durch den Klienten mit dessen Fortschritten zusammenhängt (Ford, 1978). Die Wechselseitigkeit dieser Beziehung bleibt den Patienten nicht verborgen. Der Anteil des Therapeuten: In einer Studie über verhaltensorientierte Therapie berichteten Ryan und Gizynski (1971), »die Patienten hatten den Eindruck . . . daß die universell hilfreichsten Elemente ihrer Erfahrungen das ruhige, wohlwollende Zuhören des Therapeuten, seine Unterstützung und Bestätigung, seine Ratschläge und sein 'Glauben an sie' seien«. Der Anteil des Patienten: Die Patienten sind sich auch ihres eigenen Beitrages bewußt. Eine Frau in dieser Untersuchung war mit dem Abschluß ihrer Therapie zufrieden, meinte aber, sie sei »bereit, weiterzumachen, weil ich das Gefühl habe, daß (die Therapeutin) großen Anteil an mir nimmt, und daß ich sie verletzen würde, wenn ich wegbliebe . . . Ich dachte, sie wäre von mir enttäuscht«. Eine andere Patientin »meinte, er (der Therapeut) brau-

che das Gefühl des Erfolgs«. Eine junge Frau überwand in derselben Studie ihre Phobie, um ihrem Therapeuten (den sie als ebenso warmherzig und sensibel empfand wie ihren Bruder) zu zeigen, »daß ich in Wirklichkeit eine mutige Person bin«. Eine Frau in ihren Zwanzigern meinte, »ihre Therapeutin mittleren Alters sei jene Art von Mutter, für die es sich lohnen könnte, brav zu sein«.

Die Beziehung

Der Wert der therapeutischen Beziehung für eine wirksame Therapie wurde in der Erörterung bereits mehrfach berührt. Viele betrachten Rogers' Hervorhebung der therapeutischen Beziehung als seine bedeutendste Leistung. »Rogers' größter Beitrag«, erklärt einer seiner fähigsten Schüler, Farson (1974), »bestand nicht darin, uns eine Technik zu vermitteln, um Menschen zu reparieren, sondern darin, eine neue Form, eine neue Definition von Beziehung zu schaffen, in der sich Menschen vollständiger verwirklichen und ihren Weg selbst bestimmen können.«⁽¹⁴⁾ Dennoch beruht Rogers' professionelle Sicht der therapeutischen Praxis nicht auf der *Beziehung*, sondern vielmehr auf dem Verfahren des Therapeuten. Dies wird nirgends besser veranschaulicht als durch seine eigenen Worte: »In der personenzentrierten Therapie stehen wir vor der Aufgabe, Verhalten vorauszusagen und zu beeinflussen. Als Therapeuten führen wir bestimmte einstellungsbezogene Bedingungen ein, und der Klient hat relativ wenig Mitspracherecht bei der Festlegung dieser Bedingungen . . .« (Rogers, 1961 b, S. 449).

Theorie und Praxis der Gesprächspsychotherapie sind somit widersprüchlich. Rogers tritt für eine warme und bedeutungsvolle menschliche Beziehung ein (wenn auch besonderer Art), und er beteiligt sich auch in der Praxis daran, soweit der Klient kooperiert und mitspielt. Auf der anderen Seite ist er der Auffassung, daß die professionelle Tätigkeit, die er ausübt, *im wesentlichen* vom Therapeuten ausgeht. Das Hauptziel der personenzentrierten Therapeuten bestand darin, das Nötige zu tun, um den Klienten ihre Ziele verwirklichen zu helfen — grob gesprochen, eine positivere Einstellung zu sich selbst zu erreichen und im täglichen Leben besser zurechtzukommen. Wenn sie mit ihren Bemühungen Erfolg hatten, wollten Rogers und seine Kollegen wissen, »wie?«. Beobachtungen er-

gaben bestimmte Einstellungen und Verhaltensweisen des Therapeuten, die den Erfolg zu begleiten schienen. Das subjektive Erleben des Therapeuten wurde den Beschreibungen der Faktoren hinzugefügt, die in erfolgreichen Fällen vorhanden waren. Aber all dies warf nur ein begrenztes Licht auf das *Phänomen* der erfolgreichen Therapie. Wie sieht der Klient diese Beziehung? Wie trägt er dazu bei? Wie ist seine subjektive Welt über das Material hinaus, das er in den Therapiesitzungen präsentierte, beschaffen? Macht er sich ebenfalls die Einstellung zu eigen, »sich um Verständnis zu bemühen«? Empfindet er Empathie, Echtheit, Wertschätzung?

Selbst wenn all dies bekannt wäre, vergrößern subjektive Erklärungen des Verhaltens nicht notwendigerweise das Verständnis des Phänomens — das seiner Natur nach das Verhalten und Bewußtsein der Beteiligten verändert, wenn auch vielleicht nicht ihr subjektives Erleben. Das subjektive Erleben kann höchst unterschiedlich sein. Sherif und Sherif (1969) vertreten zum Beispiel die Auffassung, daß sich die Wahrnehmungen Einzelner durch die Wahrnehmungen anderer verändern und »in sozialen Interaktionen neue Qualitäten auftreten, die mit den Verhaltenseigenschaften des Individuums vor ihrer Interaktion nicht identisch sind«. Diese Beobachtung ist in der Tat so verbreitet, daß William James (1890) erklärte: »Genau genommen hat ein Mensch so viele soziale Selbste, wie Individuen vorhanden sind, die ihn kennen und ein Bild von ihm in ihrem Bewußtsein tragen«.

Wir müssen also noch viel mehr über die tiefgreifende Beteiligung von Therapeut und Klient an einer umfassenden Beziehung herausfinden. Ein besseres Verständnis der sozialen Faktoren, die bei einer erfolgreichen Therapie im Spiel sind, würde nicht nur der Theorie der GPT zugutekommen, es würde auch das Verständnis von Kleingruppen- und Großgruppensituationen erweitern.

Verborgene Aspekte der Beziehung

Untersuchungen von Aspekten der Patient-Therapeut-Beziehung wie diskrepante Erwartungen seitens Patient und Therapeut, Kompatibilitäten und sogar der psychischen Folgen von sexuellen Kontakten zwischen ihnen sowie der Zusammenhänge zwischen Gegenübertragungen und Empathie und selbst so weit hergeholte Korrelationsversuche wie zwi-

schen Augenfarbe und therapeutischem Resultat haben wenig zu unserem Bild der Beziehung in der erfolgreichen Therapie beigetragen.⁽⁹⁾

Dennoch muß eine tiefreichende Interaktion zwischen Klient und Therapeut, bei welcher der (vorher als unbeteiligt angesehene) Therapeut zur Neuformulierung der Werte und des Selbstkonzepts des Klienten beiträgt und bei der der Klient (von dem bisher angenommen wurde, daß er keinen Einfluß darauf habe) zur therapeutischen Empathie beiträgt, Bestandteil einer vollständigen Beschreibung der wirksamen therapeutischen Beziehung sein. Die Tiefe der menschlichen Bindung wird vielleicht nirgends besser veranschaulicht als im Werk von Lynch (1985) und seinen Mitarbeitern. Bei der Arbeit mit hypertensiven Patienten entdeckten sie, daß sich *allein durch das Sprechen* Herzfrequenz und Blutdruck erhöhen. Diese Entdeckung erklärt nicht nur, warum Psychotherapie und interaktive Behandlungen bei Bluthochdruck den Zustand des Patienten nur verschlechterten,⁽¹⁵⁾ und hat inzwischen zu einer erfolgreichen Behandlung dieser Erkrankung geführt, sie wirft auch ein Licht auf verborgene Aspekte der therapeutischen Beziehung.

Eine Reihe von Experimenten ergab überraschende Fakten in bezug auf dieses Phänomen. Nicht nur hypertensive Patienten, sondern fast alle Getesteten einschließlich gesunder normaler Menschen wiesen beim Sprechen eine Erhöhung ihrer Herzfrequenz und ihres Blutdrucks auf. Bei normalen Menschen stieg auch beim lauten Lesen und bei Taubstummen bei der Kommunikation in der Zeichensprache der Blutdruck an.⁽¹⁶⁾

Die Veränderungen des Blutdrucks sind offenbar von der sozialen Situation abhängig. Der Druckanstieg war bei Studenten zum Beispiel ungleich höher, wenn sie glaubten, mit einem Facharzt zu sprechen, als wenn sie meinten, die den Blutdruck messende Person sei ein Studienkollege. Wenn sich ein freundlicher Hund im Raum befand, war der Blutdruck von Kindern sowohl im Ruhezustand als auch beim lauten Lesen signifikant niedriger. Wenn Besitzer von Haustieren mit einem Versuchsleiter redeten, erhöhte sich ihr Blutdruck erheblich. Wenn sie mit ihren Tieren sprachen, veränderte er sich dagegen nicht oder sank sogar. Bei passiver Entspannung, etwa wenn die Teilnehmer eine leere Wand anstarrten, ging der Blutdruck weniger zurück, als wenn sie in entspanntem Zustand Goldfischen beim Schwimmen im Aquarium zusahen (Lynch, 1985).

Wenn man sich in entspannter Weise auf die äußere Umgebung einstellt oder anderen beim Sprechen zuhört, fällt der Blutdruck gewöhnlich, und

der Herzschlag verlangsamt sich. Der Therapeut ist aber nicht bloß eine Reizquelle, die auf den Kreislauf des Klienten einwirkt. Durch den Dialog entsteht eine Beziehung zwischen ihrem Herzschlag, und die Auswirkungen ihrer Beziehung auf ihren Kreislauf hängt zumindest von den Erwartungen beider, von der vom jeweils anderen gewährten Unterstützung und der aktiven Konzentration auf sich selbst bzw. den anderen ab. »Ein Mensch zu sein«, schließt Lynch, »bedeutet, durch einen Körper zu leben, der ohne andere Menschen sowohl biologisch unvollständig ist als auch extrem abhängig von anderen in bezug auf seine emotionale — das heißt menschliche — Entwicklung und Sinnggebung« (1985, S. 276). Im Lichte dieser Erkenntnisse kann man sich schwer vorstellen, daß es ein Therapeut vermeiden könnte, sich in tiefreichender Weise auf den Patienten einzulassen, und daß es der Patient seinerseits vermeiden könnte, den Therapeuten und das Ergebnis ihrer Beziehung nachhaltig zu beeinflussen.

Empathie in der therapeutischen Beziehung

Empathie im Sinne dessen, was Psychologen im allgemeinen unter mitfühlender Anteilnahme des Therapeuten am Patienten verstehen, ist mit verschiedenen Bedeutungen unterlegt worden. Der Anthropologe Clifford Geertz (1983) erklärt, »die Form und den Druck (des Innenlebens eines Menschen) zu verstehen, ist eher so, wie ein Sprichwort zu begreifen, eine Anspielung mitzukriegen oder einen Witz zu verstehen, als eine Gemeinschaft herzustellen«. Sozialpsychologen haben zwei Arten von Empathie unterschieden: die affektive (ich fühle, was du fühlst) und die kognitive (ich begreife, was du fühlst) (Gladstein, 1983). Der Psychoanalytiker Heinz Kohut (1978) bezeichnet den Vorgang, einen anderen zu verstehen, als »stellvertretende Introspektion«. Empathie beschreibt er als »das menschliche Echo auf menschliches Erleben«. Webster's Englisches Wörterbuch erläutert, da sich das Wort von *em* und *pathos* ableite, bedeute Empathie wörtlich *in-feelings*, Einfühlung. Forschungsergebnisse lassen vermuten, Empathie bedeute, ein Gefühl zu empfinden, das mit den Gefühlen eines anderen korrespondiert (Corcoran, 1983).

Rogers verstand Empathie ursprünglich als einen spezifischen Bewußtseinszustand: »Der Zustand der Empathie, des sich Einfühlens«, definierte er, »bedeutet, den inneren Bezugsrahmen eines anderen mit Genau-

igkeit wahrzunehmen und mit den emotionalen Komponenten und Bedeutungen, die damit zusammenhängen, als ob man der / die Betreffende wäre. . . Es bedeutet somit, die Verletzung oder die Freude des anderen zu empfinden, so wie er sie empfindet, und deren Ursachen so wahrzunehmen, wie er sie wahrnimmt, aber ohne je außer Acht zu lassen, daß es so ist, *als ob* ich verletzt oder erfreut und so weiter wäre« (1959, S. 210-211).⁽¹⁷⁾

Hier macht ihm die Integration zweier oft widersprüchlicher Bewußtseinsaspekte zu schaffen: die lineare, von Augenblick zu Augenblick schwankende Bewußtheit von Gedanken und Gefühlen (Verletzung oder Freude empfinden) und die zeitlose Wahrnehmung (die Verallgemeinerung der Bedeutung, als ob ich verletzt oder erfreut wäre). Einfühlsam zu sein, bedeutet in diesem Sinne, im Bewußtseinsfluß des anderen mitzuerleben und daran teilzuhaben und sich dabei gleichzeitig des größeren Zusammenhangs bewußt zu sein, in dem man das tut. Tatsächlich kann mangelndes Bewußtsein des Kontexts bzw. der Beziehungsmuster mißliche Folgen haben. So läßt zum Beispiel die passive Hinnahme von Widerstand, Flucht- und Vermeidungstendenzen und Negativismus seitens des Therapeuten in der Therapeut-Klient-Beziehung sowohl in der analytischen Psychotherapie als auch in der personenzentrierten Therapie ein Scheitern erwarten (Sachs, 1983).

Obwohl sich die Perspektiven, wie Empathie zu sehen ist, verändern können (manche betrachten sie als Technik, andere als Prozeß), läßt sich ihr Resultat durch das folgende Beispiel veranschaulichen:

Ein Mann äußert sich in etwas negativer Weise über seinen Vater. Der Therapeut bemerkt: »Das klingt, als ob Sie verärgert über Ihren Vater wären«. Der Mann antwortet:

»Nein, ich glaube nicht.«

»Sind Sie möglicherweise unzufrieden mit ihm?«

»Hm, ja, vielleicht.« (in zweifelndem Ton)

»Vielleicht sind Sie enttäuscht von ihm.«

Der Mann antwortet sofort: »Das ist es! Ich bin tatsächlich enttäuscht, daß er kein starker Mensch ist. Ich glaube, ich bin immer von ihm enttäuscht gewesen, seit ich ein kleiner Junge war« (Rogers, 1980, S. 141-142).

Der Mann verändert (mit Hilfe des Therapeuten) seine Konzepte in Einklang mit inneren Bezugsgrößen. Er versucht, Worte zu finden, die seinem wechselndem inneren Erleben genau entsprechen. »Genaue Empa-

thie« — das heißt, sich in einer Weise zu verhalten, die mein genaues Verständnis der Erlebnisse des anderen demonstriert — kann vielleicht kultiviert werden; das Phänomen, daß zwei Personen einen Augenblick tiefen, gegenseitigen Verstehens erleben, ist jedoch nicht selten. Der fünfzehn Monate alte Michael stritt sich zum Beispiel mit seinem Spielkameraden Paul, der zu weinen begann. Michael reagierte, indem er Paul das Spielzeug überließ, um das sie sich stritten. Paul ließ sich dadurch nicht beschwichtigen, sondern fuhr fort zu weinen. Michael sah ihn überlegend an und streckte ihm dann seinen Teddybär hin — das ihm am wertvollsten erscheinende Objekt. Sicher würde das Paul trösten. Aber Paul weinte immer noch. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, lief Michael in einen Nebenraum und kehrte mit Pauls eigener Schmusedecke zurück. Daß er Paul dessen ganz persönliche Trostquelle reichte, brachte dessen Tränen zum Versiegen (Hoffmann, 1975, S. 141).

Dieses Beispiel veranschaulicht nicht nur den tastenden Versuch, die Gefühle eines anderen Menschen und ihre Bedeutung richtig zu verstehen, sondern auch die *aktive* Anteilnahme einer Person an einer anderen, die die therapeutische Empathie kennzeichnet. Es genügt nicht, dem Klienten etwas nachzufühlen (und es reicht sicher nicht aus, um seine Tränen zu trocknen); der Therapeut muß diese empathischen Momente aktiv herbeiführen. So kann man, um sich einfühlsam zu verhalten, Dinge empfinden und sagen, die in anderen Zusammenhängen sonderbar (oder zumindest unerwartet) erscheinen mögen (siehe Bozarth, 1984).

Transpersonale Erfahrungen in der Beziehung

Therapeut und Klient partizipieren an einem integrativen Erlebnis, das die Grenzen des Selbst, sowohl des Klienten als auch des Therapeuten, transzendiert. Bei Empathie kann somit ein besonderer Bewußtseinszustand vorliegen.⁽¹⁸⁾ Daß dies bei Rogers selbst der Fall ist, geht aus seiner eigenen Beschreibung einer empathischen Episode in einem Beratungsgespräch hervor: »... es beginnt damit bzw. dem geht voraus, daß man sich in die Stimmung versetzt: 'Ich möchte jede einzelne Bemerkung verstehen, die du machst; ich möchte wirklich nachempfinden, was sie für dich bedeutet.' Ich fühle mich (in diesem Augenblick) ganz aus einem Guß, völlig konzentriert. Dabei beherrscht mich im gewöhnlichen Leben der

Gedanke: 'Gott, wie werde ich alles erledigen können, bevor ich nach Europa fliege'. Verstehen Sie, ziemlich gestreßt. Es ist ein sehr existentieller Augenblick, denn wenn ich ein wirklich gutes Gespräch beende, ist meine Erinnerung an dieses Gespräch oft sehr unscharf. Später, wenn ich darüber nachdenke, fallen mir Teile davon wieder ein; aber meine intellektuelle Seite ist nicht sehr präsent. Nun ja, die intellektuelle Seite ist auch vorhanden, aber sie ist ganz auf diesen Augenblick konzentriert, ohne die Absicht, darüber nachzudenken, ohne Absicht mir alles zu merken. Alle meine Fähigkeiten sind also präsent, glaube ich. Die besten Abschnitte in der Therapie sind zeitlose Augenblicke; ich bin mir dann der Zeit nicht mehr bewußt. Außer, wenn ich zu einer bestimmten Zeit einen weiteren Termin habe, dann bleibt im Hintergrund ein Bewußtsein davon. Bei einem Gespräch vor einer Gruppe verschwindet die Gruppe ziemlich bald vollständig. Sie ist einfach nicht mehr vorhanden. Nur noch wir beide« (Monteiro dos Santos, 1985).

Durch eine konzentrierte Aufmerksamkeit auf »jede einzelne Bemerkung«, die der Klient macht, ist also die übliche Realitätsorientierung und sein normaler Bezugsrahmen gelockert. In diesem Zustand verliert Rogers die Bewußtheit seiner Umgebung und den Zeitsinn. Wenn er in seine gewöhnliche Wirklichkeit zurückkehrt, erlebt er eine Amnesie. Er macht in diesen intensiven und vitalen Augenblicken somit einen veränderten Bewußtseinszustand durch (Shor, 1959; Ludwig, 1967). Dazu ist zu bemerken, daß Rogers' kritische Fähigkeiten ebenfalls in Funktion sind, daß es sich also nicht um eine Art von Trance oder geistiger Besessenheit handelt, sondern um eine disziplinierte Erfahrung. Tatsächlich ist seine Präsenz in diesem Zustand offenbar *gesteigert*, nicht vermindert. Rogers (1957 a) bemerkte, daß er sich zu keiner anderen Zeit »so als ganzer oder derart ganz als Person« fühle, wie in seinen therapeutischen Gesprächen.

In den letzten Jahren hat Rogers eingeräumt, daß der Klient ebenfalls mit ihm an diesem Bewußtseinszustand teilhabe. Er sagte: »Ich habe den Eindruck, daß in den besten Augenblicken der Therapie bei beiden ein veränderter Bewußtseinszustand da ist. Daß wir im Grunde beide ein kleines bißchen transzendieren, was wir normalerweise sind, und daß eine Kommunikation erfolgt, die wir beide nicht verstehen und die sehr zu denken gibt« (Heppner, Rogers + Lee, 1984).

Darüber hinaus kommt er (und zweifellos auch der Klient) in Kontakt mit einer transpersonalen Bewußtheit. Über diese Augenblicke, in denen

Rogers einen empathischen Zustand mit einem anderen erlebt, sagte er auch: »Über die unmittelbare Botschaft der betreffenden Person hinaus, wie auch immer diese lauten mag, ist da das Universelle . . . ; man hat also gleichzeitig die Genugtuung, diese Person zu hören, und die Befriedigung, das eigene Selbst in Kontakt mit universellen Wahrheiten zu vernehmen« (Rogers, 1980, S. 8).

Daß auch die empathische Sensibilität des Klienten und andere Wahrnehmungen in der therapeutischen Erfahrung gesteigert sind, geht aus Forschungsbefunden hervor. Dittes (1954) zeigte, wie sensitiv der Klient veränderte Haltungen beim Therapeuten wahrnimmt. Man verwendete den psychogalvanischen Reflex zur Messung von Angst-, Bedrohungs- oder Alarmreaktionen, beim Klienten und stellte fest, daß sich die Anzahl abrupter galvanischer Hautreaktionen signifikant erhöhte, sooft die Haltung des Therapeuten auch nur geringfügig weniger akzeptierend war. Der Glaube des Psychotherapeuten an die Fähigkeit des Klienten, sich in einer positiven Richtung zu verändern, könnte somit auch ein Bestandteil der Beziehung auf der biologischen Ebene sein.

Worauf ein großer Teil dieser Erkenntnisse hindeutet, ist, daß jeder Mensch die Fähigkeit zur Selbstheilung besitzt und daß zu den Faktoren, die diese unterstützen, die Erwartungen, Überzeugungen und Einstellungen des Patienten zählen. Wir müssen noch viel mehr über die Klienten und die Funktionsweise ihrer Selbstheilungsmechanismen in Erfahrung bringen. Sobald wir über dieses Wissen verfügen, werden sich das wünschenswerte therapeutische Verhalten und der optimale äußere Rahmen für eine wirksame Therapie viel deutlicher abzeichnen.

Die Kultur

Sobald die personenzentrierte Therapie größere Erfolge erzielte, konnte es nicht ausbleiben, daß sie auch die Fragestellungen benachbarter Gebiete aufgriff. So diskutierten beispielsweise Rogers und Skinner über die Frage der menschlichen Willensfreiheit, während Rogers und May die Frage erörterten, ob der Mensch von Natur aus gut oder böse sei. Rogers' Debatten mit echten Theologen wie Paul Tillich fanden geringeres Interesse.

Die Kontroverse zwischen Rogers und Skinner über die Frage, ob der

Mensch einen freien Willen habe, endete wie zu erwarten unentschieden. Rogers meinte 1962 abschließend: »Ich stimme mit Dr. Skinner völlig überein — daß der Mensch, aus einer wissenschaftlichen, objektiven Perspektive quasi von außen betrachtet, durch seine genetischen und kulturellen Einflüsse determiniert ist. Ich habe andererseits auch erklärt, daß in einer völlig anderen Dimension Dinge wie Freiheit und Wahlmöglichkeit etwas äußerst Reales sind . . . ; für mich ist dies eine völlig andere Dimension, die nicht leicht mit dem deterministischen Standpunkt vereinbar ist. Ich sehe darin eine vergleichbare Situation wie in der Physik, in der man beweisen kann, daß es für die Wellentheorie des Lichts Belege gibt; dasselbe gilt aber für die Partikeltheorie. Beide stehen in Widerspruch zueinander. Sie sind bei unserem gegenwärtigen Wissensstand nicht miteinander vereinbar; aber ich glaube, man würde das eigene Bild der Physik unnötig einschränken, wenn man eine dieser beiden Theorien leugnete und nur die andere akzeptierte. Und genau im gleichen Sinn . . . betrachte ich diese zwei Dimensionen beide als real, obwohl sie in einer paradoxen Beziehung zueinander existieren« (Kirschenbaum, 1979, S. 268-269).

Rollo May (1982) kritisierte Rogers wegen dessen Äußerung: »Die kulturellen Einflüsse sind die eigentlichen Ursachen schlechter Verhaltensweisen . . . ; für mich ist der Mensch *essentiell* konstruktiv in seiner Grundnatur, aber beschädigt durch seine Erfahrungen« (Rogers, 1981).

»Aber woraus besteht denn diese Kultur«, fragt May, »wenn nicht aus Menschen wie du und ich? . . . Es gibt kein Selbst außer in der Interaktion mit einer Kultur und keine Kultur, die nicht aus Selbsten besteht.« May folgert daraus: »Ich meine deshalb, daß das Böse in unserer Kultur auch die Reflexion des Bösen in uns selbst ist und umgekehrt«.

Mays Begriff des *Dämonischen* veranschaulicht seine Position hinsichtlich der menschlichen Natur: »Das Dämonische ist der Drang in jedem Lebewesen, sich selbst zu behaupten, sich durchzusetzen, zu erhalten und zu vermehren . . .«. Da dies Rogers' Konzept der *Aktualisierungstendenz* nicht zu widersprechen scheint, dürfte die Auseinandersetzung weniger die Frage betreffen, wie der Mensch *ist*; ja nicht einmal, wie er sein *sollte*; die Crux ihrer Meinungsverschiedenheit scheint die Frage zu betreffen, welche Grundqualitäten man ihm *zuschreiben sollte*. Offensichtlich haben sie das Problem von Helvetius aufgegriffen. Hebt man das Gute oder Böse am Menschen hervor, dann wird dies gutes oder böses Verhalten zur Folge haben. In Einklang mit der sie verbindenden Auffassung

von den menschlichen Möglichkeiten könnte aus der *richtigen* Perspektive (über die sie sich uneinig sind) der ideale Bürger projiziert werden.

Wenn wir die Frage, welche Eigenschaften man dem Menschen zuschreiben sollte, einmal ausklammern, so scheint mir diese Debatte eine Schwäche des personenzentrierten Kulturbegriffs zu offenbaren. Was wir als Kultur bezeichnen, ist eine Art und Weise des Verhaltens, Denkens, Fühlens und Glaubens, die wir mit anderen in einer bestimmten Gruppe gemein haben. Wie Kluckhohn (1948) bemerkte: »(Kultur) ist einer der wichtigsten Faktoren, der es uns gestattet, in einer organisierten Gesellschaft zusammenzuleben, da sie uns fertige Lösungen für unsere Probleme in die Hand gibt, uns hilft, das Verhalten der anderen vorauszusagen, und den anderen gestattet zu wissen, was sie von uns zu erwarten haben« (S. 27). Durch die Kultur sind die Auffassungen eines Menschen von der Zeit, von richtig und falsch, vom Sinn des Lebens, von Autorität, von Empathie, vom Wert der Familie, seine Hoffnungen, seine Quellen des Stolzes und der Besorgnis, seine Ängste, sein Verhältnis zur Gesellschaft und seine Art, mit Ungewißheit umzugehen, mit anderen Mitgliedern der Gruppe kompatibel.

Eine kulturelle Übereinkunft wurde zum Beispiel zweifellos ursprünglich durch ein Individuum und seine Gruppe geschlossen, um mit den Herausforderungen des Lebens fertigzuwerden. Personen, die später in diese Gesellschaft hineingeboren werden, übernehmen diese Übereinkunft, nicht als Reaktion auf eine bestimmte Situation, sondern als Bestandteil des Lernens, ein Mitglied dieser Gruppe zu werden.

Was geschehen kann, ist, daß eine kulturelle Konvention, eine Denkweise, eine erlernte Art zu reagieren, für den Einzelnen schädlich sein kann. In diesem Fall (dies ist zweifellos Rogers' Position) kann der oder die Betreffende lernen, neue Konventionen anzunehmen, die den neuen Herausforderungen seiner / ihrer Realität gelten. Auf diese Weise revidiert der / die Betreffende nicht nur seine / ihre Werte und Verhaltensweisen, er / sie revidiert auch die Kultur.

Die Kultur formt somit, metaphorisch gesprochen (und dies scheint Rogers nicht zu bedenken), Individuen, die durch ihr kollektives Denken, Fühlen und Handeln ihrerseits die Kultur prägen. Dies ist ein Teil der eigenartigen Interaktion, die zwischen Einzelnen und dem Ganzen, das sie bilden, festzustellen ist. Wir richten uns nach etwas, das wir selbst erschaffen. Dieses Phänomen ist auch in der Zweiergruppe zu beobachten,

in der sich beide, Klient und Therapeut, nach den »universellen Wahrheiten« richten, auf die sie stoßen. Es ist auch in größeren Gruppen zu sehen, wo dieses Phänomen noch ausgeprägter und noch schwerer zu ignorieren ist.

Dem Erfolg der personenzentrierten Therapie (sowie anderer Therapien) kommen zweifellos allgemeine kulturelle Effekte zugute. Barton (1971) war der Meinung, die Gesprächspsychotherapie sei eine spezielle Form eines allgemeinen kulturellen Prozesses, bei dem bestimmte Aspekte der menschlichen Realität durch ihre Selektion, Hervorhebung und Wertschätzung besonderes Gewicht und Realität für andere erlangen. Selbstverwirklichung ist somit kein Prozeß außerhalb der Kultur oder gegen diese, sondern ein Aspekt der Kultur selbst. Dies ist eine grundlegend andere Perspektive als jene, die der Kultur vorwirft, die Menschen nur zu verkrüppeln.

Natürlich gibt es ungeeignete Institutionen, einengende Bräuche und Werte, inkompetente Lehrmethoden, schlechte Führung und zahllose andere Probleme innerhalb einer spezifischen Kultur. Trägt nicht das Individuum durch seine mangelnde Bewußtheit der Konsequenzen seiner eigenen Handlungen in der Verschränkung mit dem Verhalten anderer zu diesem Zustand bei? Wenn der Bezug des Einzelnen zum Ganzen vollständiger verstanden würde, dann würde sich das Axiom von Rogers (1961a, S. 119), wonach die einzelne Frage, die für den reifen Menschen zähle, laute: »Lebe ich in einer Weise, die zutiefst befriedigend für mich ist und die mir wahrhaft entspricht?« sicher als zu eng gefaßt erweisen. Von einem wirklich reifen Menschen wäre zu erwarten, daß er die Verantwortung für seinen Beitrag zu den koordinierten Bemühungen übernimmt, aus denen die Kultur auch besteht.

Ernest Becker (1969) unterstreicht diese individuelle Verantwortung für die Gesellschaft: »Wenn Menschen aufhören, ihre persönliche Macht individuell und bewußt verantwortlich zu gebrauchen«, schreibt er, »entsteht Böses aufgrund einer echten evolutionären Entwicklung: der Mensch ist jenes Geschöpf der Natur, das par excellence durch seine symbolische Manipulation des Energiesektors gigantische Machtstrukturen errichten kann; . . . er ist ein Geschöpf, das über solche Mittel zur Anhäufung von Macht verfügt, daß diese eine eigene freie Entwicklung blockieren . . . ; der Ausweg aus diesem Paradox besteht darin, daß der Mensch das einzige von der Evolution hervorgebrachte Geschöpf ist, das seine

Macht zur stärkeren Befreiung Einzelner aus den immer noch vorhandenen Gruppenzwängen benutzen kann« (S. 110-112).

Die persönliche, verantwortungsvolle Macht Einzelner (welche die personenzentrierte Therapie fördert) spielt somit bei der Beseitigung und Verminderung von Übelständen in der Gesellschaft eine Rolle — und zwar in dem Maße, wie sich der Einzelne der kollektiven Folgen dieser individuellen Akte bewußt ist (ein Thema, über das die personenzentrierte Therapie geschwiegen hat).

Die auch von Freud geteilte Auffassung, daß die Kultur eine negative Auswirkung auf die Entwicklung der Person habe, wenn sie mit der Leugnung von Verantwortlichkeit für individuelle Handlungen gekoppelt ist, die zu dieser Gesellschaft beitragen (welche das individuelle Selbst angeblich deformiert), verhindert somit ein volles Verständnis der Bedingungen, unter denen Patient und Therapeut Bestandteil einer besonders beschaffenen Kultur sind, in der das Selbst umgestaltet wird. Wenn man kleine und große Gruppen verstehen will, ist es schwierig, diese partielle Sichtweise des Phänomens aufrechtzuerhalten.

Die Erscheinung des Psychotherapeuten, seine Anwendung eines bewährten Verfahrens, die Erwartungen und Hoffnungen des Patienten und ihre Beziehung, all dies überschneidet sich mit der Kultur — sowohl der allgemeinen Kultur, der sie angehören, wie auch mit derjenigen, die sie im therapeutischen Rahmen erschaffen. Wie im Falle des oben erwähnten Indianers Quesalid und seiner Patienten wird im Rahmen der kulturellen Möglichkeiten ein beeindruckendes Ritual geschaffen. Dieses Ritual, das sowohl der Arzt als auch sein Patient glauben vollziehen zu müssen, um die Heilung zu ermöglichen, beschränkt sich sicher nicht auf unzivilisierte Wilde. Von manchen modernen medizinischen Verfahren wurde de facto nachgewiesen, daß sie nicht mehr als eben dies sind. So wurde zum Beispiel demonstriert, daß sich die Brustschmerzen bei Koronarerkrankungen durch eine simulierte Operation im gleichen Maß reduzieren lassen — wenn man die Brust des Patienten aufschneidet, ohne die eigentliche Operation durchzuführen und den Schnitt dann wieder vernäht — wie durch einen vollständigen Eingriff, bei dem eine Arterie abgeklemmt wird (Beecher, 1961; Cobb et al., 1959; Dimond et al., 1958, 1960). Das von den Heilern, die ich auf den Philippinen besuchte, benutzte Ritual könnte damit kaum konkurrieren. Mit ihrer Technologie konnten sie höchstens dem Patienten organisches Material wie Hühnerleber unterjubeln und eine rote

Flüssigkeit präsentieren, während sie so taten, als entfernten sie »fremde Stoffe« aus seinem Körper. Manchen Leuten mag dies ebenso wie in dem amerikanischen Operationssaal genügt haben.

Es reicht nicht aus, kulturelle Rituale zu entlarven, ohne zu begreifen, was sie mit Heilung oder wirksamer Psychotherapie zu tun haben. Wir müssen noch viel mehr über den Zusammenhang zwischen Kultur und dem Phänomen effektiver Therapie in Erfahrung bringen

Das Setting

Eng verbunden mit der Kultur im Sinne eines weitgehend unbeachteten, aber dennoch einflußreichen Faktors im therapeutischen Prozeß ist das Setting, der äußere Rahmen der therapeutischen Begegnung. Zum therapeutischen Setting zählen Worte, Begriffe, Geräusche, Bilder, Landschaft, Veränderungen des Sonnenlichts, Veränderungen der Temperatur, Gerüche sowie Energien jenseits der gewöhnlichen menschlichen Wahrnehmung, die eine wichtige, wenn auch gewöhnlich unbemerkte Wirkung auf die Stimmung, Wahrnehmungen, Gedanken und Gefühlsreaktionen des Klienten (und des Therapeuten) haben können.

Das erweiterte Setting könnte auch Menschen einschließen, die dem Therapeuten bzw. Klienten nahestehen und den Therapieprozeß beeinflussen. Die therapeutischen Supervisoren beeinflussen zum Beispiel den therapeutischen Prozeß unmittelbar (Steinhelber, Patterson, Cliffe & Le-Goullon, 1984). Einfluß kann auch von Familienmitgliedern, Schwestern und sonstigem medizinischen Personal sowie den Verabreichern ergänzender Behandlungen ausgeübt werden, die der Klient zur selben Zeit erhält.

Es gibt jedoch noch viel weniger offenkundige Faktoren, die in Betracht gezogen werden sollten. Etwas so Alltägliches, wie der Einfall von Sonnenlicht, kann die Stimmungen eines Menschen tiefgreifend verändern. Manche Menschen erleben geradezu dramatische Stimmungsänderungen je nach den jahreszeitlich bedingten Schwankungen des Sonnenlichteinfalls. »Saisonale affektive Störungen« (SAD) ist der Begriff, mit dem bestimmte Symptome wie Depression bezeichnet werden, die durch Bestrahlung mit einer starken weißen, das ganze Spektrum umfassenden Leuchtstofflampe gelindert werden können (Rosenthal et al., 1984).

Nicht nur die Lichtmenge, sondern auch die Farben der Umgebung wirken sich offenbar auf die Stimmung aus. Räume mit rosafarbenen Wänden wirken auf Menschen in aggressiven Zuständen angeblich beruhigend.

Manche Gerüche, wie der Duft eines würzigen Apfels, können den Blutdruck eines Menschen Berichten zufolge in gleichem Maß senken wie Meditation. Gregory Razran (1938) demonstrierte, daß sich die Wahrnehmungen eines Menschen durch das Essen verändern. Er ersuchte Probanden (nicht bloß Studenten), Musikstücke und Gemälde sowohl während eines Mittagessens als auch danach zu bewerten und zu charakterisieren. Obwohl ihnen vor Augen geführt wurde, daß sich ihre Wahrnehmungen verändert hatten, konnte Razran die Versuchspersonen nicht von einer Beeinflussung überzeugen. »Das einzige, was sie glaubten«, so sein resigniertes Fazit, »war, daß 'das Bewußtsein während des Essens vielleicht anders funktioniert' oder daß sich der Eindruck 'ändert, wenn man etwas schon einmal gehört (oder gesehen) hat', aber nicht, daß er sich verändert, 'weil ich etwas während des Essens hörte oder sah'. 'Bei mir nicht. Was werden sich die Professoren als nächstes ausdenken?'«

Obwohl sehr wenige Klienten während der Therapie essen werden (wenn sich auch ein Versuch lohnen würde), so werden doch alle atmen. Und die Luft, die sie einatmen, wird sich wahrscheinlich auf ihren Bewußtseinszustand und ihre emotionalen Reaktionen auswirken. So wurde zum Beispiel nachgewiesen, daß unter bestimmten Wetterbedingungen abnorm hohe Konzentrationen positiver Ionen vorhanden sind. Dies gilt für die Wetterfronten, denen im Nahen Osten der trockene, heiße Wind Scharav, in Mitteleuropa der Föhn, in Argentinien der Zonda und in Südkalifornien die Santa Ana folgt. Diese in einem schlechten Ruf stehenden Winde werden nicht nur mit Reizbarkeit in Verbindung gebracht, sondern bei einer erheblichen Zahl der ihnen ausgesetzten Personen auch mit Migräne, Übelkeit und Atembeschwerden. Das Inhalieren von Luft, die große Mengen kleiner negativer Ionen enthält, beseitigt dagegen Symptome und trägt zu einer entspannten Stimmung bei. Große Mengen negativer Ionen sind in der sauberen Luft enthalten, die so inspirierende Szenarien wie Strände, Wasserfälle und hohe Berge umgibt. Die verunreinigte Luft von Industriegebieten enthält die geringste Menge negativer Ionen (Krueger & Reed, 1976). Auch die Luft im therapeutischen Setting also könnte sich nachhaltig auf die Stimmung eines Patienten auswirken: von reizba-

rer Vermeidungstendenz bis zu entspannter Introspektion.

Bestimmte landschaftliche Gegebenheiten wie majestätische Berge, weite Ebenen, das Meer und Seen können auch abgesehen von der Auswirkung kleiner negativer Ionen durch ihre prägende Wirkung auf das Bewußtsein die Stimmung beeinflussen. Auch in beeinträchtigter Stadtluft kann einem ein Spaziergang in einem gut angelegten Park helfen, sich zu entspannen. Das Innere einer Kathedrale kann Gefühle des Friedens, der Harmonie und Schönheit und vielleicht besinnliche Gedanken auslösen. Die Gestaltung der Umgebung könnte es einem Menschen erleichtern, Dinge jenseits der eigenen Person wahrzunehmen, über sein Leben nachzudenken, seine wahren Wünsche zu erkennen, Einsicht in persönliche Probleme zu erlangen oder seine Beziehung zur Gesellschaft in neuem Licht zu sehen — genau das, was auch in der Psychotherapie passiert.

Mit dem Gegenteil haben Maslow und Mintz (1956) experimentiert: im Gegensatz zu einem schönen Raum stand eine kleine, häßliche Zelle, die zum Zwecke dieses psychologischen Experiments hergerichtet wurde und aus schlachtschiffgrauen Wänden, zerrissenen Jalousien, einer einzigen, von der Decke baumelnden Glühbirne mit schief hängendem Lampenschirm, verstreut herumliegenden staubigen Schachteln, Mülleimern und einer abgenutzten Liege mit unbezogener Matratze bestand. Ein solcher Raum kann bei Personen, die ihn für kurze Zeiten benutzen, »Reaktionen des Überdrusses und der Müdigkeit, Kopfschmerzen, Schläfrigkeit, Unzufriedenheit und Reizbarkeit, Feindseligkeit und Vermeidungsverhalten« sowie den Wunsch hervorrufen, die gestellte Aufgabe so schnell wie möglich hinter sich zu bringen und den Raum zu verlassen. Auch in diesem Fall waren sich die Teilnehmer nicht bewußt, daß ihre Reaktionen »in so engem Zusammenhang mit dem Zustand des Raums standen« (Mintz, 1956).

Die Auswirkungen dieser Umweltfaktoren auf Bestimmung, Wahrnehmung, Gedanken und Verhalten sind zugegebenermaßen subtil — tatsächlich so subtil, daß die Zusammenhänge selten bemerkt werden. Aber gilt dies nicht auch für die Bewertung der Psychotherapie: subtile Veränderungen der Wahrnehmung, der Stimmung und des Verhaltens? Das Erleben des Klienten (und des Therapeuten) kann im Guten wie im Schlechten durch die Gestaltung des äußeren Rahmens der Psychotherapie beeinflußt werden. Es ist unerläßlich, noch weitaus mehr über das Setting und seine Rolle in der erfolgreichen Psychotherapie herauszufinden.

Zusammenfassung und Abschluß:

Das Phänomen der wirksamen Zweiergruppe (Einzeltherapie)

Das Ergebnis der personenzentrierten Psychotherapie kann ebenso wie die Anzahl der jährlichen Verkehrsunfälle auf einer bestimmten Autobahnstrecke oder die der Hundebisse im New Yorker Central Park im Monat Juli als vorhersagbar bezeichnet werden: die Patienten machen *im allgemeinen* Fortschritte. Man kann es andererseits aber auch als unvorhersagbar bezeichnen, da die Faktoren, die für den Einzelnen mit erfolgreicher Therapie verknüpft sind, unbekannt bleiben.

Die personenzentrierte Psychotherapie wird aus mindestens zwei Gründen praktiziert. Zum einen dient sie als Behandlung gesundheitlicher Probleme, von denen angenommen wird, daß sie psychische Dimensionen enthalten. In einer kürzlich vom National Institute of Mental Health durchgeführten Untersuchung erwies sich zum Beispiel die Beziehungstherapie (die teilweise nach ähnlichen Prinzipien verfährt wie die personenzentrierte Therapie) als ebenso wirksame Maßnahme bei Depressionen wie die medikamentöse Behandlung. Im großen und ganzen ist es jedoch nicht möglich, die Psychotherapie als eine *medizinische Behandlungsform* zu verstehen; erfolgreiche Psychotherapie scheint nicht immer den Gesetzen der Biologie und Physik zu gehorchen, so wie diese gegenwärtig konzipiert werden.

Ein weiteres Motiv der Psychotherapie ist »persönliches Wachstum«, zu lernen, besser mit sich selbst zurechtzukommen, die eigene Kompetenz bei der Behandlung und Lösung persönlicher Probleme zu erhöhen und seine persönlichen Beziehungen zu verbessern. Dieses Ziel wird von der Psychotherapie häufig erreicht.

Wenn sie auch aus zwei miteinander sprechenden Personen besteht, unterscheidet sich die klientenzentrierte Therapie in der Form der *Zweiergruppe* grundlegend von einer beiläufigen Plauderei. In der Therapie hört der Therapeut dem Klienten in besonderer Weise, mit Einfühlung und echtem Wohlwollen zu und hilft ihm, seiner inneren Welt den zutreffendsten Ausdruck zu verleihen. Der Therapeut gibt sich ohne Gehabe und echt, aber er reduziert die Erörterungen seiner eigenen Probleme auf ein Minimum. Die Zeit gehört dem Klienten, und die beiden konzentrieren ihre Aufmerksamkeit auf diesen.

»Worüber wir sprechen, liegt bei *Ihnen*.« Nach mehr als fünfzigjähriger

Erfahrung in der Einzeltherapie zählte dies immer noch zu den ersten Dingen, die Rogers am Beginn einer therapeutischen Sitzung zu seinen Klienten sagte. Das Gesprächsthema ist für den Therapeuten nicht wichtig. Worauf es ihm ankommt, ist, was der Klient *fühlt* und welche *Bedeutung* seine Gedanken und Gefühle für *ihn* haben. Das Ziel ist mehr als eine bloße emotionale Katharsis, mehr als ein rein kognitiver Bezug zu seinen Äußerungen, das Ziel ist unmittelbares Erleben.

Das Phänomen der erfolgreichen Therapie scheint aus einem erfahrenen Therapeuten (ob dieser nun in einer anerkannten Schule ausgebildet wurde oder nicht) mit seiner Methode (aber nicht der Methode an sich) zu bestehen, sodann einem Patienten oder Klienten mit seinen Symptomen und seinem Wunsch nach Veränderung, und endlich aus einer Situation, die ihre Beziehung und die Überzeugungen, Einstellungen und Erwartungen, die beide mitbringen, das gesellschaftlich-kulturelle Umfeld und das therapeutische Setting einschließt. Beim erfolgreichen Zusammentreffen des Klienten mit diesen Faktoren findet ein Prozeß der Verwandlung (der Heilung, des Lernens, der Kreativität) statt.

Obwohl höchst unterschiedliche Theorien, Techniken und Ausbildungsformen zu Erfolgen in der Psychotherapie führen können, haben wirksame Therapien andererseits auch viele Aspekte miteinander gemein. Obwohl sie überall betrieben werden kann, findet Psychotherapie gewöhnlich in einem Raum statt, der isoliert und ruhig liegt und häufig gedämpft beleuchtet ist. Obwohl sich dieser Raum in einem Wohnhaus befinden kann, ist er nicht Bestandteil einer Wohnung. Er ist zwar geschmackvoll ausgestattet, erweckt aber selten den Eindruck, bewohnt zu sein. Er kann einen Schreibtisch enthalten, aber er ist kein Büro; es können eine Couch oder ein Kissen auf dem Boden vorhanden sein, aber es ist kein Schlafzimmer; es können Kaffee und Tee und Tassen und Löffel da sein, aber es ist keine Küche. Zur Ausstattung können Blumen und Zimmerpflanzen, wohltuende Bilder und sauber gerahmte Urkunden oder Aphorismen zählen, die die Wände schmücken. Obwohl nicht zu erkennen sein mag, welche Technik nach welcher Theorie praktiziert wird, ist es klar, daß es sich um den Beratungsraum eines Psychotherapeuten handelt. Aber ist dies wirklich der günstigste Rahmen? Würde natürliches Sonnenlicht oder dessen Nachahmung, ein plätschernder Wasserfall, wie man ihn in japanischen Gärten findet, die Sättigung der Luft mit negativen Ionen, kurz eine sorgfältigere Gestaltung der Umgebung die Wirkung des Setting verbessern?

Professionelle Therapeuten stellen ein Honorar in Rechnung und treffen mit ihren Klienten zu einer verabredeten Zeit in ihrem Behandlungsraum zusammen. Durch die Verfügung über diese Zufluchtsstätte, ihre Ausbildung und ihre Teilnahme an der Infrastruktur der Gesellschaft sind sie mächtige Institutionen, die die Heilungskraft der Kultur repräsentieren. Zu ihren Zielen können die Veränderung der kognitiven Strukturen, der Gewohnheiten und des Verhaltens zählen, die Verminderung der emotionalen Spannung, die Steigerung der Bewußtheit und Selbsterkenntnis und die Verbesserung der zwischenmenschlichen Beziehungen. Erfolgreiche personenzentrierte Therapeuten können sich hinsichtlich ihres Grades an Erfahrung, ihrer Werte, ihrer Intelligenz und ihres psychologischen Spürsinnns voneinander unterscheiden. Sie werden Vertrauen zu ihrer Arbeit haben, ethische Grundsätze und einen weiten Horizont und vielleicht inspiriert sein. Sie werden fähig sein, nicht nur warme Anteilnahme und Verständnis zu zeigen, sondern den anderen auch zu ermutigen und herauszufordern, fähig, aktiv zu sein und geduldig zu warten, sich voll auf Dinge einzulassen und sich zu distanzieren.

Gesprächspsychotherapeuten verbindet ein System komplexer Wertvorstellungen. In Nordamerika zählt zu diesen Werten heute ohne Zweifel ein Respekt für die Einzigartigkeit und den Wert des Einzelnen, sein Recht zu sein, wer er sein möchte, und seine Fähigkeiten zu entwickeln, das Recht auf gleiche Voraussetzungen und dieselben Chancen wie andere, aktive Teilnahme an der Arbeit, um die eigenen Ziele zu erreichen und für seine eigenen Rechte einzutreten, ein Vertrauen in die Zukunft und ein besseres Leben und die Überzeugung, daß Probleme durch Konzentration und Einsicht in sein Selbst gelöst werden können. Obwohl man diesen Werten zufolge anderen helfen sollte, sich selbst zu helfen, ist man (paradoxe Weise) nicht verpflichtet, der Gesellschaft zu helfen, für ihre Ziele zu arbeiten und sich ihren Konventionen anzupassen. Das erfolgreiche Ergebnis der Zweiergruppe wird vom Therapeuten, vom Klienten und von ihrer Beziehung beeinflußt. Die persönliche Reife des Therapeuten, seine Einstellungen und Überzeugungen (einschließlich ein wie guter Therapeut er geworden ist), sein theoretisches Konzept und seine echte Begeisterung und Intuition — all dies ist für den therapeutischen Erfolg von Belang. Dem Therapeuten geht es um eine unmittelbare Lernerfahrung und um die Neuformulierung von Werten, und er beteiligt sich am Entwurf eines neuen Selbstkonzepts durch den Klienten.

Auch der Klient trägt zur Wirksamkeit des Prozesses bei. Seine ängstliche Inkongruenz, sein Wunsch nach Veränderung und seine Fähigkeit, in eine unmittelbare, persönliche Beziehung einzutreten, könnten ebenfalls Voraussetzungen dazu sein. Auch seine Wertvorstellungen und Überzeugungen, seine Erwartungen, seine Fähigkeit zur sensitiven Empathie und sein Annehmen des Gegenübers spielen in der wirksamen Therapie eine Rolle.

In einem einläßlichen Dialog trägt der Therapeut (von dem früher angenommen wurde, daß er sich heraushalte) zur Neuformulierung der Werte und des Selbstkonzepts durch den Klienten bei. Der Klient (von dem man früher annahm, daß er darauf keinen Einfluß habe) trägt zum empathischen Bewußtseinszustand in der therapeutischen Dyade bei.

Eine Verringerung der »Ich-du-Unterschiede«, eine Konzentration höchst sensibler Aufmerksamkeit auf die Gefühle des Patienten — Therapeut und Klient folgen *gemeinsam* dem durchgängigen Faden und konstituieren ihn: das Selbst. Die zentrale Rolle der Gefühle des Klienten ergibt sich nicht erst, »sie ist bedingt durch die sensible Abstimmung des Therapeuten auf den Patienten und die Betonung ihres Zusammenspiels« (Barton, 1971). Durch dieses Aufeinander-Abstimmen verändern sich sowohl der Therapeut als auch der Klient. Indem er seine tiefreichende und vitale Verstrickung leugnet, indem er behauptet »sorgfältig darauf zu achten, das sich entwickelnde Selbst nicht zu beeinflussen«, unterschätzt der personenzentrierte Therapeut seinen legitimen Wert im therapeutischen Prozeß. Auf der anderen Seite übertreibt der Therapeut wahrscheinlich seine Rolle, wenn er behauptet, »eine Atmosphäre zu schaffen«, »eine Umgebung für die Entfaltung des Selbst zu gestalten«, ja selbst, wenn er den Anspruch erhebt, »eine therapeutische Beziehung herzustellen«. Nicht er schafft eine Umgebung; vielmehr bilden er *und* der Klient *und* die Situation die Umgebung. Er stellt keine Beziehung her, sondern er *und* der Klient bilden die Beziehung. Selbstverständlich wirken sich die Werte des Therapeuten, ja die Werte der Psychotherapie als solcher auf die Umgebung und die Beziehung aus. Die Äußerung von Empathie, Wertschätzung, ja sogar von Echtheit kann als das *Resultat* der Umgebung bzw. Beziehung angesehen werden, nicht als deren *Ursache*.

In der Beziehung ergänzt *ein* Teilnehmer (der Therapeut) biologisch den anderen (den Klienten). Obwohl sie genetisch und kulturell bedingt sind, steht es ihnen auch frei zu wählen, wer sie sind und wer sie sein wol-

len. Obwohl die Kultur bzw. die Gesellschaft den Einzelnen formt, entsteht die Kultur / Gesellschaft ihrerseits durch Interaktionen des Individuums mit anderen Individuen — dies gilt für das therapeutische Setting der Zweiergruppe wie auch für die Welt insgesamt. Wie günstig diese therapeutische Kultur für das Ritual ist, das sie glauben, vollziehen zu müssen, damit Heilung stattfinden kann — ein Ritual, das die Zeit anhält und eine andere Zeit und einen anderen Ort in ihrem Lebensprozeß bildet und damit einen anderen Lebensprozeß erschafft —, könnte ebenfalls ein bedeutsamer Faktor in der erfolgreichen Therapie sein. Wir müssen noch viel mehr über die Mechanismen der Selbstheilung in jedem Menschen herausfinden und auch darüber, wie Therapeut, Kultur, Umfeld, all die Aspekte dieses Phänomens, zu seiner Verwirklichung beitragen könnten.

Die Gesprächspsychotherapie hat zur Formulierung der Voraussetzungen dieses Prozesses beigetragen und zur Entwicklung eines Ansatzes seiner Realisierung, ja sie hat auch zur Befreiung des Klienten als Person beigetragen. Ihre Konzepte und Praktiken haben jedoch keine wirklich *umfassende Perspektive* entwickelt, die die Beteiligung des Klienten anerkennt und das Phänomen als Ganzes in den Blick bekommt — eine Perspektive, die das ganze Spektrum menschlicher Erfahrungen einschließt: Bios, Seelenleben, Verhalten und Umwelt. Wie gravierend dieser Mangel ist, haben wir uns noch nicht verdeutlicht. Wenn bestimmte Grenzen der Zweiergruppe auch in einer Klein- oder Großgruppe auftreten, dann können sich Anomalien, die in der Zweier-Situation noch ignoriert werden konnten, zu ernsthaften Barrieren auswachsen, die die Entstehung einer förderlichen Gruppe behindern.

Barton (1971) hat, wie ich glaube, die gegenwärtigen Probleme auf den Punkt gebracht, als er die Theorie der personenzentrierten Therapie auf Gruppen ausdehnte. In seiner scharfen phänomenologischen Analyse der personenzentrierten Therapie führt er aus: »Sowohl der Therapeut als auch der Klient . . . fallen einem falschen Individualismus und einer falschen Individualität zum Opfer, da sie sich die kulturelle bzw. gesellschaftliche Bedingtheit des Selbst (des Klienten) nicht klarmachen. Da sie es als eine von anderen unabhängige autonome Größe ansehen, als außerhalb der Gesellschaft befindlicher Antrieb der Selbstverwirklichung, können sie die Gesellschaft nur negativ als Behinderung des Selbst bewerten. Der Therapeut, der für seine eigene Geschichte als einigermaßen demokratischer . . . Individualist blind ist, fördert deshalb beim anderen einen

Individualismus, eine Vorstellung von Unabhängigkeit des Selbst, die zu tiefst falsch sind, selbst im Hinblick auf die Art und Weise, wie sich dieses organismische Selbst in der Theorie tatsächlich entwickelt hat«.

Die individualistische Perspektive der personenzentrierten Therapie, die so viel zur Förderung der persönlichen Rechte des Klienten beigetragen hat und all jenen, die um ihre Individualität ringen, eine große Hilfe war, könnte demnach andererseits die Entwicklung eines umfassenden Verständnisses behindern und einer erweiterten Praxis in dieser wichtigen psychotherapeutischen Richtung im Wege stehen.⁽²⁰⁾ Wie schwierig es ist, diese Position zu revidieren, zeigt sich auch an der Tatsache, daß die individualistische Perspektive auch die Illusion eines Korrektivs erweckt: jeder Mensch könne seine eigenen Ziele verfolgen. Die unverifizierte Theorie der GPT könnte also, wie Braaten (1986) vorzuschlagen scheint, als ein Ausgangspunkt betrachtet werden, von dem aus jeder Beteiligte seinen eigenen *unverwechselbaren* therapeutischen Ansatz gestalten kann und keine Revision nötig wäre.

Die Ambiguität des personenzentrierten Vermächtnisses mag Ähnlichkeit mit der anderer großer originaler Denkleistungen haben. So wies Becker (1973) zum Beispiel darauf hin, daß Freud nicht »in seinen Irrtümern fehlging, da es relativ leicht war, sie beiseitezulegen; problematischer waren seine brillanten richtigen Erkenntnisse, die so formuliert waren, daß sie nur eine Seite der Realität abdeckten«.

Nirgends ist die Notwendigkeit größer, mit diesen Erkenntnissen näher an die Realität heranzukommen, als in der Gruppenarbeit. Wie wir in den folgenden Kapiteln sehen werden, funktionieren die Methoden der Einzel-GPT in Gruppen einfach nicht. Doch viele der Faktoren, die mit erfolgreicher Therapie und mit einem personenzentrierten Ansatz verknüpft werden, funktionieren sehr wohl, wenn auch in einer anderen Form.

In der Gruppe ist es angesichts der Gegenwart und lebendigen Beteiligung anderer schwierig, an einen allmächtigen Therapeuten zu glauben, der einem Patienten Gesundheit *schenkt*. Selbst ein Therapeut, der »Empathie offeriert«, »eine Umgebung schafft« oder »die Entfaltung des wahren Selbst gestattet«, ist in der dynamischen und *vitalen* Interaktion aller Beteiligten schwer vorstellbar, in die jeder Einzelne so offensichtlich einbezogen ist und wo er zu dem beiträgt, was sich zwischen ihnen abspielt.

Anmerkungen

- (1) *Science* 86, Ausgabe Juni 1936. Washington, D.C.: American Association for the Advancement of Science.
- (2) Hans Strupp (1983) hat die folgende Analyse über den Stand der Psychotherapie vorgelegt: »Psychotherapie ist keine 'Wunderdroge' und kein Allheilmittel. Obwohl ein erheblicher Prozentsatz von Personen, die mit irgendeiner Form von Psychotherapie zu tun hatten, von beträchtlichen Fortschritten berichten, ist ebenso richtig, daß andere in Krisenzuständen ihre Schwierigkeiten durch ihre eigene Anpassungsfähigkeit oder mit Hilfe von Freunden, Seelsorgern und anderen überwinden, die sie beraten. Personen, die sich an das Erwachsenenleben besser anpassen konnten und die über vielfältigere seelische Kräfte verfügen, ziehen größeren Nutzen aus Psychotherapie als Personen, denen diese Stärken fehlen und die unter schon lange bestehenden emotionalen Störungen leiden . . . Eine Reihe von psychopathologischen Zuständen werden durch die verfügbaren Formen von Psychotherapie (oder anderen bekannten Behandlungsmöglichkeiten) nicht maßgeblich gebessert. In welchem Ausmaß intensive bzw. lange andauernde Psychotherapie eine radikale Umstrukturierung der Persönlichkeit des Patienten und damit eine dauerhafte Veränderung bewirkt, ist fraglich.
- (3) Rogers (1959) spricht davon, daß die Entwicklung der Theorie der personen-zentrierten Therapie eine »Gruppenunternehmung« gewesen sei und erwähnt in diesem Zusammenhang: Victor Raimy, Richard Hogan, Stanley Standal, John Butler, Thomas Gordon, Oliver Bown, Desmond Cartwright, Arthur Combs, Eugene Gendlin, A.H. Maslow, Julius Seeman, John Shlien und Donald Snygg (S. 194).
- (4) Daß dies wirklich ein radikaler Bruch für Rogers war, kann man aus der Tatsache ablesen, daß er zu diesem Zeitpunkt mehr als ausgelastet mit Tests, Diagnosen, Fallgeschichten und Setting-Experimenten war. Als Alfred Adler an der Child Guidance Clinic Vorträge hielt, war Rogers schockiert, daß ihm nicht die nötigen ausführlichen Fallgeschichten zur Verfügung standen. Rogers zeichnete damals routinemäßig Fallgeschichten von fünfzig bis siebzig Seiten

Länge auf (Kirschenbaum, 1979, S. 58).

- Rogers brachte damals sogar eindrucksvolle und überzeugende Argumente gegen Psychotherapie vor. Er gab zu bedenken: »Die Manipulation der schulischen und sozialen Umgebung, in ernstesten Fällen der Einsatz einer völlig neuen und therapeutischen Umgebung außerhalb der Familie (eine Pflegefamilie) — all diese Mittel wurden vorgeschlagen, um gegen die Ursachen von Problemverhalten anzugehen. In manchen Kreisen hat eine Tendenz bestanden, auf solche Behandlungsmethoden als irgendwie minderwertiger als direkte Methoden der Psychotherapie, die sich mit dem Kind selbst befassen, herabzuschauen. Dieser Standpunkt ist sowohl unrealistisch als auch bedauernd. Wir werden nicht dazu neigen, auf Behandlungsformen herabzublicken, die auf eine Veränderung der Umgebung abzielen, wenn wir uns den fundamentalen Grundsatz in Erinnerung berufen, auf dem diese beruhen, nämlich, daß die meisten Kinder, wenn sie in einer einigermaßen normalen Umgebung aufwachsen, die ihren emotionalen, geistigen und sozialen Bedürfnissen entspricht, selbst über genügend psychische Widerstandskraft verfügen, um günstige Formen der Anpassung an ihre Lebensumstände zu finden« (S. 75).
- (5) In letzter Zeit mußte Rogers (1979), um erweiterte Anwendungsmöglichkeiten seiner Arbeit zu berücksichtigen, dieses Konzept zu einer umfassenderen Perspektive erweitern. »Es wird die Hypothese vertreten, daß es im Universum eine prägende, richtungweisende Tendenz gibt, die im Weltraum ebenso nachgewiesen und beobachtet werden kann wie in Kristallen, in Mikroorganismen, im organischen Leben und beim Menschen. Es ist dies eine evolutionäre Tendenz zu größerer Ordnung, größerer Komplexität und stärkerer Vernetzung. Beim Menschen entwickelt sie sich aus einem einzelligen Ursprung zu komplexer organischer Funktionsfähigkeit, zu einem Wissen und Ahnen unterhalb der Bewußtseinschwelle, zu einem Gewahrsein des Organismus von sich selbst und der Außenwelt, zu einer transzendenten Bewußtheit der Harmonie und Einheit des kosmischen Systems, das die Menschheit einschließt« (S. 106). Soweit ich überblicken kann, verringerte diese erweiterte Perspektive jedoch nicht den Nachdruck, der in der Theorie der GPT auf den Therapeuten und seine Handlungen gelegt wird.
- (6) In der von Rogers (1959) dargelegten Theorie spielte das »Erleben« noch keine Rolle. Die Theorie setzte einen Veränderungsmechanismus voraus, der sich um »die kommunizierte bedingungslose Wertschätzung einer einfühlsamen, verständnisvollen Bezugsperson« drehte (Barrett-Lennard, 1979). »Erleben« ist ein späteres Konzept, das Aufmerksamkeit auf den inneren Prozeß des Klienten richtet (und den des Therapeuten, obwohl es nicht ausdrücklich für ihn gedacht war), während er bzw. sie sich verändert.
- (7) In der Sparte Humanistische Psychologie bezeichneten sich 22,8 Prozent als

»Daseins- oder Existentialanalytiker«. Überraschenderweise erklärten nur 8,8 Prozent, daß die Humanistische Psychologie ihre primäre therapeutische Orientierung sei. Etwa 11 Prozent beider Sparten bezeichneten die personenzentrierte Therapie als ihre sekundäre therapeutische Orientierung.

⁽⁸⁾ Im Jahr 1984 hatte sich die Zahl der therapeutischen Schulen angeblich auf 481 erhöht (Karasu et al., 1984).

⁽⁹⁾ Sundland & Barker (1962) Epperson et al. (1983), Bergin + Solomon (1970), Bandura (1956), Elliott et al. (1982), Hill + O'Grady (1985), Garfield (1977), Truax + Mitchell (1971), Seeman (1954), Shapiro (1971), McNair et al. (1963), Subich (1983), Wallach + Strupp (1960), Ehrlich + Bauer (1967), Levine & Franco (1983), Bandura et al. (1960), Combs (1986), Krasner & Hauts (1984), McKee + Smouth (1983), Kunin + Rodin (1982), Terrell + Terrell (1984), Lee et al. (1983), Pierce (1967), Epperson (1983), Gass (1984), Parloff et al. (1978), Heppner et al. (1983), Kirtner & Cartwright (1958), Friedman (1968), Goldstein + Shipman (1961), Cartwright + Cartwright (1958), Lipkin (1954), Gallagher (1953), Dittes (1957), Hardin + Yamico (1983), Garfield (1971), Paradise et al. (1986), Vargas + Borkowski (1983), Stoler (1963), Martin et al. (1976), Trautt + Bloom (1982), June + Smith (1983), Hiler (1958), Feldman + Summers + Jones (1984), Peabody + Gelso (1982), Markle et al. (1984).

⁽¹⁰⁾ Die Vermutung, daß die Einstellungen und Überzeugungen des Heilkundigen eine entscheidende Rolle für die Heilung spielen, muß eine lange Geschichte haben. Die !Kung-Heiler aus dem Nordwesten der Kalahariwüste sind zum Beispiel der Auffassung, daß das Erlernen bestimmter Techniken wie ihre Heilungstänze nicht so wichtig ist wie die persönliche Vorbereitung: ihr »Wunsch, *n / um* zu trinken« (eine »Energie«, die ihren Sitz angeblich in der Magengrube und im Steißbein hat) und ein »offenes Herz« für die brodelnde *n / um* zu haben« (Katz, 1983).

⁽¹¹⁾ Es hat sich gezeigt, daß das Interesse des Therapeuten an der *Behandlung* für die Einbeziehung der Patienten in den therapeutischen Prozeß sogar noch wichtiger sein kann als sein Interesse am Patienten (McNair et al., 1963).

⁽¹²⁾ Vielversprechende Forschungen wurden über den Zusammenhang zwischen Einfühlsamkeit des Klienten und Erfolg in der Gruppenpsychotherapie durchgeführt. Siehe zum Beispiel Mente (1983) und Mente & Spittler (1980).

⁽¹³⁾ Folgende Faktoren wurden, wenn auch in unsystematischer Weise, ebenfalls studiert — die Intelligenz des Klienten, seine Persönlichkeit, seine Ich-Stärke und seine Erwartungen, seine Gefühle, Einstellungen und Motivationen, der Problemtypus, die Suggestibilität, seine Reaktionen auf Urteile, seine Rassen-, Geschlechts- und Schichtzugehörigkeit sowie seine physische Attraktivität — ohne daß dies viel zum Verständnis des Phänomens der erfolgreichen Therapie beigetragen hätte. ⁽⁹⁾

⁽¹⁴⁾ Dagegen haben andere zwar nicht die Folgen, aber die Natur dieser therapeutischen Beziehung kritisiert, zum Beispiel Rollo May (1982).

⁽¹⁵⁾ Die Untersuchungen von Franz Alexander in den dreißiger Jahren und von Reiser, Rosenbaum + Ferris (1951) zeigten, daß sich der Zustand hypertensischer Patienten durch Einsichtstherapie nur *verschlechterte*. Die letztgenannte Studie ergab jedoch, daß der Blutdruck des Patienten durch beruhigenden Zuspruch und unterstützende Ansätze zwar gesenkt wurde, aber daß dadurch keine Heilung bewirkt werden konnte. Obwohl eingeräumt wurde, daß die Wurzel des Problems bei diesen Patienten verdrängte Wut in ihren persönlichen Beziehungen war, konnten konventionelle Psychotherapien nicht helfen und würden vielleicht sogar schaden.

⁽¹⁶⁾ Eine Ausnahme wurde bei einem Test schizophrener Patienten festgestellt, deren Blutdruck nicht anstieg. Je sozial zurückgezogener der schizophrene Patient lebt, desto niedriger ist in der Regel sein Blutdruck im Ruhezustand.

⁽¹⁷⁾ Als die therapeutischen Methoden und ihre Klienten aktiver wurden, die Zeiten sich änderten, spiegelte Rogers' Methode diesen Trend wider. Empathie sei ein »Prozeß«, behauptete Rogers (1980) nunmehr, kein »Zustand«. Die Definition ist zwar ähnlich, aber dieser neue Akzent verstärkt die therapeutenbezogene Schlagseite der Konzeptionen der GPT noch. An gleicher Stelle erwähnt er, daß die Empathie vom Therapeuten *offert* werde, der für sie verantwortlich sei (S. 147).

⁽¹⁸⁾ In Begriffen der Gehirnforschung könnte man sagen, daß bei dieser Praxis eine ganz bestimmte Hirnregion benutzt oder entwickelt werde (Ornstein, 1986).

⁽¹⁹⁾ Auch Freud (1922) erkannte, daß jegliche Psychotherapie ein Gruppenphänomen sei. Am Seelenleben des Einzelnen, schrieb er, ist zwangsläufig immer jemand anderer beteiligt, als Vorbild, als Objekt, als Helfer, als Gegner; deshalb könne man sagen, daß die Individualpsychologie von Anfang an gleichzeitig auch Sozialpsychologie sei. Es ist deshalb eine viel umfassendere Perspektive nötig, um die vitale Beziehung zwischen dem Individuum und der Gesellschaft zu verstehen.

⁽²⁰⁾ Psychologie ist ihrer Definition nach individualistisch — sie beschränkt ihr Interesse auf die subjektive Welt und das Verhalten des Einzelnen. Soziologie befaßt sich mit den Verhaltensmustern von Gruppen. Man sollte die Psychologie nicht drängen, etwas zu sein, was sie nicht ist. Um bestimmte Phänomene zu verstehen, ist jedoch der individualistische Standpunkt allein nicht ausreichend. Die Psychotherapie ist ein solches Phänomen, da daran mehr als eine Person beteiligt ist. Um dieses Phänomen zu verstehen, muß nicht nur die subjektive Welt des Patienten in Betracht gezogen werden, sondern auch die des Therapeuten und die Muster ihres Verhaltens und Bewußtseins als Ganzes genommen.

Personenzentrierte Kleingruppen: Mehr als Therapie

Mein Wunsch, die Wahrheit zu hören, wurde kompliziert durch meine Furcht, sie zu wissen.

Joaquim Maria Machado de Assis

Der Wunsch, ein persönliches Problem zu lösen, sein Leben nach dem Verlust eines geliebten Menschen neu zu gestalten, seelische und körperliche Beschwerden zu lindern, einen Sinn im Leben zu entdecken, unerschlossene Fähigkeiten zu erkennen — dies sind einige der Gründe, warum jemand in eine Gruppe geht. Personenzentrierte Gruppen sind zum Zwecke der Psychotherapie, des persönlichen Wachstums, der Konfliktlösung und zu verschiedensten anderen Zwecken gegründet worden und zwar sowohl für unspezifische wie für spezifische Teilnehmerkreise: Krebspatienten, ältere Menschen, Paare, Homosexuelle, Frauen und so weiter.

Gruppenpsychotherapie soll die Teilnehmer mit Hoffnung erfüllen, ihnen Gelegenheit geben, Gefühle zu erleben und zu äußern, sie dient dem sozialen Lernen, soll zu Altruismus erziehen, das Erlebnis von Universalität vermitteln (wir sind nicht allein mit unserem Leiden), sie soll existentielle Begegnungen ermöglichen und Wissen vermitteln, die Bedingungen der primären Familiengruppe sowie Gelegenheit zu nachahmendem Verhalten und zur Entwicklung sozialer Kompetenz bieten (Yalom, 1985).

Obwohl die Frage von Parloff und Dies (1977), »unter welchen Bedingungen bewirken welche Therapeuten bei welchen Patienten / Problemen welche Veränderungen durch welche Interventionen?«, noch nicht beantwortet ist, kommen Betnar und Kaul (1978) aufgrund einer sorgfältigen Sichtung relativ gut konzipierter Untersuchungen über Gruppentherapie zu dem Schluß, »das vorliegende Beweismaterial deutet darauf hin, daß

Gruppenbehandlungen effektiver waren als keine Behandlung, als Placebo- oder unspezifische Behandlungen sowie als andere anerkannte psychologische Behandlungsformen, zumindest unter denselben Voraussetzungen«.

Von der personenzentrierten Einzeltherapie, die die Entfaltung des Individuums betont, konnte nicht gezeigt werden, daß sie bei den Klienten mehr Respekt und Akzeptanz anderer hervorruft (Gordon + Cartwright, 1954). Gruppentherapie, folgern Betnar und Kaul (1978), scheint Menschen zu helfen, zu »positiveren und vielleicht gestünderen Bewertungen von sich und anderen« zu gelangen. In einer Studie von 49 Gruppen (insgesamt 461 Klienten) der personenzentrierten Gruppentherapie berichtete Tausch (1983), daß nach sechsmonatiger Gruppenerfahrung 87 Prozent der Teilnehmer sagen konnten, daß sie Menschen jetzt besser verstehen.

Betty Meador (1971) studierte den Veränderungsprozeß in einer personenzentrierten Gruppe mit einem neuen Ansatz. Aufgrund von nach Zufall ausgewählten Filmausschnitten einer Gruppe mit 16-stündiger Therapie bewertete sie die Veränderungen der Gruppenteilnehmer entlang den parallelen Linien einer Prozeßskala. Diese Linien oder Stränge stehen für: Gefühle und persönliche Bedeutungen, Erlebnisweise, Grad an Inkongruenz, Kommunikation des Selbst, Art, in der Erfahrungen gedeutet werden, Problemzusammenhänge und Art des Umgangs mit anderen. Jedes der acht Gruppenmitglieder rückte seinem inneren Erleben näher, wurde fähiger, kongruent auszudrücken, was er/sie fühlte und wurde echter in den persönlichen Beziehungen. Die Gruppe bietet also nicht nur die Möglichkeit, die zwischenmenschlichen Beziehungen zu verbessern, sie trägt auch zur Entfaltung der »einzigartigen, subjektiven, inneren Person als dem geehrten und geschätzten Kern des menschlichen Lebens« bei (Rogers, 1974, S. 9).

Tausch (1978) kommt in einem Bericht über vierjährige Forschungsprojekte in deutschen Schulen, Familien, Einzel- und Gruppenpsychotherapien zu dem Schluß, daß »personenzentrierte Encounter-Gruppen mit Leitern, die wirklich einfühlsames Verständnis zeigen, die echt sind und die Teilnehmer mit herzlichem Respekt behandeln, ein günstiges Umfeld für das positive Wachstum neurotisch gestörter Patienten« sind (S. 7).

Personenzentrierte Kleingruppen bestehen aus acht bis zwölf Teilnehmern mit einem oder zwei Therapeuten.⁽¹⁾ Der Therapeut wird im Englischen als *facilitator (to facilitate = fördern, erleichtern)* bezeichnet, was

auf die Bedeutung nicht nur des einzelnen Gruppenmitglieds, sondern auch der Interaktionen zwischen den Teilnehmern hinweist, sowie von der Erkenntnis zeugt, daß die Gruppe-als-Ganzes ein Verhaltensmuster hervorbringt, das ebenfalls zum größeren Nutzen der Gruppenmitglieder beiträgt.

Das Ziel (und die Kunst) der personenzentrierten Gruppentherapie ist ebenso wie in der klientenzentrierten Einzeltherapie (obwohl die Empathie, Kongruenz und Anteilnehmende Wertschätzung des Gruppenleiters in den meisten Fällen völlig anders erscheinen werden) die Förderung einer Umgebung, in der die Teilnehmer ihre persönlichen und zwischenmenschlichen Probleme lösen, ihre Werte und Selbstkonzepte verändern und ihre Fähigkeiten in konstruktiver und kreativer Weise verwirklichen können. Konfrontiert mit der Komplexität ihrer jeweiligen Gedanken, Gefühle und Interaktionen mit anderen Menschen, können sich die Gruppenteilnehmer mit ihrem Wunsch und ihrer Furcht auseinandersetzen, sich selbst zu erkennen und sich der Realität reifer Beziehungen zu anderen zu stellen.

Die Encounter-Gruppe

Seit dem Aufkommen der Encounter-Gruppe ist es nicht länger möglich, eine scharfe Trennlinie zwischen »Therapie«, »Wachstum« und »Lernen« zu ziehen. Obwohl personenzentrierte Ansätze auch auf Selbsterfahrungs- und Selbsthilfegruppen sowie auf therapeutische Gruppen angewandt wurden, sind sie am bekanntesten durch die Encounter-Gruppen geworden, die die Praxis der personenzentrierten Gruppentherapie tiefgreifend beeinflusst haben. Obwohl dieser Einfluß anhält, ist die Ära der Encounter-Gruppe inzwischen zu Ende gegangen. Schätzungen zufolge hatten bis 1977 in den Vereinigten Staaten fünf Millionen Menschen an einer »Encounter-Gruppe« oder einer »Personal Growth (= persönliches Wachstum)-Gruppe« teilgenommen.

Für die verbreitete Popularität der Encounter-Gruppe wurden viele Erklärungen angeboten. Man sagt, sie sei nordamerikanischen Charakteristika wie Gleichheitsdenken, robuster Idealismus, Freimütigkeit und Idealismus entgegengerufen und habe diese verstärkt. Klein (1983) vertritt die Ansicht, die »Gruppenbewegung« sei vor dem Hintergrund des Zwei-

ten Weltkriegs und des Kampfes gegen den Totalitarismus und demgemäß im Hinblick auf das Interesse an den Menschenrechten und auf die Funktionsfähigkeit des Einzelnen und der Gruppe entstanden. In den sechziger Jahren fanden Menschen, die die Wissenschaftsgläubigkeit, die Technologiebesessenheit und die etablierten Autoritäten ablehnten, die kleine Gruppe mit anderen »normalen« Teilnehmern geeignet für entspanntere und intimere menschliche Beziehungen. Dem Zeitgeist entsprechend repräsentierte die Encounter-Gruppe oft eine Alternative zu der durchorganisierten, konkurrenzorientierten kapitalistischen Gesellschaft mit ihren Fertigteilbauten, ihrer Nahrung ohne Nährwert, ihren Umweltschäden und der unbefriedigenden Arbeit, die sie in Gang hielt.

In einer Einführung zu einer Anthologie über Encounter-Gruppen erklärte Rogers (1970 a) das, was in seinen Augen die Attraktivität dieser Gruppen ausmacht, wie folgt: »Zum einen scheinen sie ein wesentlicher Bestandteil der gesellschaftlichen Bemühungen zu sein, die Isolierung des heutigen Lebens zu durchbrechen . . . Wir möchten uns irgendwie in echtem Kontakt mit anderen Menschen befinden . . . ; in einem Klima der Freiheit lernen die Gruppenmitglieder, sich besser auszudrücken, spontaner und flexibler zu werden, in engerem Kontakt zu ihren Gefühlen und offener für ihre eigenen Erfahrungen und die anderer« (S. IX).

Transpersonale Bewußtheit ist ein weiterer Anziehungspunkt der Encounter-Gruppen. Erich Fromm (1956) sagte darüber: »Wenn zwei Menschen, die einander fremd waren, wie wir uns alle sind, plötzlich die Wand zwischen ihnen zerbröseln lassen und sich einander nahe fühlen, sich als eins fühlen, dann ist dieser Augenblick des Einsseins eine der erhabendsten, erregendsten Erfahrungen des Lebens«.

Angesichts des Zerfalls gewachsener Bindungen und der schwindenden Bedeutung der Religion konnte die Kleingruppe auch einen förderlichen gemeinschaftlichen Rahmen für die Schaffung von Mythen und Ritualen bieten. Vielleicht diente die Encounter-Gruppe als ein Mikrokosmos des amerikanischen Idealismus, in dem wir die Einsamkeit besiegen, unserem Leben einen Sinn geben und unseren Antiintellektualismus und unsere Religiosität ausleben konnten.

Hier-und-Jetzt, Transparenz und Feedback

Die Encounter-Gruppe ist keine Psychotherapie, obwohl sie oft eine therapeutische Wirkung hat. Die Aufmerksamkeit konzentriert sich auf das Hier-und-Jetzt und nicht auf die Schilderung vergangener Probleme, die Erklärung von Verhaltensweisen und Gefühlen oder die Erörterung von Ereignissen, die außerhalb der Gruppe stattfinden. Sie betont persönliche Verantwortung, statt unsere Meinung von anderen prägen und unser Verhalten von anderen steuern zu lassen. Sie betont die Fähigkeit zu wachsen, zu lieben und sowohl Freude als auch Schmerz zu empfinden. Als ein Weg zur Selbstbewußtheit erfordert sie Ehrlichkeit und Konfrontation zwischen den Teilnehmern sowie Transparenz — d.h. seine persönliche Welt anderen in einer Sprache zu vermitteln, die sie klar verstehen können (Jourard, 1971).

Werden

Die Kleingruppe ist ein sehr komplexes Phänomen und ermöglicht nicht bloß eine, sondern viele Formen der Veränderung. Ohne Zweifel machen manche Menschen nach bestimmten Kriterien Fortschritte und andere nicht.⁽²⁾ Von jedem starken Erlebnis, das die Perspektiven verändert, die ein Mensch von sich und seinen Beziehungen zu anderen hat, ist zu erwarten, daß es sich auch auf andere Aspekte seines Lebens auswirkt. Gruppenerfahrungen können oberflächliche Aspekte der Betreffenden modifizieren, oder sie können ihnen helfen, Veränderungen von tiefem Wert für den ganzen Menschen zu integrieren.

Die tiefere Bedeutung eines Menschenlebens muß jedoch von der betreffenden Person selbst entdeckt werden. Obwohl der Gruppenleiter an dieser Entdeckung teilnimmt, können er und die anderen Gruppenmitglieder ihr diese Bedeutung nicht einfach zuteilen. Wie Friedman (1984) bemerkt: »Wir werden wir selbst durch jede einzelne Handlung; wir wählen uns in jedem Akt des Werdens. Tatsächlich können wir unsere wahren Fähigkeiten überhaupt nicht im Abstrakten kennenlernen. Das einzige, was wir kennen, sind Verallgemeinerungen über uns selbst aus vergangenen Situationen, in denen wir andere Kräfte nutzten . . . ; unsere Fähigkeiten sind nicht wie eine bereits vorhandene objektive Realität in uns. Wir

lernen sie vielmehr erst kennen, sobald sie als Reaktion auf jede neue Situation aktualisiert werden« (S. 61). Der Teilnehmer, der Gruppenleiter und die anderen Gruppenmitglieder bilden eine Umgebung, in der das Selbstkonzept des Teilnehmers und seine Werte neu formuliert und bekannt werden können.

Risiken eingehen

Laboruntersuchungen haben ergeben, daß der Konsens einer Gruppe nach der Erörterung eines Themas in der Regel eine riskantere Entscheidung repräsentiert als das durchschnittliche Risiko, das die einzelnen Vorschläge vor der Gruppendiskussion verkörperten (Wallach, Kogan und Bem, 1962). Die Gruppe ist also gewöhnlich weniger konservativ als ihre Mitglieder. Gruppenmitglieder, die mehr Risiken eingehen, werden auf die eine oder andere Weise zu Anführern der Gruppe. Selbst Extremisten, die persönlich vielleicht abgelehnt werden, genießen Achtung und üben Einfluß auf Gruppenentscheidungen aus. Die Schaffung psychologischer Risiken zählt zu den faszinierendsten Merkmalen der Encounter-Gruppe, zumindest für Nordamerikaner, wie es scheint, deren Kultur riskanten Alternativen den Vorzug gegenüber sichereren, längerfristigen, mit härterer Arbeit verbundenen Ansätzen gibt.

Durch die Teilnahme an einer Encounter-Gruppe kommt man häufig in die Lage, unpopuläre Vorschläge zu vertreten, Menschen direkt mit wenig schmeichelhaften oder gar aggressiven Gefühlen zu konfrontieren, ein intimes Geheimnis oder Ängste oder persönliche Mängel zu offenbaren oder sexuelle Gefühle für einen anderen Teilnehmer der Gruppe zu gestehen. Da das Risiko den erfolgreichen Adepten oft Achtung und vielleicht euphorische Gefühle einbrachte, übertrieben manche Gruppen diesen Aspekt zu einer Art von »zwischenmenschlichem Wasserspringen«, wie es Klein (1983) nannte.

Dieser Trend zeitigte in Indien extreme Auswüchse. Im Jahr 1978 interviewte ich die Teilnehmer (lauter Abendländer, vorwiegend Europäer) von »Encounter-Gruppen« im Aschram eines Gurus. Nicht selten mit einem blauen Auge oder einem Arm oder Bein in Gips berichteten sie, daß die Leiter der Gruppen (die nackt durchgeführt wurden) regelmäßig zu sexuellen Kontakten, physischer Gewalt einschließlich Vergewaltigung und

zu jeglicher Aktivität ermutigten, die den Teilnehmern Gelegenheit gaben, sich »total« zu riskieren. Durch diese »totale Begegnung« hoffte man, in den Zustand der Erleuchtung zu gelangen.

Trotz naheliegender Einschränkungen betrachteten alle Teilnehmer, mit denen ich sprach, ihre Erfahrungen (so schmerzhaft sie auch scheinen mochten) als positiv und schrieben ihnen ein Gefühl von Wachstum zu. Niemand, den ich kennenlernte, empfand sich als ernsthaft verletzt. Die stolze Leidensmiene auf den Gesichtern der Überlebenden, die ich traf, erinnerten mich zwangsläufig an den Ausdruck, den ich auf den Gesichtern von Rekruten gesehen hatte, die soeben eine harte Grundausbildung absolviert hatten.⁽³⁾ Wer durch diese Schule gegangen war, für den überwogen ohne Zweifel die positiven Effekte, die er erlebt hatte, bei weitem die negativen.

Die euphorischen Gefühle, die von einer Encounter-Gruppe ausgelöst werden, können auf die verschiedenste Weise erreicht werden. Man führe sich zum Beispiel die folgende Schilderung zu Gemüte: »Ich empfand . . . ein Gefühl von Leichtigkeit, von Erlösung . . . vorübergehend außerhalb der Dinge, war ich ihrem Zentrum irgendwie näher . . . genau dieselben Gefühle von Verbindung oder Zugehörigkeit, der vollständigen Aktivierung und Lebendigkeit, die wir manchmal in der Einsamkeit oder beim Sex empfinden . . . das Gefühl, im Augenblick dort zu sein, wo wir hingehören . . . eine Reduzierung auf das Wesentliche, eine Rebellion gegen die Äußerlichkeiten der Mode und gegen Heuchelei, ein Gefühl, all dem nackt ausgesetzt zu sein, was wirklich zählt, es wirklich zu spüren . . . ein dem Gewissen verpflichtetes Leben als Vervollkommnung, nicht als Pflicht, als Quelle der Freude sowie des Engagements«. Die Beschreibung einer Encounter-Gruppe? Eines LSD-Trips? Eines religiösen Erlebnisses? All das könnte es sein, ist es aber nicht. Es ist die Beschreibung der Gefühle eines Demonstranten nach seiner Verhaftung, weil er das Büro eines amerikanischen Kongressabgeordneten blockiert hatte, der andere Auffassungen vertrat als er (Marin, 1985).

Gruppenprozesse

Nach Rogers' (1970) Konzept der Encounter-Gruppe organisiert der Gruppenleiter die Räumlichkeiten und stellt einen Zeitplan für die Zu-

sammenkünfte, die Mahlzeiten und die freie Zeit auf. Abgesehen davon gibt es keine im voraus festgelegte Struktur. Die Gruppenmitglieder werden somit in ihr eigenes Erleben hineingeworfen und müssen selbst versuchen, seine Bedeutung zu erhellen.

Anfangs sind die Teilnehmer verwirrt. Verlegenes Schweigen, Frustration und höfliches, aber belangloses Geplauder kennzeichnen die Situation. Es kann sein, daß mehrere Anwesende Vorschläge machen, die häufig mit Schweigen oder nicht bezugnehmenden Bemerkungen übergangen werden. »Vielleicht sollten wir uns vorstellen«, »was macht man eigentlich normalerweise in solchen Gruppen?«

Manchmal sprechen Teilnehmer von ihren Gefühlen oder irgendeinem vergangenen Erlebnis: einer unerfreulichen Scheidung, Kummer, einem ernstem gesundheitlichen Problem, einem Hindernis, das überwunden werden muß. Häufig greift jemand den Teilnehmer, der zuletzt gesprochen hat, an und wirft ihm vor, oberflächlich zu sein. Noch häufiger ist der Gruppenleiter die Zielscheibe dieser anfänglichen Aggressivität. »Warum können Sie die Gruppe nicht in einer produktiveren Weise leiten?«

Obwohl der Gruppenleiter einen Großteil der freiwerdenden Aggressionen abbekommen kann, gelingt es der personenzentrierten Gruppe im Unterschied zu dem Kreis, von dem Freud umgeben war (eingangs war davon die Rede), und vielen anderen Gruppen gewöhnlich, den Leiter sowie andere Mitglieder, die aus irgendeinem Grund als Abtrünnige begonnen haben, zu integrieren.

Bei ihren Angriffen auf den Gruppenleiter bzw. ihrem Bemühen, ihm beizustehen, beginnen die Gruppenmitglieder, offener zu sprechen. Mit der Zeit kommt es zur Äußerung der augenblicklich vorhandenen Gefühle und einer unterstützenden Erkundung ihrer Bedeutungen für den Sprechenden — im größeren Zusammenhang seines Lebens sowohl innerhalb als auch außerhalb der Gruppe.

Gruppendruck

In seiner theoretischen Verarbeitung des Gruppenprozesses hebt Rogers die Bedeutung von Feedback (Rückmeldungen) und Konfrontation und des »Aufbrechens von Fassaden« hervor — das heißt, die Angleichung des öffentlichen Gesichts, das ein Mitglied gegenüber der Gruppe zur

Schau trägt, an jenes, das er / sie engen Freunden gegenüber zeigt.

Obwohl festgestellt wurde, daß ein Mensch um so weniger zu perzeptiver Abwehrhaltung neigt und seine persönliche Anpassungsfähigkeit um so besser ist, je mehr sich seine eigene Selbstbeherrschung mit der Beschreibung anderer von ihm deckt (Chodorkhoff, 1954), könnte es sein, daß dieser Aspekt aufgrund seiner Neuheit in der Epoche, in der er Popularität gewann, überbewertet wurde. Viele kleinliche Urteile können in der Anfangsphase einer Gruppe geäußert werden. Sie mögen als »hilfreiche Rückmeldung« beabsichtigt sein, um die »Selbstachtung« des Betroffenen zu steigern, aber es ist zweifelhaft, daß sie die beabsichtigte Wirkung haben.

Koch (1970) erhebt provozierende Einwände gegen dieses Verfahren: »Sind alle sogenannten Fassaden unechte und psychisch verkrüppelnde Gebilde? Sind alle Oberflächenmerkmale Fassaden? Wenn es eine Unterscheidung zwischen einem Oberflächenmerkmal und einer Fassade gibt, wer soll diese dann treffen? Ist jeder Einzelne bzw. jede Bezugsgruppe gleichermaßen kompetent, um dies in einem bestimmten Fall zu tun? Wer hat das Recht, Proust zu raten, seinen Pelzmantel und seine Hypochondrie abzulegen?, und Eliot, aus seiner Reserve herauszugehen? Thomas Mann, seine eher bürgerlichen Oberflächenrigiditäten sein zu lassen; Gide, seine exhibitionistisch zur Schau getragene Homosexualität; Joyce, seine Neigung zu gelegentlichen Exzessen; Dylan Thomas, seinen Alkoholismus und seine arrogante Schnorrerei? Soll der 'Gruppenleiter', 'Moderator', 'Therapeut' derjenige sein, der ruft, 'kommen Sie hinter dem Katheder hervor, Doktor!?' Soll Carl Rogers das tun?« (S. 41)

Eine Bejahung des Pluralismus und ein scharfes Urteilsvermögen sind notwendig, damit der Gruppenleiter und die Teilnehmer Torheiten vermeiden. Wenn sich jemand tatsächlich hinter einer sozialen Maske versteckt und frei von solchen Fesseln sein möchte, wenn er die Wahl haben möchte, wie er sich selbst präsentiert, vielleicht ist dann eine soziale Weisheit in der Gruppe vorhanden, die sie veranlaßt, sanften Druck auf den Betroffenen auszuüben, ihn behutsam zu unterstützen, um ihm zu helfen, sein »wahres Selbst« zu enthüllen. Wie soll man dagegen im Falle eines Menschen, der sich nicht von einer sozialen Rolle zu befreien wünscht, wissen, ob die soziale Weisheit der Gruppe klüger ist als die individuelle Weisheit des oder der Betroffenen? »Der Betroffene schätzt diese Gruppe vielleicht richtig ein«, wie Friedman (1984) bemerkt, »und weiß

intuitiv, wenn nicht bewußt, daß sie nicht über die nötigen Kräfte verfügt, um sein oder ihr Anderssein zu bestätigen, wie auch immer ihre Regeln, Ambitionen und erklärten Absichten aussehen mögen« (S. 69).

Ein weiter Horizont und Sensitivität gegenüber jedem Gruppenmitglied und seinen Bedürfnissen ist seitens des Gruppenleiters und der Teilnehmer nötig, um vor der schädlichen Anwendung von sozialem Druck zu bewahren. Auch Mut ist erforderlich, um sich gedankenlosen Tendenzen zum Konformismus zu widersetzen, wenn diese auftreten.

Obwohl Rogers Gruppen strikt ablehnte, die Gewalt, Sex oder bizarres Verhalten gestatteten, insbesondere unter der Leitung von autoritären und anmaßenden Gruppenleitern, machte er aus seiner Begeisterung für die Encounter-Gruppe (so wie er sie verstand) keinen Hehl. Häufig wurde sein Ausspruch zitiert: »Die Encounter-Gruppe könnte durchaus die wichtigste soziale Erfindung unseres Jahrhunderts sein« (Rogers, 1968).

Es sollte inzwischen klargeworden sein, daß es *die* Encounter-Gruppe nicht gab. Alles und jedes segelte unter dieser einen Flagge. Dieser Umstand macht es schwierig, Forschungsergebnisse zu bewerten und positive Wirkungen zu verallgemeinern. Auf der anderen Seite wird es dadurch sehr leicht, Kritik zu üben. Von höchst einflußreicher journalistischer Seite wurde eine Attacke gegen die Encounter-Gruppen geritten, bei der sie als »schamlose Ausbeutung und Pseudo-Gruppentherapie« denunziert wurden (Maliver, 1973).

Koch (1970) bezeichnete die Gruppenbewegung in einer vehementen und dennoch sensiblen Kritik als die »bisher extremste Ausformung der Gabe des Menschen, seine eigene Realität zu reduzieren und zu entstellen, ihr auszuweichen und sie zu vulgarisieren«. Koch wandte sich insbesondere gegen die Vulgarisierung edler menschlicher Eigenschaften durch den Versuch, »Spontaneität und Authentizität durch Kunstgriffe hervorzulocken, den Instrumentalismus instrumentell zu bekämpfen, sowie den Teilnehmern Zugang zum Erleben zu verschaffen, indem man dieses zu einer abgepackten Ware reduziert, Autonomie durch Gruppendruck zu manipulieren, und Individualität durch Gruppenformung zu befreien«.

In dieser Version von Encounter »wird Offenheit zu Transparenz; Liebe, Fürsorglichkeit und die Bereitschaft, sich mitzuteilen, werden zu Tauschobjekten der 'Verstärkung' oder vielleicht des wechselseitigen Ego-Kitzels; ästhetische Empfänglichkeit oder Unmittelbarkeit wird zu 'sensory awareness'«.

In der Kleingruppenarbeit besteht immer die Möglichkeit der Kommerzialisierung und der Trivialisierung menschlicher Qualitäten. Dieselbe Gefahr besteht aber auch im Bildungswesen, in der Religion und auf anderen Gebieten. Ernsthafte Gruppenleiter und Teilnehmer täten gut daran, den Einwänden Kochs Beachtung zu schenken. Spontaneität, Authentizität, Autonomie, Liebe, Fürsorglichkeit, Freude und Unmittelbarkeit sind menschliche Qualitäten, die in Kleingruppen ebenso wie in anderen Lebenszusammenhängen sehr wohl unverfälscht auftreten. In personen-zentrierten Gruppenansätzen hat sich gezeigt, daß keine Kunstgriffe nötig sind, um Simulationen echter Qualitäten auszulösen, da diese von selbst zutage treten.

Gruppengeist

Man sollte sich auch klarmachen, daß sich viele Aspekte von Encounter- und Therapiegruppen nicht auf diese Aktivität beschränken, sondern kennzeichnend für menschliche Zusammenschlüsse als solche sind. Der Gruppendruck könnte als ein Beispiel dienen. Im letzten Winter nahmen meine Frau und ich in Österreich an Skikursen teil. Wir wurden entsprechend unseren Fähigkeiten (sie fährt ausgezeichnet; ich bin ein Anfänger) zwei verschiedenen Gruppen zugewiesen. Durch Augenblicke der Angst, Erregung und des Abenteuers, durch intensive existentielle Konzentration, Respekt, Kraftentfaltung und Konkurrenz entstand in beiden Gruppen rasch ein Zusammenhalt. Beflügelt durch die Majestät der Alpen, die euphorisierende Wirkung der würzigen frischen Luft, die körperliche Herausforderung, die Schönheit von Eis und Schnee und isoliert von ihren normalen Lebensmustern waren die Gruppenmitglieder ihren menschlichen Grenzen *und* Möglichkeiten konfrontiert und kamen sich auf ganz natürliche Weise näher.⁽⁴⁾

Dies waren keine in Encounter-Gruppen erfahrene Menschen. Sie waren zum Skilaufen da. Dennoch taten auch sie, was Menschen unter dem Einfluß des Zusammenseins tun: sie kamen einander nahe und hüteten ihre Intimität eifersüchtig vor dem Eindringen von Außenseitern. Als meine Frau und ich unsere Gruppen, die von morgens bis abends zusammenblieben, verlassen wollten, um zusammen mittagzuessen, reagierten sie deshalb wie jede Encounter-Gruppe: Sie waren entschieden dagegen,

daß jemand »die Gruppe kaputtmacht«. Obwohl sie uns keine massiven Vorhaltungen machten, äußerten sich doch ihre Gefühle des Verlassenwerdens, der Eifersucht und ihre unbewußten Versuche, uns sowohl zu nötigen wie zu verführen, »bei der Gruppe« zu bleiben, deutlich genug. Die Erkenntnis, daß es ein Charakteristikum von Gruppen ist, auf Loyalität ihnen gegenüber zu bestehen, half uns, frei zu entscheiden, wann immer wir den echten Wunsch hatten, bei unserer Gruppe zu bleiben, und wann wir beiden zusammensein wollten.

Lieberman, Yalom und Miles (1973) zitieren in ihrem einflußreichen Buch über Encounter-Gruppen eine Untersuchung von Katz (1968) über Veränderungen bei Studenten von ihrem ersten bis zum letzten Studienjahr. Die angeführten Erkenntnisse bestätigen erneut die Beobachtungen, daß sich das Geschehen in Encounter-Gruppen nicht so grundlegend von anderen intensiven Lernerfahrungen unterscheidet. Betrachtet man die verschiedenen Arten von Encounter-Gruppen als *Gesamtheit* (und so werden sie von den meisten ihrer schärfsten Kritiker angesehen) dann unterscheiden sich »die Wirkungen der Encounter-Gruppen weder quantitativ noch grundsätzlich von denjenigen, wie über die gesamte Erfahrungswelt von Studenten berichtet wird«.

Gruppenleitung

Obwohl der personenzentrierte Ansatz in beiden Fällen sehr ähnlich ist, unterscheiden sich Encounter-Gruppen und Therapiegruppen weitgehend. Der Unterschied liegt in erster Linie im Aufbau und Zweck der Gruppe und in den örtlichen professionellen Anforderungen, die an die Praxis von Psychotherapie gerichtet werden. Die Beweggründe von Teilnehmern an einer Wochenend-Encounter-Gruppe können darin bestehen, sich selbst in der Interaktion mit neuen Menschen zu erleben und in dieser Situation etwas über sich zu lernen. An einer mehr als ein Jahr dauernden Therapiegruppe können Menschen teilnehmen, um bestimmte Mängel zu überwinden, die sie in ihrer Persönlichkeit oder in ihren Beziehungen zu anderen als einschränkend empfinden. Die Einstellungen und das Verhalten der Therapeuten in diesen Gruppen sind dagegen sehr ähnlich.

Die personenzentrierte Kleingruppe ist nicht bloß eine größere Version

der Zweiergruppe. Auch Gruppen (wie sie von manchen Psychoanalytikern und Gestalt-Therapeuten durchgeführt werden), in denen der Therapeut vor der »Zuhörerschaft« anderer Gruppenmitglieder mit einem Klienten arbeitet, sind viel mehr als die Einzeltherapie, die in einem Behandlungsraum nur in Anwesenheit von Therapeut und Klient stattfindet. Die Zuschauer sind ebenfalls beteiligt, wenn nicht direkt, dann indirekt. Selbst wenn man transpersonale Phänomene ausschloße, wäre nicht zu leugnen, daß das Sozialsystem der Gruppe unterschwellige Kommunikationen und Auswirkungen auf das Nervensystem der Teilnehmer ermöglicht, wodurch die Erfahrung für Klient und Therapeut ganz anders ist als in der abgeschiedenen Einzeltherapie.

Gruppen müssen in ihren eigenen Kategorien verstanden werden. Die personenzentrierte Kleingruppe besitzt nicht nur dieselben Fähigkeiten der Heilung und Selbsterkenntnis wie die dyadische Situation, sondern auch einen zusätzlichen sozialtherapeutischen Aspekt — das Verständnis anderer und die Verbesserung einer erfolgreichen Kommunikation mit ihnen. Darüber hinaus bietet sie die Gelegenheit, sich die Muster bewußter und unbewußter Kollaboration zwischen den Gruppenmitgliedern zu verdeutlichen. Direkte Interaktionen zwischen Therapeut und Klient erfolgen in der Gruppe seltener und scheinen geringeren Einfluß zu haben als in der dyadischen Therapie. Manchmal ist ein Gruppenmitglied, das schweigend dasitzt und an der Interaktion nicht unmittelbar beteiligt ist, von den Vorgängen tief betroffen. Tatsächlich wird die verbreitete Überzeugung, je mehr ein Gruppenteilnehmer spreche, desto größeren Nutzen habe er davon, sowohl durch die klinische Praxis als auch durch die Forschung in Frage gestellt. So registrierten zum Beispiel Smith, Bassin & Froehlich (1960) die Länge der Redebeiträge von Mitgliedern einer Kleingruppe, konnten jedoch keinen Zusammenhang zwischen dem Ausmaß der verbalen Beteiligung und der Besserung der Klienten feststellen. Ob sie jedoch sprechen oder schweigen, der / die Gruppenleiter und die Teilnehmer *kommunizieren*. »So sehr man sich auch bemühen mag, man kann nicht nicht kommunizieren«, bemerkten Watzlawick, Beavin & Jackson (1976). »Aktivität oder Passivität, Worte oder Schweigen, alles hat einen Botschaftswert; es beeinflußt andere, und diese anderen können ihrerseits diese Kommunikation nicht unbeantwortet lassen, sondern kommunizieren auch selbst« (ebd., S. 218-219). Wenn diese Kommunikation für den Teilnehmer signifikant ist und er sich in einer für ihn bedeu-

tungsvollen Weise beteiligt, dann steht seine Teilnahme *tatsächlich* in einem Bezug zu einer Besserung seines Zustandes (Sechrest & Barger, 1961).

Gruppenteilnehmer, die Wut oder andere starke Gefühle äußern, Rückmeldungen geben und erhalten oder Geheimnisse ihrer Lebensgeschichte bzw. subjektiven Welt enthüllen, lernen nicht notwendigerweise mehr über sich als jene, die solche Dinge nicht tun. Lernen hängt mit der Integration von Gefühlen, Rückmeldungen und Enthüllungen in das kognitive Schema des Betreffenden, sein Selbstkonzept, seine Wahrnehmung der Welt, kurz seine Realität zusammen (Lieberman, Yalom & Miles, 1973).

Obwohl niemand zum Sprechen gezwungen wird, bestehen die Teilnehmer der Gruppe auf ehrliche und emotional kongruente Äußerungen (verbaler wie nonverbaler Art) seitens aller Teilnehmer einschließlich des designierten Gruppenleiters. Über diesen Aspekt schreibt Rogers (1970): »Im Laufe der Zeit findet es die Gruppe unerträglich, wenn sich ein Mitglied hinter einer Maske oder Fassade versteckt . . ., die glatte Münze von Takt und Vertuschung — durchaus zufriedenstellend für Interaktionen draußen — ist einfach nicht gut genug Manchmal behutsam, gelegentlich fast erbittert, *fordert* die Gruppe, daß der Teilnehmer er selbst sei und seine momentanen Gefühle nicht verbirgt . . .«. Im Falle des Gruppenleiters könnte diese Fassade seine Therapiemethode, seine Art, die Gruppe zu leiten, sein. Die Beseitigung dieser Fassade wird auch von ihm gefordert werden, aber *ohne* daß er seine Leitungsfunktion aufgibt. Der Leiter muß also Wege finden, um seine Aufgabe ohne diese »professionellen« Verhaltensweisen wahrzunehmen, indem er »er selbst« ist.

Natürlich können erprobte therapeutische Methoden hilfreich sein, und der Leiter wird sicher zu tun versuchen, was hilfreich ist, aber die Gruppenmitglieder werden es nicht dulden, daß der Leiter (oder ein Gruppenmitglied) eine *vorhersagbare Rolle* spielt. Sofern die Gruppe nicht speziell auf einer bestimmten therapeutischen Methode basiert (zum Beispiel in Ausbildungsprogrammen oder in Psychotherapie) werden dem Leiter selten *routinemäßig* spiegelnde Äußerungen nach Rogers oder »Fokussierungsratschläge« gestattet werden.

Das folgende Beispiel veranschaulicht diesen Punkt. Eine Teilnehmerin, die in »therapeutischen Kommunikationstechniken« geschult war, reagierte auf jedes Gruppenmitglied, das das Wort ergriff, mit einer nach ihrer Meinung »therapeutischen Antwort«. Nach jedem Redebeitrag wiederholte sie die Worte des Gruppenmitglieds, bot ihm eine Deutung an,

die ihre Einfühlung demonstrieren sollte und forderte die Betreffenden bei jeder passenden Gelegenheit auf, sich »auf ihre Gefühle zu konzentrieren«. Trotz ihrer offensichtlichen Aufrichtigkeit und ihres manchmal wirklich einfühlsamen Verständnisses wurde sie von den Gruppenteilnehmern, die sie zu »therapieren« versuchte, bestenfalls ignoriert. Die Sprechenden machten eine Pause, warteten höflich darauf, bis sie ihre Intervention beendet hatte, und fuhren dann fort. Nach mehreren »spiegelnden Reaktionen« lösten ihre Versuche, helfend einzugreifen, offene Feindseligkeit aus. Ein irritierter Teilnehmer forderte sie auf, sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern und ihn seine Gedanken zu Ende führen zu lassen.

Beim Mittagessen wandte sie sich an den neben ihr sitzenden Carl Rogers mit der Bemerkung: »Diese Gruppe scheint es nicht zu mögen, wenn man ihr *richtige empathische Reaktionen* bietet. Manche behaupten, meine Versuche, spiegelnd zuzuhören, zu schätzen, aber die meisten meiner Interventionen fallen ins Leere«. Rogers schluckte einen Bissen Salat und antwortete, nachdem er einen Augenblick überlegt hatte: »Ich glaube, die Gruppe fordert uns dazu heraus, eine tiefere Empathie aufzubringen«. In der Zweiergruppe kann eine spiegelnde Form von Empathie zu einem dauerhaften Aspekt des Dialogs zwischen Therapeut und Klient werden. In der Kleingruppe ist eine »tiefere Empathie« nötig.

Wie äußert man eine tiefere Empathie? Dies ist nur möglich in der im jeweiligen Augenblick angebrachten Form. Den anderen wirklich zu verstehen, ist etwas ganz anderes, als von dem echten *Bedürfnis* erfüllt zu sein, als verständnisvoller Mensch *gesehen* zu werden. Der Adressat wird den Unterschied ohne weiteres feststellen können.

Dieser Versuch, Empathie zu *demonstrieren*, kann eine Distanz zwischen Gruppenleiter und Teilnehmer hervorrufen: »Du nährst dich mir mit Einzelheiten deines Innenlebens, aber ich bleibe auf Distanz, denn ich enthülle mich dir nicht«. Die Gruppe duldet jedoch diese asymmetrische Beziehung nicht. Sie möchte, daß der Gruppenleiter ebenso verletzbar ist wie alle anderen. »Wir sitzen alle im gleichen Boot«, lautet die Forderung der Gruppe. Nachdem diese Balance erreicht ist, kann jeder Teilnehmer jedem anderen seine Einfühlung bekunden, wie immer sie funktioniert — auch in Form spiegelnder Aussagen.

Vom Gruppenleiter wird zwar nicht erwartet, vollkommen zu sein, aber er soll sich als ehrlich, authentisch, guten Willens und mutig erweisen.

Man erwartet von ihm, daß er die Anforderungen erfüllt, die implizit an jedes Gruppenmitglied gerichtet werden. Er ist auch nur ein Mensch in einer Gruppe von Menschen.

Die vielschichtige Erfahrung der Gruppenleitung

Corey (1985) führt Verfahrensweisen an, die nach seiner Meinung nicht Bestandteil der Rolle des personenzentrierten Gruppenleiters sein sollten. Dazu zählen das Erteilen von Ratschlägen, die Verwendung geplanter Techniken, Diagnose, Bewertung, Hausaufgaben und direktive Interventionen. Als Verhaltensweisen, die den personenzentrierten Gruppenleiter charakterisieren, nennt er: »Aktiv zuhören, spiegeln, klären, zusammenfassen, verknüpfen, Respekt erweisen, die Fähigkeit des Klienten zur Selbstbestimmung bestätigen, den Klienten akzeptieren und sich um ihn kümmern« (S. 233).

Im großen und ganzen mögen dies befriedigende Beschreibungen des Verhaltens eines personenzentrierten Gruppenleiters sein. Der Gruppenleiter kann jedoch auch in die Lage kommen, viele der »mißbilligten« Verhaltensweisen zu praktizieren, die »anerkannten« dagegen nicht. Die erste Funktion des Leiters ist, das Nötige zu tun, um das wachstumsbegünstigende und heilende Klima in der Gruppe zu fördern.⁽⁵⁾ Es ist schwierig, die Merkmale eines Menschen aufzuzählen, der in einem unvorhersagbaren Augenblick in einer Weise reagieren muß, daß das Richtige zur richtigen Zeit geschieht.

Um in der Einzeltherapie in die persönliche Welt meines Klienten einzugelangen, um wirklich einfühlsam zu reagieren, habe ich es als notwendig erkannt, auf meine Version von *der* Welt zu verzichten. Um die Version meines Klienten von »richtig« und »falsch« begreifen zu können, durfte ich mich an keinerlei feststehende Konzepte halten. Um die Erlebnisweise des Klienten verstehen und nachvollziehen zu können, ohne Veränderungen in einer bestimmten Richtung zu erzwingen, mußte ich aufhören, mich auf Theorien und Meinungen zu stützen und, was noch schwieriger ist, auf Überzeugungen, wie die Dinge für den Klienten sein *sollten*, um stattdessen zu erfassen, wie sie für ihn *sind*.

In der Kleingruppe mußte ich mich nicht nur in der persönlichen Welt jedes Gruppenmitglieds zurechtfinden, sondern auch das momentane

Verhalten der Teilnehmer in ihren Beziehungen verfolgen. Spekulationen und Erklärungen des Prozesses, Theorien über therapeutische Veränderungen und Beobachtungen der menschlichen Natur halfen mir zwar, die Komplexität zu verstehen, aber sie halfen mir nur selten, mich als Leiter und Teilnehmer in der Gruppe zu behaupten.

Um fördernd zu wirken, bin ich sensibel gegenüber den Gefühlen und Gedanken anderer, gegenüber der Interaktion zwischen Teilnehmern (an der ich manchmal als Gruppenmitglied und in anderen Fällen als Leiter beteiligt bin) sowie gegenüber dem entstehenden Charakter der Gruppe als Ganzes. Um dieser Komplexität gewachsen zu sein, verlasse ich mich weniger auf das Sammeln von Fakten und auf lineares Denken als vielmehr auf eine diffusere »Wahrnehmung-auf-einen-Blick«. Indem ich meine Aufmerksamkeit auf mich, auf ein anderes Gruppenmitglied, auf eine Begegnung zwischen Teilnehmern, auf die »Stimmung« oder das »Klima« der Gruppe konzentriere, verzichte ich auf Analyse und Bewertung zugunsten eines intuitiven Erfassens.

Auf diese Weise mögen viele Einzelheiten entgehen, wenn man mit dem schöpferischen Umfeld Schritt halten will, das in der Gruppe genährt wird. *Schöpferisches Umfeld* klingt gut, jetzt, wo ich es hinschreibe. Diese Worte verkörpern das ideale Resultat unserer Überlegungen: ein Ambiente, das konstruktive Einsicht und Veränderung begünstigt, die frische Luft des Lachens, das Wachsen und Reifen, neue Ideen, Augenblicke der Freude und Hoffnung. Was diese Worte nicht andeuten, ist ebenfalls Bestandteil dieses Umfelds: Chaos, Frustration, Verwirrung, Langeweile, Furcht, Schmerz, Traurigkeit. Wenn *ich* es wäre und nicht die gemeinsame Anstrengung von uns allen, was dieses Umfeld gestaltet und umgestaltet, dann würde ich es sicher effizienter tun. Da dies nicht der Fall ist, lebe ich oft in einer Situation, die ich nicht voraussagen kann, die mir mißfällt und die ich häufig nicht verstehe. Nicht zu verstehen, könnte jedoch besser sein, als falsch zu verstehen.⁽⁶⁾

In dieser Umgebung lernte ich, meinen Empfindungen, Gefühlen, meinem Denkvermögen und meiner Intuition zu vertrauen, im Augenblick zu leben, mich von Grundsätzen leiten zu lassen, die sich aus einer gesteigerten persönlichen Bewußtheit entwickelten. Die anderen Gruppenteilnehmer erkannten mit der Zeit, daß ich mich so gebe, wie es meinen Gefühlen entspricht. Ich reagiere auf den Augenblick, selbst wenn das bedeutet, etwas Unpopuläres oder selbst etwas, was nicht therapeutisch erscheint, zu

sagen oder zu tun. Ich habe auch Fehler gemacht, indem ich die Sicherheit und auch die Künstlichkeit erlernter Techniken vermied, aber ich habe so immerhin vermieden, das Falsche zur richtigen Zeit zu sagen oder zu tun und das Richtige zur falschen Zeit.

Ich bin ein *Teilnehmer* in der Gruppe, nicht ein Patient. Ich konfrontiere die Gruppe nicht mit persönlichen Problemen, die durch Therapie gelöst werden sollten. Ich teile meine Gefühle, Gedanken und Probleme in dem Ausmaß mit, in dem sie meines Erachtens für den Kontext der Gruppe relevant sind, aber ich belaste andere Teilnehmer nicht mit persönlichen Problemen, die hier nichts wiegen. Wenn diese Probleme so dringlich sind, daß meine Aufmerksamkeit abschweift, dann teile ich natürlich meine Angst oder Verwirrung oder welche Emotion auch immer durch mein Problem hervorgerufen wird, genauso mit, wie jeder andere Teilnehmer dies tun würde. Der Charakter der Gruppe wird zweifellos durch meine persönliche Identität, meine Individualität sowie mein Förderungsvermögen gefärbt.

Obwohl ich mich im Jetzt und Hier der Gruppe einbringen konnte, entdeckte ich bald, daß diese Konzentration auf den Augenblick nicht ausreichte, um das volle Spektrum reifer Veränderung zu fördern. Manche Einzelheiten dürfen *nicht* übergangen werden, sondern man muß sich damit auseinandersetzen.

In einer der ersten Gruppen, an denen ich teilnahm, drängten zwei 24jährige Studenten — gut aussehend, sportlich, intelligent, aus begüterten Familien — eine 55jährige einfache Frau, die nie berufstätig gewesen war und keine Ausbildung hatte, aus ihrer unerfreulichen Ehe auszubrechen und sich selbständig zu machen. »Du schaffst es«, redeten sie ihr zu. Es lag auf der Hand, daß ein so radikaler Schritt den beiden jungen Männern selbst keine großen Schwierigkeiten bereitet hätte. Aber wie stand es mit ihr? In der Begeisterung des Augenblicks fühlte sie sich dem vielleicht gewachsen, in der Realität ihres Lebens in den Monaten nach der Gruppe konnte sie dies wahrscheinlich nicht. Wieviel Unterstützung besaß sie außerhalb dieser Gruppe? War jemand da, der bereit war, ihr *nach* der Gruppe zu helfen?

In der energiegeladenen Atmosphäre der Gruppe verspürte sie die Kraft und den Mut zur Veränderung. Aber wie konnten diese Kraft und dieser Mut über den Augenblick hinaus in ihren gesamten Lebenszusammenhang hinübergerettet werden? Andere Gruppenmitglieder meinten, es gä-

be vielleicht mehrere Wege, um ihre Situation zu verbessern; sie solle die Kraft und den Mut nützen, die sie eben empfand, und über *ihre* Realität nachdenken. Ihre spätere Selbsterforschung mit Hilfe der Gruppenmitglieder führte zu dem Entschluß: ihre Ehe nicht sofort abzubrechen, aber Beziehungen außerhalb ihrer Familie zu pflegen und ihre persönliche Lage durch eine Berufsausbildung zu verbessern. In einem Brief, den ich Monate später von ihr erhielt, äußerte sie ihre Zufriedenheit über den eingeschlagenen Weg.

Ich habe es oft schade gefunden, auf einen bestimmten Ort wie *hier* und eine bestimmte Zeit wie *jetzt* beschränkt zu sein, da man doch in seiner Phantasie zugleich an jedem anderen Ort sein könnte. Als Gruppenleiter lernte ich, daß ich beides tun mußte: voll und ganz im Hier-und-Jetzt, *aber auch* an jedem anderen Ort zu sein.

Ich achte auf die augenblicklichen Gefühle jedes Teilnehmers, indem ich ihm einfühlsam zuhöre, selbst wenn er / sie schweigt. »Was will sie damit sagen?« »Welche Bedeutung könnte dies für ihn haben?« Aber nicht nur, »Was empfindet sie in diesem Augenblick?«, sondern auch, »Wie fügt sich das in ihre Existenz ein?« »Welche Bedeutung hat dies für andere hier? Für die Gesellschaft?« »Welche Folgen wird diese Erfahrung für ihr (oder mein) Leben nächste Woche, nächstes Jahr haben?« »Wer bin ich, wer sind wir, hier, jetzt *und* außerhalb dieser Situation?«

Es ist möglich (und vielleicht nötig), eine Vorstellung vom Leben vor und nach der Gruppe im Bewußtsein zu behalten, von unserer Umwelt, unserer Familie, vom Leitartikel in der *New York Times*, von Sportereignissen, vom Geschmack eines Espressos in einem römischen Café, von französischem Raffinement, eine Vorstellung davon, wie unsere gegenwärtigen Handlungen an ewigen Werten und den Erkenntnissen weiser Menschen zu messen sind.

Es erscheint widersprüchlich, an all dies zu *denken*, aber es kann den Bewußtseinshintergrund bilden, selbst wenn die Gruppe von irgendeiner starken Emotion elektrisiert ist. Wenn dies geschieht, erlebe ich natürlich dieselbe Emotion. Zusammen mit diesem Gefühlszustand versuche ich, im Bewußtsein eines breiteren Kontexts eine Antwort auf das Gruppenmitglied zu formulieren, das nach dem wahrhaftigsten Ausdruck seines gegenwärtigen Erlebens sucht. Mein Verhalten wird, wenn es in Einklang mit seinem eigenen komplexen Bewußtsein steht, keinen von uns beiden in Verlegenheit bringen, falls wir uns im Supermarkt treffen, nachdem die

Gruppeneuphorie abgeklungen ist.

Das folgende Beispiel veranschaulicht, wie der Gruppenleiter aus einer breiteren Perspektive heraus auf ein beunruhigtes Gruppenmitglied reagieren kann. Es illustriert auch die gutwilligen, aber manchmal erfolglosen Bemühungen von Teilnehmern, den anderen zu »unterstützen«.

Francisco, ein junger südamerikanischer Psychiater, spricht ausführlich über seine Arbeit und die Verunsicherung, die er empfindet. »Ich habe Medizin studiert und den Facharzt in Psychiatrie gemacht, ich habe im Ausland studiert und mehrere Jahre in meinem Heimatland praktiziert. Ich habe sehr hart gearbeitet, um mich vorzubereiten, habe alle führenden Theorien studiert und mehrere Zusatzausbildungen gemacht.« Er blickt von der Zigarette auf, die er langsam zwischen den Fingern hin- und herdreht hat. Seine Stimme wird leiser. »Trotz der besten Ausbildung, die ich mir verschaffen konnte, und meines brennenden Wunsches, Menschen zu helfen... äh... fühle ich mich furchtbar... unzulänglich. Es gibt Hunderte von Theorien über Psychotherapie; was soll man *glauben*?«

»Ach, komm, Francisco«, unterbricht ihn Sally, eine andere Teilnehmerin. »Ich glaube nicht, daß Theorien wirklich so wichtig sind.«

»Genau«, fügt Robert hinzu, »Ich bin sicher, daß du ein ausgezeichnete Therapeut bist.«

Die Gruppenmitglieder versuchen, Francisco zu ermutigen, jeder Ratsschlag stößt jedoch auf stärkere Einwände: »Aber meine Unzulänglichkeit ist ein Faktum, genau wie meine Ausbildung, meine theoretischen Grundlagen«. Dies ist ein Charakteristikum solcher Gruppen. Informationen werden von einem leidenden Gruppenmitglied manchmal als hilfreich empfunden. Offenkundige Beschwichtigungen oder Ratschläge kommen dagegen selten an.

»Gibt es irgend etwas«, fragt Barbara, »was du von uns bekommen möchtest, Francisco?«

»Ich möchte bloß wissen, was ich tun soll.«

»Du möchtest, daß dir jemand sagt, was du tun sollst«, bemerkt Michael. »Das mußt du dir selbst sagen, Mann.«

»Nein, darum geht es eigentlich nicht«, stammelt Francisco, »... daß mir jemand sagen soll... Nein, ich möchte es einfach gerne *wissen*«.

»Was würdest du denn tun«, fragt ihn Sally, »wenn du alle Lösungen wüßtest?«

»Ich würde... äh...«

»Ich fühle mich ausgenutzt; dir paßt ja doch nichts.« Verärgert unterbricht Al Francisco: »Du sprichst nicht wirklich von *dir*. Ich habe das Gefühl, daß du ein Spielchen mit uns treibst, und das fängt an mich zu nerven.«

»Das wollte ich nicht«, entschuldigt sich Francisco. »Gut, reden wir über etwas anderes, da alle finden, daß ich die Aufmerksamkeit monopolisiere«. Francisco windet sich bedrückt in seinem Sessel. Seine verzweifelte Miene verrät seinen Schmerz. In Wirklichkeit hat nur *ein* Teilnehmer Francisco Vorwürfe gemacht; dennoch hat er das Gefühl, die ganze »Gruppe« sei gegen ihn. Auch dies kommt in Gruppen häufig vor. Teilnehmer fühlen sich gut oder schlecht aufgrund von ein oder zwei Bemerkungen. Der Leiter macht darauf aufmerksam und fährt dann fort:

»Ich möchte dir etwas sagen, Francisco.« Er geht auf Franciscos Gefühle ein, indem er mit seinen eigenen Worten wiederholt, was Francisco über seine Unzulänglichkeit, seinen Wunsch zu helfen und Menschen nahe zu sein, gesagt hat. Er hat Franciscos Worte für bare Münze genommen. »Habe ich das richtig verstanden, was du auszudrücken versuchtest?«, schließt er.

»Ja«, antwortet Francisco. »Du hast mich richtig verstanden.«

»Francisco«, entgegnet der Leiter in aufrichtigem Tonfall, »ich würde zu dir in Therapie kommen... und ich würde dir jemand, der mir viel bedeutet, zur Behandlung schicken«.

Die Spannung weicht aus Franciscos Körper. Er wischt Tränen weg; ein Lächeln erhellt sein Gesicht. »Ja, ja«, sagt er. »Ja, jetzt verstehe ich.«

Ein rationaler Aspekt der Äußerung des Leiters wandte sich an die Verwirrung in Franciscos Bewußtsein (das die irrationale Frage nicht lösen konnte: »Was ist der Sinn meines Lebens?«): »Ja, natürlich, ich glaube, daß du verwirrt bist, wie du sagst.« Und gleichzeitig sagte ein intuitiver Aspekt: »Ich vertraue darauf, daß du mir hilfst. Das ist es doch, was in der Therapie zählt.« Die Äußerung des Leiters deckte sich mit seinen Gefühlen — er glaubte wirklich, was er sagte — und aus seiner Bemerkung sprachen Güte und Empathie. Er benutzte keine Technik und keine Theorie; er verfolgte mit seiner Reaktion keine verborgenen Absichten; er sprach einfach und ehrlich, wie es ihm seine Intuition im Kontext des unmittelbaren Augenblicks *und* die langfristige Beziehung, die sich mit Francisco entwickeln könnte, befahl. Indem er zu seinem »unmittelbaren Bezugspunkt« zurückkehrt, *durchlebt* Francisco eine eindrucksvolle Er-

fahrung, die ihm die Gruppe weder ausreden noch entlocken kann.

Oberflächlich betrachtet, könnte die Bemerkung des Gruppenleiters als Beschwichtigung angesehen werden. Aber sie war etwas ganz anderes als die Beschwichtigungen, die Francisco zuvor erhalten hatte. Der Gruppenleiter *versuchte* nicht, Francisco zu beschwichtigen. Die intuitive Wahrheit dessen, was er sagte, wurde zu einem gewichtigen Faktum. Die »Frage hinter der Frage«, die Francisco nicht formuliert hatte, wurde danach beantwortet.⁽⁷⁾

Ein guter Gruppenleiter scheint auf Ungeduld und naheliegende Antworten zu verzichten zugunsten eines schöpferischen Wartezustands — bereit, zu folgen *oder* zu führen *oder* einfach den richtigen Augenblick abzuwarten. Er ist gewillt, sich nicht an eine bestimmte Form von Resultat zu klammern, sondern sich von der unverwechselbaren Schöpfung jeder einzelnen Gruppe überraschen zu lassen. Wie Keats' (1899) Shakespeare, besitzt er eine »negative Fähigkeit . . . , d. h. er ist imstande, Ungewissheiten, Rätsel und Zweifel zu ertragen, ohne gereizt nach Fakten und Begründungen zu verlangen« (S. 277).

Um mich ehrlich zu verhalten (und dadurch ein besserer Gruppenleiter zu sein), überlasse ich mich schließlich meinem eigenen persönlichen Erleben, dem Fluß von Gedanken und Gefühlen in mir und gestatte mir, unerwarteten Ärger oder Zärtlichkeit zu empfinden oder Einsichten im Zuge der neuen Lernerfahrungen der Gruppe zu entdecken — die sich sehr wohl inmitten von Chaos und Desorientierung einstellen können.

So erklärte zum Beispiel die Teilnehmerin einer Encounter-Gruppe (nennen wir sie Janet), daß sie sich in mich verliebt habe. Das frappierte andere Teilnehmer ebenso wie mich. Manche stellten sich vor, daß wir eine intime Beziehung miteinander hätten. Andere machte die Enthüllung so intimer Gefühle, ob sie auf Fakten beruhten oder nicht, verlegen. Da war nichts gewesen. Wir hatten außerhalb der Gruppensitzungen nicht einmal miteinander gesprochen. Ich wußte, daß ich nicht in Janet verliebt war. Dennoch existierte plötzlich eine intime Verbindung zwischen uns: sie und ich waren die einzigen in der Gruppe, die die Wahrheit wußten.

Ich verspürte den Wunsch, jede Verstrickung zu vermeiden, und wollte ihr als Gruppenleiter helfen, ihre Phantasien zu erforschen, die voll von Elementen der Übertragung und Verführung waren. Gleichzeitig respektierte ich ihre Authentizität und ihren Mut, die üblichen Fesseln der Konvention — auch die der Zeit und des Raums — zu sprengen.

Bevor ich die Alternativen analysierte, reagierte ich instinktiv als Gruppenmitglied auf sie. Ich gab zu, nicht in sie verliebt zu sein, aber ihre Ehrlichkeit und Offenheit zu respektieren. Jetzt befinden wir uns zusammen in einer völlig unerwarteten Situation. Was machen wir nun? Kann uns jemand helfen?

Ein Gruppenteilnehmer, übrigens ein Arzt, war sehr einsichtig und verständnisvoll und half uns über die ersten verlegenen Augenblicke hinweg. Janet und ich sprachen darüber, was wir füreinander und gegenüber den anderen Gruppenmitgliedern und der Situation empfanden. Wir sprachen über unsere vorhandenen Beziehungen »draußen«. Mitglieder der Gruppe äußerten ihre Ängste und Phantasien. Sie sprachen über Erfahrungen von Treulosigkeit, Ehe und Liebe. Die Gruppensitzung endete damit, daß die Teilnehmer (einschließlich mir selbst) das Gefühl einer sehr bewegenden und fruchtbaren Begegnung hatten.

Beim nächsten Treffen redete Janet darüber, daß sie sich immer gewünscht habe, spontan einen Satz beginnen zu können, der vielleicht nur eine Halbwahrheit enthielt, aber ihn einfach auszusprechen und zu schauen, wie das enden würde. Genau dies hatte sie getan. Ohne die Sache im voraus zu planen, hatte sie sich einfach da hineingestürzt. Kaum hatte sie den Mund aufgetan, bekam sie furchtbare Angst, daß ich sie in diesem sonderbaren Zustand alleinlassen könnte. Schlimmer noch, daß ich sie wie eine Patientin behandeln und der »Gestörten« gütig helfen könnte, mit ihrer Torheit zurechtzukommen. Sie war nicht nur dankbar, daß dies nicht geschehen war, sondern auch, daß die Gruppe die Flexibilität besaß, den ganzen Vorfall in eine Lernerfahrung zu verwandeln.

Diese Bereitschaft, nicht Verpflichtung, seitens des Gruppenleiters, sich der »puren Realität« (Mente & Spittler, 1980) zu stellen und sich von den Erfahrungen verändern zu lassen, die er in der Gruppe durchlebt, kennzeichnet den personenzentrierten Ansatz und unterscheidet ihn vielleicht von anderen Verfahrensweisen. Wir begegnen hier einer Einstellung, die von Buber (1966) umrissen wurde, als er sagte: »Ich spürte, daß ich nicht das Recht habe, einen anderen Menschen verändern zu wollen, wenn ich nicht bereit bin, mich von ihm, soweit es legitim ist, verändern zu lassen«.

Angesichts sich wandelnder Menschen, sich wandelnder sozialer Werte, angesichts der Tatsache, daß das, was einst Möglichkeit war, jetzt Wirklichkeit ist, daß das, was einst Wirklichkeit war, dies jetzt nicht mehr ist,

und angesichts neuer Möglichkeiten der menschlichen Entwicklung müssen sich auch Therapeuten verändern. Das Bewußtsein der personenzentrierten Therapeuten ist im Laufe der Zeit herangereift.

Im Laufe der Jahre hat sich in den Einstellungen und Verhaltensweisen der Gruppenleiter personenzentrierter Ansätze der Trend entwickelt, die Rolle des Experten zu lockern, den Wert der Klienten für den therapeutischen Prozeß anzuerkennen, eine persönlichere Beziehung zu den Klienten anzustreben, sich weniger auf Theorien zu verlassen und stärker den eigenen Gefühlen und Intuitionen zu vertrauen, sich kongruenter mit dem eigenen Erleben zu verhalten und bereit zu sein, sich davon verändern zu lassen, der »Gruppenweisheit« stärker zu vertrauen, flexibler zu werden, um auch angesichts von Verwirrung und Komplexität funktionsfähig zu bleiben, die Fähigkeit zu entwickeln, sich intensiv auf den unmittelbaren Augenblick zu konzentrieren und eine Bewußtheit für größere Zusammenhänge (über die Gruppensitzung hinaus) zu kultivieren, die dem Augenblick Bedeutung verleihen, und, obwohl er / sie aus Erfahrung lernt, frühere Erfahrungen weniger automatisch auf eine neue Situation anzuwenden, so daß die Situation das Wissen und die Handlungen diktieren kann, die nötig sind.

Empathie

Der Gruppenleiter versucht, dem Teilnehmer zu helfen, den zutreffendsten Ausdruck für sein inneres Erleben im gegenwärtigen Augenblick zu formulieren. Zu diesem Zweck hört er einfühlsam zu. Rogers (1970) sagt zum Beispiel: »Ich höre jedem Menschen, der sich äußert, so aufmerksam und genau zu, wie es mir möglich ist. Ob die Äußerung oberflächlich oder bedeutsam ist, ich höre zu.« (S. 47). Die Worte von Lao Tse beschreiben die ideale Wirkung eines tiefen gegenseitigen Verständnisses: »Es ist, als höre er nur zu, und ein solches Zuhören hülle uns lediglich in ein Schweigen ein, in dem wir aber schließlich zu hören beginnen, was wir tun sollen« (Buber, 1957).

Der Gruppenleiter begleitet den Erlebnisfluß des Teilnehmers, entwirrt Komplikationen und hält die Kommunikation belangvoll für den Betroffenen und die Gruppe. Das Ziel dieses Zuhörens ist nicht bloß, »mit Gefühlen in Kontakt zu kommen«, die persönliche Exploration durch das

komplexe Labyrinth des augenblicklichen Erlebens zu verfolgen und die Formulierung des ganzen »Es« zu einer augenblicklichen Bedeutung zu ermöglichen.

So rät zum Beispiel Gendlin (1974) Gruppenleitern zu tun, was immer sie wollen, solange sie »stets in Kontakt mit den unmittelbar empfundenen konkreten Erfahrungstatsachen des Betreffenden sind — und ihm oder ihr auch helfen, damit in Kontakt zu kommen bzw. zu bleiben. (Wenn dies das Grundprinzip ist, kann auch jedes andere Verfahren ausprobiert werden und man wird rasch wieder dazu zurückkehren, herauszufinden, zuzuhören und auf das zu reagieren, wo es die Person nicht mehr erreicht)« (S. 220).

Der wechselnde Ausdruck der empfundenen Bedeutungen eines Individuums wird in diesem Beispiel durch die gefilmte Encounter-Gruppe »Reise in das Selbst« veranschaulicht (McGaw, 1968).⁽⁸⁾ Jerry, ein Geschäftsmann mittleren Alters, äußert sich in der ersten Stunde der Gruppe, wie folgt: »Wir haben fürchterliche Angst vor Unsicherheit, und oft erinnert man sich später an dieselben Dinge, in bezug auf die man sich so unsicher fühlte . . . ; was einem dieses Gefühl der Unsicherheit gab — daran erinnert man sich zum Glück nicht mehr, man möchte ein aufrichtiges Gefühl haben . . . und in allen Fällen so handeln. Dabei kommt man vom Weg ab, weil man immer daran denkt, was andere Menschen von einem erwarten . . . « Hier spricht er unpersönlich über sich selbst. Er sehnt sich nach Sicherheit, als wisse er, wovon er redet. In der fünften Stunde ist er noch verwirrter, doch dem unmittelbaren Bezugspunkt, der seine Worte beeinflußt, bereits näher: »Was Menschen betrifft, so bin ich . . . einerseits in gewissem Sinn gern mit Menschen zusammen, aber ich . . . ich lasse mich nur bis zu einem gewissen Punkt auf sie ein; darüber hinaus komme ich Menschen nicht gern zu nahe und zwar deshalb, weil . . . äh . . . es ist kompliziert . . . «.

Als Jerry mehr und mehr in Kontakt mit seinem eigenen Erleben kommt, beginnt er, für sich selbst zu sprechen. In der elften Stunde spricht Beth, ein anderes Gruppenmitglied. Als sie zu weinen beginnt, bemerkt Rogers (der Gruppenleiter), daß es Jerry nahezugehen scheint.

Rogers: »Ohne es zu wissen, scheint sie dich anzusprechen, Jerry.«

Jerry: »Hm, ich habe einen ziemlichen Kloß im Hals. Ich wäre gar nicht imstande, viel zu sagen.«

Beth spricht weiter, und Jerry leidet immer mehr. Schließlich durch-

quert Roz, ein anderes Mitglied der Gruppe, den Kreis von zehn Stühlen und legt ihre Arme um Jerry. Er beginnt zu weinen.

Jerry weint eine Weile. Roz hält ihn, ebenfalls weinend, in den Armen.

Roz (schluchzend): »Die ganze Zeit hatte ich das Gefühl, daß ihn nichts tief berührte. Gestern abend haben wir ihm das vorgeworfen.«

Beth: »Er war nicht imstande gewesen, seine Gefühle zu äußern.«

Dieses Beispiel illustriert nicht nur die durch sein Erleben bedingte vertiefte Konzentrationsfähigkeit Jerrys, sondern auch das fürsorgliche und fördernde Eingreifen von Roz, die gar nicht die designierte Gruppenleiterin ist. Der Gruppenleiter hat jedoch sowohl Beth als auch Jerry mit einfühlsamer Anteilnahme zugehört.

Coulson (1970) bemerkt über die Bedeutung von Jerrys Erfahrungen: »Jerry sagte sowohl in der ersten als auch in der fünften Stunde, daß er etwas sehr Kompliziertes auszudrücken versuche. Aber in Wirklichkeit war es gar nicht kompliziert; er wollte weinen. Aber dennoch war auch das Gegenteil richtig: es war *so kompliziert*, daß die einzige Art und Weise, wie er es ausdrücken konnte, in Tränen war. Jerry sagte nie, warum er geweint hatte, und niemand in der Gruppe fragte ihn . . . ; aber ich glaube, in einem tieferen Sinn hat Jerry für uns alle geweint: Er weinte, weil es manchmal eine schmerzhaft Sache ist, sein Leben zu leben« (S. 4-5).

In Encounter-Gruppen und einem Großteil der Gruppentherapie wurde es zu einer verbreiteten Praxis zu versuchen, den Teilnehmern verborgene Gefühle (wie den Wunsch zu weinen), die das Verhalten des Betroffenen motivierten, bewußtzumachen. Ein Gruppenmitglied, das große Anstrengungen unternimmt, nett zu sein, wirkt auf andere Teilnehmer verbittert. Der Gruppenleiter oder andere Teilnehmer versuchen dann vielleicht, ihr die »versteckte« Wut bewußtzumachen, die sie anderen unangenehm erscheinen läßt. Die Gruppenmitglieder *spüren* ihre Wut, aber sie wissen nicht, warum sie wütend ist. Sie versuchen dann vielleicht zu erreichen, daß *sie* ihre Wut spürt, indem sie sie äußert. Dieser gut gemeinte, aber falsche Gedankengang hatte viele bizarre Konsequenzen.

Rogers bezeichnet dies als das »alte Profi-Phänomen«. Er schreibt: »Sie glauben, die 'Spielregeln' gelernt zu haben, und zwingen diese Regeln, subtil oder offen, den Neulingen auf. Statt echte Ausdrucksfähigkeit oder Spontaneität zu fördern, sind sie somit bestrebt, alte Regeln durch neue zu ersetzen — Gruppenmitgliedern Schuldgefühle zu machen, falls sie keine Gefühle zeigen oder zögern, Kritik oder Feindseligkeit zu äußern

oder über Situationen außerhalb der Gruppenbeziehung zu sprechen oder Angst haben, sich zu offenbaren« (S. 42).

Die Äußerung von Gefühlen ist befreiend und kann zu bedeutsamen Lernerfahrungen führen. Der Akt der Äußerung eines Gefühls kann jedoch etwas ganz anderes sein. James (1890) weist darauf hin: »Wenn ich sage, 'ich bin müde', so ist dies nicht der unmittelbare Zustand der Müdigkeit; wenn ich sage, 'ich bin wütend', so ist dies nicht der unmittelbare Zustand der Wut. Es ist der Zustand des *Redens-von-der-Wut* — dies sind völlig verschiedene Dinge, so verschieden, daß die scheinbar darin enthaltene Müdigkeit und Wut beträchtliche Modifizierungen der im Augenblick davor unmittelbar empfundenen Müdigkeit und Wut darstellen. Der Akt des Benennens hat ihre Kraft vorübergehend vermindert« (S. 190). Der Gruppenleiter versucht, den Gruppenmitgliedern zu helfen, die Fallgruben jeder Konvention zu vermeiden, auch die des Äußerns von Gefühlen oder Verhaltensweisen, die ein Teilnehmer von früheren erfolgreichen Gruppenerfahrungen mitgebracht hat.

Die Aufmerksamkeit auf das innere Selbst zu richten, kann solche Fallgruben enthalten. Statt selbst-bewußter zu werden, kann der Betreffende bloß egozentrischer werden. Es ist nicht der Zweck von GPT-Gruppen, die ganze Aufmerksamkeit auf das *Ich* zu konzentrieren. Das für die Gruppe beabsichtigte Klima gestattet dem Teilnehmer, nach innen zu fokussieren, nicht unter Ausschluß eines erfolgreichen Lebens in der Welt, sondern einzig und allein, um mit der Tendenz zur Integration in Kontakt zu kommen und sie anzuwenden. Dies impliziert offenkundig auch Integration des Betreffenden in die Welt. Idealerweise gestattet die Empathie des Leiters verborgene Gefühle, aber provoziert sie nicht, gestattet Emotion, aber nicht Reden über Emotionen, gestattet Selbstbewußtheit, aber nicht Egozentrik. Kurz, sie gestattet echte Gefühle, Kreativität und Interaktionen, aber nicht deren Imitate.

Echtheit

In der personenzentrierten Gruppe erfüllt der Leiter die professionellen Voraussetzungen seiner Arbeit, aber er stützt sich nicht auf die Rolle und Sicherheit, den Respekt und welche Vorteile auch immer sich aus einer Position der Autorität ableiten lassen.

Der kompetente Gruppenleiter ist somit bereit, all das zu tun, was implizit von den anderen Teilnehmern gefordert wird. Wie Doxsey (1986) bemerkte: »Bei den meisten Ansätzen interveniert der Leiter; beim personenzentrierten Ansatz *interagiert er*.« Der Leiter kann seine persönlichen Gefühle mitteilen und vielleicht seine Schwierigkeiten im Leben, aber nicht bloß, um sich »selbst zu offenbaren«, als ob dies an sich verdienstvoll wäre, noch, um die Gruppe zu »motivieren«, noch, um das richtige Verhalten »vorzuführen«, sondern vielmehr, wie es der Augenblick und seine persönlichen Gefühle und der Kontext erfordern. In manchen Situationen können mehr persönliche Äußerungen angebracht sein, in anderen weniger. Bei stark gestörten Klienten in der Gruppentherapie kann die Äußerung persönlicher Gefühle seitens des Therapeuten konterproduktiv sein (Mente & Spittler, 1980).

Die Echtheit des Leiters im Gruppensetting nimmt nicht notwendigerweise dieselbe Form an wie die Echtheit des Therapeuten in der Therapie der Zweiergruppe. Tatsächlich können Verhaltensweisen, die in der Zweiersituation erfolgreich waren, ins Auge gehen, wenn sie der Gruppenleiter im Rahmen der Gruppe anwendet. So stellten zum Beispiel Truax, Carkhuff und Kodman (1965) in einer Untersuchung hospitalisierter psychiatrischer Patienten zunächst fest, daß die Teilnehmer an Gruppen, deren Leiter ein hohes Maß an richtiger Empathie und bedingungsloser Wertschätzung aufwiesen, größere Fortschritte machten als Patienten, deren Gruppenleiter bei diesen Variablen geringere Werte erzielten. Aber ein überraschender Befund, der im Gegensatz zu früheren Untersuchungen von Einzeltherapien stand (und unterstreicht, daß Gruppen nicht bloß größere Versionen von Dyaden sind) war, daß zwischen der Echtheit des Therapeuten und der Veränderung des Patienten *negative* Beziehungen bestanden. Die Autoren spekulieren, daß die »Wahrung einer 'professionellen Rolle' in der weniger intimen Beziehung der Gruppenpsychotherapie vielleicht am hilfreichsten ist«.

Mir scheint jedoch, daß ein professioneller Psychologe, wenn er in dem stärker strukturierten Hospital-Setting seine professionelle Rolle verleugnet — das heißt, leugnet, daß er ist, wer er ist — sich im Grunde *unauthentisch* verhält. Der Gruppenleiter, der versucht, »wie alle anderen« zu sein, und Dinge aus seinem eigenen Leben mitteilt, die ihn echt erscheinen lassen und den Gruppenmitgliedern helfen, sich persönlicher zu äußern, ist zweifellos auch unauthentisch im Kontext dieser Erfahrung. Echtheit

hängt vom Kontext ab. Eine Person, die sowohl in der dyadischen Psychotherapie als auch in der Kleingruppe echt sein möchte, kann sich also in beiden Situationen ganz unterschiedlich verhalten.

Die Bedeutung angemessener Gruppenleiterreaktionen wird von Dies (1973) unterstrichen, dessen Forschungsergebnisse darauf hindeuten, daß verfrühte Mitteilung persönlichen Materials durch den Gruppenleiter störend sein kann, während Enthüllungen zum richtigen Zeitpunkt (die Mitteilung dessen, was im Augenblick in Einklang mit anderen Erlebnissen oder angeregt durch starke persönliche Gefühle »real« ist) konstruktiv sein könnten. Anzeichen deuten darauf hin, daß die Echtheit des Leiters im Kontext der *Gruppe-als-Ganzes* für die Fortschritte des einzelnen Teilnehmers von größerem Gewicht ist als das Maß an Echtheit, das der Leiter dem *Einzelnen* entgegenbringt (Truax, 1966; Truax et al., 1965).

Um zu äußern, was im Augenblick für ihn real ist, bleibt der Leiter empfänglich für persönliche Gefühle und empfänglich für Wahrnehmungen, die sich in bezug auf die Gruppe und ihre Mitglieder bilden. Aber er darf nicht *nur* empfänglich sein, und er darf vor allem nicht passiv sein. Er muß sich nötigenfalls im Hintergrund halten; aber wenn es angezeigt ist, muß er auch als ein aktives Mitglied der Gruppe im Vordergrund agieren.

Im folgenden Beispiel konfrontiert ein Gruppenleiter eine Teilnehmerin mit seinen negativen Gefühlen. Er spricht nicht nur auf Schmerz oder Tränen an, sondern er ist bereit, sich voll auch mit seinem Ärger in die Erfahrung einzubringen, die alle Teilnehmer durchleben.

Zum ersten Mal nach zehnjähriger demütigender Unterdrückung als Mitglied einer religiösen Sekte spricht eine junge Frau in der Gruppe für sich selbst. Sie sucht Kontakt, um sich ihres »wahren« Selbst zu vergewissern — so mangelhaft und unschön dies auch erscheinen mag. Sie hatte sich vor kurzem aus der Abhängigkeit und Sklaverei gelöst, aber noch nicht an die sozialen Gepflogenheiten der heutigen Zeit gewöhnt. Die Gruppenmitglieder hören ihr aufmerksam zu. Ihre vorgeneigten Oberkörper und offenen Gesichter strahlen behutsame Ermutigung aus und unterstützen sie bei der Erforschung ihrer schmerzhaften Vergangenheit und der beglückenden Gegenwart, von der sie in diesem Augenblick überwältigt ist. Schluchzend sagt sie: »Ich bin wirklich ich selbst; zum ersten Mal seit zehn Jahren kann ich sagen, das gefällt mir nicht, ich mag dich *nicht*, ich *mag* dich; ich kann ich selbst sein und werde *angenommen*.«

An diesem Punkt schreit eine andere Teilnehmerin auf, die die gespannte Anteilnahme der Gruppe vielleicht als einen Druck empfindet, der ihr Pein bereitet, oder die vielleicht auch bloß eifersüchtig auf diese Zuwendung ist, und wirft einen schweren Pflasterstein in die Mitte des Kreises, wodurch eine Glasschüssel zu Bruch geht. Diese Frau, Miriam, hatte mehrmals verbiestert dagesessen, während ein anderer Teilnehmer redete, und hatte das Gespräch dann in dramatischer Weise unterbrochen, worauf ein unbehagliches Schweigen eingetreten war, in dem sie sich weigerte, ihre Handlungsweisen zu erklären.

Hilda, die Frau, die gesprochen hatte, ist erschrocken, bleibt aber ruhig und versucht, Miriams Verhalten zu verstehen. Miriam bleibt wiederum stumm. Das ist zuviel für den Gruppenleiter. Er gerät in Wut und ruft der am anderen Ende des Raumes sitzenden Miriam zu: »Ich hab genug von dir! Ich bin wirklich sauer. Zum ersten Mal nach zehn Jahren versucht jemand tastend, sich zu äußern, und du mußt diesen Augenblick kaputtmachen. Ich finde das beschissen! Das stinkt mir!«

Bis zu diesem Augenblick hatte die Gruppe den Leiter als einen spontanen Menschen kennengelernt, der sagte, was er empfand. Er hatte positive Gefühle geäußert und auch einige »gemäßigte« negative Gefühle. Einige Gruppenmitglieder sind über seine jetzige Reaktion schockiert. Mehrere Teilnehmer ergreifen Miriams Partei und attackieren den Leiter wegen seines Wutausbruchs. Ein junger Mann, ein Psychiater, ist empört über ihn. Die Gelassenheit der anderen Gruppenmitglieder läßt vermuten, daß sie die Reaktion des Leiters billigen. Die restlichen Minuten der Sitzung verlaufen frustriert und konfus.

Am folgenden Tag ist eine weitere Zusammenkunft der Gruppe vorgesehen. Miriam spricht. Sie erklärt nicht, warum sie gestört hatte. Sie erzählt jedoch, daß sie irgendwie aus einem eingeschliffenen Muster der Widerspenstigkeit aufgerüttelt worden sei. Die Ereignisse des Vortages waren ihr sehr nahegelegen, und sie hatte während der Nacht viel über ihr Leben nachgedacht. Als Kind hatte ihre Mutter zu ihr gesagt, daß sie »nichts als ein Dreck sei«, und die Worte des Gruppenleiters hatten diese alte Wunde aufgerissen. Trotz der Vehemenz seines Zorns hatte sie nicht das Gefühl, daß er sie für wertlos halte. »Du hättest mich sogar als Dreck bezeichnen können«, meinte sie, »und ich hätte nicht das Gefühl gehabt, daß du mich verachtetest. Mir wurde plötzlich klar, daß ich mich diesen Worten meiner Mutter stellen konnte. Ich konnte mich sogar aufsässig

verhalten, ohne deshalb wertlos zu sein; und ich brauche nicht wie ein Kind auf jedem herumzuhacken, der imstande ist, seinen eigenen Wert zu verspüren«.

Diese Erkenntnisse waren auch für die Gruppe befreiend. Hilda konnte ihre Geschichte wieder aufnehmen, und Miriam wurde zu einem überaus hellichtigen und hilfreichen Mitglied der Gruppe. In den letzten Augenblicken der Gruppe berichtete der Psychiater, daß er sich bei seiner Arbeit nie gestattet habe, seine Gefühle zu empfinden. Obwohl er schockiert gewesen war, den Gruppenleiter, einen professionellen Therapeuten, so emotional zu erleben, war er noch überraschter über seine eigene spontane Gefühlsreaktion. Er meinte, diese vermehrte Offenheit seinerseits würde seiner Arbeit sicher zugutekommen.

Annehmen

In der erfolgreichen personenzentrierten Gruppe herrscht eine Atmosphäre des Nichtbeurteilens. Die Gründe dafür sind die Achtung vor der Verschiedenheit des Individuums und das Vertrauen zu ihm und seiner Fähigkeit, sich selbst zu erkennen und sein eigenes Tempo und die Richtung seiner persönlichen Veränderungen zu finden, und außerdem die therapeutischen Fähigkeiten der Gruppe.

In der filmten Gruppe »Weil das meine Art ist« (McGaw, 1971) gibt es mehrere Beispiele einer annehmenden und fürsorglichen Haltung seitens der Gruppenleiter: Tony Rose, einer der Leiter, durchquert den Kreis und nimmt Amy in die Arme, nachdem sie um Zuwendung gebeten hatte. Tony zeigt ihr seine Zuwendung in einer konkreten Weise. Manchmal bedeutet Handeln mehr als Reden. Es folgt eine Diskussion (die in solchen Gruppen nach einem besonders gefühlsbetonten Akt der Zuwendung häufig ist) darüber, ob ein solcher Akt in die »wirkliche« Welt außerhalb der Gruppe übertragbar sei.

Diane: »Fünfjährige Kinder strecken ihre Hände nach einer Mama oder einem Papa oder Geschwistern aus, aber bestimmt ist da die Mama, die die Hand wegschiebt. Und eines Tages ist das kleine Kind groß, und niemand streckt mehr die Hand aus. Erwecken wir falsche Hoffnungen in diesen kleinen Kindern?«

Carl Rogers (der andere Gruppenleiter): »Jemand wird die Hand aus-

strecken. Ich muß hier für eine Minute unterbrechen, weil in Russ viel vorgegangen ist; er saß still da und hat geweint, und ich möchte wirklich wissen, was los ist. Ich bin sicher, die anderen auch.«

Russ (weinend): »Meine Mutter hat mich in die Arme genommen, aber mein Vater nicht. Er hat mir nie das geringste Mitgefühl bewiesen. Er hat mich nie im Arm gehalten, nie mit mir geweint. Das hat es mir noch schwerer gemacht, mit dem Leben fertigzuwerden, als wenn mich jemand in den Arm nehmen würde. Wenigstens hast du einen Menschen, Amy. Du hattest nur die eine halbe Minute Mitgefühls, in der ihr euch umarmt habt, das ist unheimlich viel; und das bleibt einem wahnsinnig lang im Gedächtnis . . .«

Carl: »Für mich war das sehr, sehr wahr, als du eben sagtest, wenn dich dein Vater nur eine Minute im Arm gehalten hätte, dann hätte das einen gewaltigen Unterschied für dich bedeutet.«

Russ: »Wie er mir vor einigen Tagen die Hand schüttelte, das hat mir mehr bedeutet als all die Zeiten, wo er mich angebrüllt und angeschrien hat. Er hat mir die Hand geschüttelt. Ich hatte das Gefühl, als empfinde er eine Art von Stolz auf mich.«

Dieses Beispiel illustriert die therapeutische Wirkung sensibler Zuwendung. Carl geht auf Russ' Tränen ein und ermöglicht es Russ, einem tiefen persönlichen Schmerz nachzuspüren.

Diese Art des Annehmens gilt auch für die Gruppe und die Fähigkeit einer Gruppe, gemeinsam eine heilende Wirkung zu mobilisieren. Über dieses Annehmen sagt Rogers: »Ich vertraue der Gruppe . . .; die Gruppe erscheint mir wie ein Organismus, der ein Gefühl für seine eigene Richtung hat, obwohl er diese Richtung nicht intellektuell definieren könnte . . .« (1970, S. 44).

Dies ist kein Vertrauen, das mühelos errungen wird. Es stellt sich nur durch hart erkämpfte Erfahrung ein. Und selbst nach einer Fülle von Beweisen kann es angesichts von Schwierigkeiten wankend werden. Rosenberg (1977) berichtet aus ihrer langjährigen klinischen Erfahrung: »Ich habe einen Klienten, einen 30-jährigen Versager in jeder Hinsicht, brillant und verbittert, krank und starker Trinker, der sich selbst und die Welt haßt, nachdem er jede Gelegenheit vergeudet hat, sich ein sinnvolles Leben zu schaffen«. Obwohl dieser Klient mehrere Jahre in Einzeltherapie gewesen war, schlug Dr. Rosenberg eine Gruppentherapie vor, weil sie spürte, daß es ihm an echten, warmherzigen menschlichen Kontakten

fehlte. Während der Gruppenerfahrung schrieb sie: »Wir hatten die fünfte wöchentliche Sitzung heute früh, und die Veränderungen bei ihm sind dramatisch. Er sagte mir heute, daß er zum *ersten* Mal seit zwölf Jahren eine ganze Woche ohne Alkohol zugebracht und zum ersten Mal Dinge getan hat, die ihm als sinnvoll erschienen. In zwei dieser fünf Sitzungen war er volltrunken, konnte kaum auf den Füßen stehen, war 'unmöglich' und aggressiv. Ich versuchte, ihn nach Hause zu schicken (als ich ihn um halb acht Uhr früh im Warteraum auf dem Boden schlafend vorfand, unfähig, aufrecht zu stehen oder klar zu sprechen). Ich bin ihm nachträglich dankbar, daß er das ablehnte. In der Gruppensitzung erhielt er Unterstützung, nachhakende Herausforderung, Konfrontation, aber weder Mitleid noch Ablehnung, woran er gewöhnt war . . . das ist die Gruppe.«

Den anderen annehmen, das ist weder ein passives noch ein übertrieben aktives Verhalten. Der Gruppenleiter ist genügend aktiv, um ein Klima des Annehmens zu schaffen. In ihrer Untersuchung von Encounter-Gruppen stellten Lieberman, Yalom und Miles (1973) fest, daß Leiter, die als *fürsorglich* bezeichnet werden konnten, die sich um die Teilnehmer kümmerten und Deutungen gaben — die die Teilnehmer sowohl mit Informationen wie mit Ideen versorgten, wie sie sich ändern könnten — positive Veränderungen hervorriefen und die Zahl der Teilnehmer mit negativen Resultaten auf ein Minimum verringerten. (Am schlechtesten schnitten Leiter ab, die häufig strukturierte Übungen verwendeten und extreme Kontrolle über die Interaktionen der Teilnehmer ausübten oder die einen passiven *Laissez-faire*-Stil praktizierten.) »Je herzlicher und positiver die Beziehung zwischen Gruppenleiter und Mitgliedern«, stellen die Forscher fest, »und je mehr der Leiter den Teilnehmern helfen kann, ihr kognitives Verständnis von sich und ihren Beziehungen zu erhöhen, desto größeren Nutzen haben die Teilnehmer davon. Mäßige Dosen an affektiver Stimulierung (nicht zu viel und nicht zu wenig) und äußerer Strukturierung gewährleisteten die besten Resultate für die Teilnehmer.«

Perry (1976) hat aufgrund seiner erfolgreichen Behandlung von Schizophrenen bemerkt: »Menschen in diesem Zustand eine schützende Zuflucht zu gewähren, mit einer tragfähigen Subkultur . . .; die vom allgemein akzeptierten vorherrschenden kulturellen Standpunkt abweicht, wird zum kritischen Faktor, der diese Menschen so rasch aus ihrer Verwirrung befreit. Diese Zuflucht muß eine annehmende Atmosphäre frei von Vorurteilen aufweisen und beseitigt dadurch diesen sehr negativen,

schwierigen und schmerzhaften Zustand der Geistesstörung, der zu unvorhersagbaren Ausbrüchen führen kann Noch wirksamer als das Annehmen ist natürlich jene Grundstimmung, die wir nur als eine liebevolle Atmosphäre bezeichnen können. Das Wort Liebe muß hier relativiert werden, um sentimentale Implikationen zu vermeiden, die es vermitteln könnte. Liebevoll bedeutet hier fürsorglich und aufmerksam zu sein, wirklich verstehen zu wollen, den Wesenskern hinter den äußeren Manifestationen zu erreichen . . .« (S. 15).

Einstellungen des Leiters

Corey (1985) hat trotz seiner positiven Einstellung zur personenzentrierten Gruppenleitung Kritik an dem geübt, was er als »extremes Herumschwimmen« in einer »total lockeren« Struktur empfindet. Dies ist eine persönliche Reaktion. Manche Leiter und Teilnehmer werden die Struktur der Gruppe — ob locker oder straff — als mehr oder weniger angenehm empfinden. Forschungsarbeiten deuten darauf hin, daß stärker strukturierte Gruppen anfangs besser funktionieren, aber daß sie längerfristig nicht besser abschneiden als wenig strukturierte Gruppen (Crews & Melnick, 1976). Die schwach strukturierten Gruppen könnten, da sie Probleme situationsbezogen angehen lernen, mit manchen Problemen besser fertigwerden als die Gruppen, die sich für ihr Verhalten auf ein vorher festgelegtes Muster stützen. Eine stärkere Struktur stellt in bestimmten Situationen zweifellos einen Vorteil dar, eine geringe Struktur dagegen in anderen. Die Rechtfertigung einer Struktur sollte nicht auf der Ungeduld des Leiters basieren, sondern auf ihren Vorzügen für die Erreichung der Gruppenziele.

Der versierte Gruppenleiter begegnet jeder Gruppe — der Ansammlung unverwechselbarer Individuen zu einem bestimmten Zeitpunkt und in einem bestimmten Rahmen — so, wie es ihr gemäß ist. Ohne die einzelnen Teilnehmer durch ein schematisches Verhalten zu ersticken, versucht er, sie zu verstehen und (innerhalb der Grenzen der vorhandenen Bedingungen) sich in der Gruppe dieser entsprechend zu verhalten. Der Leiter interagiert mit jedem Mitglied in einer authentischen Weise und behält dabei die Interaktionsmuster des Ganzen im Auge.

Der beste Leiter ist nicht notwendigerweise derjenige mit der längsten

Ausbildung oder mit den eindrucksvollsten Leistungsnachweisen. In einem Encounter-Gruppen-Projekt waren zum Beispiel vier von fünf gut ausgebildeten Therapeuten als Gruppenleiter *nicht* brauchbar. Die besten Leiter sind jene, die die Gruppe am weitesten voranbringen (Bebout, 1976).

Tatsächlich empfiehlt es sich nicht *zu versuchen*, der Beste zu sein, oder sogar, dem Wortsinn nach zu versuchen, einfühlsam oder echt oder nicht besitzergreifend herzlich zu sein. Gute Gruppenleiter beschließen nicht im voraus, den Einzelnen oder die Gruppe in einer bestimmten Weise zu steuern. Ebenso wenig beschließen sie im voraus, die Gruppe *nicht* zu steuern, nichtdirektiv oder unstrukturiert zu verfahren, da auch dies nicht aus der Kreativität des Augenblicks käme. Die Haltung des erfolgreichen Gruppenleiters ist nicht passiv, sie kann denkbar aktiv sein, selbst wenn der Leiter nichts tut. Was immer er tut, es zielt darauf ab, dem Teilnehmer zu helfen, seiner unmittelbaren Realität den wahrsten ihm möglichen Ausdruck zu verleihen, und die Gruppe dabei zu unterstützen, in fruchtbarer Weise zu funktionieren.

Wenn die Gruppe ein günstiges Klima aufweist, werden die Teilnehmer in der Regel ihre Distanziertheit aufgeben und sich ihrer Gefühle in dem Maße, wie sie sich innerlich verändern und aus ihrer Starre lösen, bewußt werden, sie anerkennen und ausdrücken; sie werden sich von einer Distanziertheit gegenüber ihrem inneren Erleben zu einem Vertrauen gegenüber diesem Erleben entwickeln sowie zu einer Bereitschaft, sich in ihrem Verhalten davon leiten zu lassen; sie gelangen mehr von einer Starre zu einer Flexibilität ihrer Konzepte, von der Ortung der Problemursachen »da draußen« zur Anerkennung ihres eigenen Anteils an der Entstehung von Problemen, von angsterfüllten, zögernden, hermetischen Beziehungen zu offeneren und dialogfähigen, von der Isolierung zu einem persönlichen Einssein im Fühlen, in der Kooperation und im kreativen Problemlösen.

Es schadet den Gruppenleitern nicht, bescheiden in bezug auf ihre Beiträge zu sein. McCardel und Murray (1974) verglichen drei verschiedene Gruppenerfahrungen mit der Wirkung einer plausiblen Aufmerksamkeitssituation und die einer Kontrollgruppe, deren Mitglieder ohne Kontakt untereinander waren, und stellten fest, daß die Auswirkungen der Gruppenerfahrungen praktisch nicht unterscheidbar von jenen der sogenannten »Plazebo«-Gruppe waren. Diese Resultate unterschieden sich jedoch signifikant von jenen der Kontrollgruppe. Coulson (1970) hat die

Auffassung vertreten, »... das entscheidende Gruppenereignis ist einfach der Vorgang der vergehenden Zeit und unseres Zusammenbleibens (S. 6),... die einzige notwendige und ausreichende Voraussetzung für eine Encounter-Gruppe ist, daß es einen Anlaß dafür gibt (S. 9). Zur Begegnung wird es kommen, wenn man Menschen genügend Zeit des Zusammenseins ohne eine ablenkende Aufgabe gibt und ihnen jemand als Leiter (Facilitator) beigesellt, der keine traditionelle Führungsfunktion ausübt — der mit anderen Worten genug weiß, um die Leute nicht zu organisieren, ihnen nicht zu sagen, wie sie einander begegnen sollen, und der keine Tagesordnung aufstellt« (S. 11).

Die Gruppenteilnehmer

Es sollte inzwischen klar sein, daß die Gruppe, obwohl in den Beispielen das individuelle Lernen gewöhnlich im Vordergrund steht, die soziale Dimension — die Interaktion zwischen den Teilnehmern — als eine reiche Quelle des Lernens sowohl bietet als auch nutzt. Lieberman, Yalom und Miles (1973) schließen ihre Untersuchung mit der Feststellung: »Die Veränderung dreht sich nicht um die einsame Sonne des Leiters; die Belege sprechen deutlich dafür, daß die psychosozialen Beziehungen in der Gruppe eine überaus wichtige Rolle im Veränderungsprozeß spielen« (S. 428).

Personenzentrierte Gruppen stützen sich auf diese psychosozialen Beziehungen. Wie bei allem, was in der Gruppe geschieht, hängt der genaue Verlauf der Zusammenkünfte vom Leiter und den Gruppenmitgliedern ab, die gewöhnlich gemeinsam darüber entscheiden. Viele Übungen werden von Teilnehmern vorgeschlagen. Wie in den meisten Situationen bringen die Menschen in die Gruppe nicht nur ihre Werte, Vorurteile und Wahrnehmungen ein, sondern auch ihre Einsichten, ihr Wissen und ihre Fertigkeiten bzw. das soeben Erlernte. Wie bereits erwähnt, werden spontan vorgeschlagene Techniken gewöhnlich nicht abgelehnt.

Manchmal sind solche Unternehmungen nützlich. Manchmal helfen sie einem bloß, schwierige Momente zu überbrücken, in denen die Gruppe richtungslos ist. Manchmal sind sie nicht förderlich. Und manchmal können sie ein Sprungbrett für eine authentische Interaktion sein.

Vorbereitung

Der künftige Teilnehmer und der Gruppenleiter überprüfen gemeinsam, ob sich die Motive des Klienten für seine Teilnahme mit dem deckt, was der Leiter durch eine Teilnahme an der Gruppe zu erreichen für möglich hält. Gemeinsam entscheiden sie. Der Klient mit realistischen Erwartungen, der glaubt, daß er aus der Erfahrung Nutzen ziehen und auch selbst zum Gruppenprozeß beitragen könnte, wird bei Zustimmung des Leiters gewöhnlich angenommen. Dieses Auswahlverfahren ist, wenn auch simpel, keinesfalls unwichtig. Die Wertvorstellungen, die die Teilnehmer in die Gruppe mitbringen, können den signifikantesten Einfluß auf das Resultat haben (Lieberman et al., 1973). Teilnehmer mit weniger günstigen Erwartungen ziehen mit geringerer Wahrscheinlichkeit Nutzen aus der Gruppenerfahrung, und es ist auch weniger zu erwarten, daß sie zur therapeutischen Fähigkeit der Gruppe beitragen können (Caine, Wijesinghe & Wood, 1973).

Die Frage ist immer offen. Der Leiter hilft auch weiterhin den Teilnehmern, Fragen nachzugehen wie: »Ist dies die richtige Erfahrung für mich? Was lerne ich? Was wird geschehen, wenn ich die Gruppe verlasse?«

Es wird angenommen, daß eine Vorbereitung auf die Therapie die Chancen für einen Erfolg erhöht. Wenn der Therapeut also einzelne Klienten hat, denen er eine Gruppenerfahrung vorschlagen möchte, könnte es sich empfehlen, über ihre Erwartungen zu sprechen und ihnen eine Vorstellung vom Ablauf einer Gruppe zu geben. Wie im Falle aller Verallgemeinerungen muß der Praktiker auch diese in seinem eigenen Kontext auf ihre Stichhaltigkeit prüfen. So könnte es keine gute Idee sein, Gruppenverfahren mit bestimmten Klienten zu erörtern. Was Gruppen »von normalen Leuten« betrifft, so liefert das La-Jolla-Programm (Coulson, Land & Meador, 1977), das den Teilnehmern Praktikumserfahrungen bietet, wobei Interessierte Gelegenheit haben, an Wochenend-Encounter-Gruppen teilzunehmen, die von den Trainees geleitet werden, Belege für das Gegenteil. Als ich die Organisatoren 1980 interviewte, hatten bereits fünftausend Personen an dem Ausbildungsprogramm und weitere Tausende an den Wochenend-Gruppen teilgenommen. Während der vierzehnjährigen Existenz dieses Programms hatte es keine Vorfälle gegeben, die die Organisatoren veranlaßten, eine Vorbereitung einzuführen oder unter den Interessenten für diese Gruppen eine Auswahl zu treffen.

Zusammensetzung

Unsere Gedanken und Gefühle hängen aufs engste mit unserer Umgebung zusammen. Wir alle wissen, daß man beim Zusammensein mit verschiedenen Gruppen verschieden redet, verschiedene Gesichtspunkte und verschiedene Emotionen äußert — zwar kann es immer noch die Wahrheit sein, aber jeweils eine andere Façette davon. Man kann starke Gefühle oder Meinungen äußern, aber sie werden anders selektiert, ja sie nehmen andere Formen an, wenn wir mit Arbeitskollegen, dem Chef, dem Partner, den Eltern, den Kindern, den Kollegen des Partners, den Nachbarn oder engen Freunden zusammen sind. Ein anderer Aspekt der Geschichte kommt heraus im Einklang mit der Empfänglichkeit der Gruppe (gemäß der Zeit, dem Interesse, dem Verständnis, etc.). Dieser Unterschied mag bei reifen Persönlichkeiten nur mäßig groß sein, aber dennoch werden sie im allgemeinen auf die Beschaffenheit der Zuhörer Rücksicht nehmen. Die Gruppe — das heißt, das Netzwerk von Gedanken, Gefühlen, Meinungen, Konzepten und Werten der anderen Mitglieder — bestimmt, wie sich ein Teilnehmer fühlt und wie sich seine Wahrnehmungen verändern. Die Zusammensetzung der Gruppe sollte so geartet sein, daß sie jedes Mitglied optimal fördert.

Einige Untersuchungen deuten darauf hin, daß für psychologisch interessierte Personen auf Einsicht beruhende Therapie günstiger ist, während stark innengesteuerte Personen besser in schwach strukturierten Gruppen zurechtkommen (Abramowitz & Abramowitz, 1974; Abramowitz et al., 1974; Kilmann et al., 1974). Die Stärke der personenzentrierten Gruppe könnte in ihrer Vielfalt und der Anpassung ihrer Form an die Bedürfnisse der Teilnehmer liegen. Dennoch kann sie nicht für jeden alles sein. Die Möglichkeiten therapeutischen Lernens mit dem Klienten realistisch einzuschätzen, ist ein wichtiger Anfang. Aber so wie eine gute Suppe überraschende und (für sich genommen) irritierende Zutaten enthält, dürfte die beste Zusammensetzung eher einem »Geschmack« für den Nutzen einer solchen Erfahrung folgen als der Logik.

Es hat sich eingebürgert, daß die Leiter von personenzentrierten Gruppen, wenn möglich, eine ausgewogene Mischung von Männern und Frauen und jüngeren und älteren Personen herzustellen versuchen. Gruppen werden auch geographisch ausgewogen gestaltet, falls die Teilnehmer aus verschiedenen Regionen kommen. Auch im Hinblick auf Schicht- und Ras-

senzugehörigkeit und den Beruf wird eine Ausgewogenheit angestrebt, falls es machbar ist. Teilnehmer mit sehr unterschiedlichen persönlichen Erfahrungen zu haben, wird ebenfalls als bereichernd für die Lernerlebnisse aller Mitglieder und als günstig für die schöpferischen Möglichkeiten der Gruppe angesehen. Bruce Meador (1980), einer der Direktoren des La-Jolla-Programms, das diese Richtlinien befolgt, sagt: »Wir haben nicht das Gefühl, Gott zu spielen, wenn wir die Zusammensetzung der Gruppen möglichst so gestalten, daß sie einem Querschnitt der Welt entsprechen«.

Neuartiges Zusammenleben in der Gruppe (Kultur)

In der Kleingruppe sind die Teilnehmer einander zunächst fremd. Da sie mehr als Besucher in diesem neuen Setting sind, könnte man sie vielleicht eher mit Einwanderern vergleichen. Sie leben zusammen. Sie müssen sich in dieser neuen Kultur etablieren, nicht nur anderen, sondern auch sich selbst gegenüber. Sie müssen sich klar machen, was sie wollen, was sie sehen, was sie fühlen, wer sie sind.

In der allgemeinen Gesellschaft außerhalb der Gruppe mag es nützlich sein, allein zurechtkommen und keine Gefühle zu zeigen. In der Gruppe kann das Gegenteil richtig sein: man sollte »wirklich man selbst sein« und »sagen, was in einem vorgeht«. Draußen mag es von Vorteil sein, plaudern zu können und ein Gespräch lebendig zu erhalten. In der Gruppe könnte dies als oberflächliches Verhalten angesehen werden. Informiert zu sein, zu philosophieren, Witze zu erzählen, kann innerhalb und außerhalb der Gruppe in völlig verschiedenen Kontexten wertvoll sein.

Ohne die Vergangenheit, aus der Informationen abgerufen werden können, muß jeder Teilnehmer die anderen über sich unterrichten. In der Sprache der Emotionen und der Gebräuche, die gemeinsam eingeführt werden, lernt er auch, wer er ist.

Obwohl jedes Gruppenmitglied gewöhnlich glaubt, alle anderen stimmen mit diesen neuen Gebräuchen überein, scheint es de facto so zu sein, daß die Normen, die neuen Rollen in jedem Augenblick durch das geschaffen werden, was alle gemeinsam tun. In der neu entstehenden Kultur nimmt eine neue Geschichte, nimmt für viele ein neues Selbst Form an, und so wird gleichzeitig eine neue Gesellschaft begründet.

Instinkte spielen eine große Rolle bei der Gruppenbildung, der Tendenz, zusammenzuhalten und zu kooperieren, bei den äußerlichen Arrangements und den verschiedenen Verbindungen, die zustandekommen. Menschen haben zum Beispiel ein instinktives Gefühl dafür, was für einen Ort richtig ist — für das Fassungsvermögen des Ganzen. Dies wird deutlich z. B. in soziologischen Untersuchungen über den Besuch von öffentlichen Plätzen und Parks, in denen eine relativ konstante Dichte aufrechterhalten wird. Obwohl für mehr Leute Platz wäre, setzen sich nicht mehr hin.⁽⁹⁾ Jede Gruppe ist einzigartig, und es gibt die verschiedensten expliziten und impliziten Übereinkünfte. Im allgemeinen tabuisieren Gruppen physische Gewalt, sie geben sich Regeln in bezug auf die zeitliche Begrenzung der Zusammenkünfte, Verspätungen, die Zulassung neuer Mitglieder und ein Verfahren für die Beendigung der Gruppe. Die Teilnehmer haben gewöhnlich das Gefühl, einander eine Erklärung für Verhalten außerhalb der Zusammenkünfte zu schulden, das sich auf die Gruppe auswirkt — Liebesbeziehungen zwischen Mitgliedern, Klatsch und ähnliches. Obwohl man sich auf die vereinbarten Regeln oft erst nach langwierigen Erörterungen der Wünsche jedes einzelnen Mitglieds geeinigt hat, werden diese dennoch häufig abgeändert.

Oft besteht die Gruppe darauf, daß jedes Mitglied an jeder Zusammenkunft der Gruppe von Anfang bis Ende teilnimmt. Von dieser Regel gibt es je nach dem kulturellen Umfeld starke Abweichungen. In Brasilien ist es zum Beispiel nicht unüblich, daß jemand mitten in einer Sitzung in die Gruppe kommt, sich intensiv daran beteiligt und vor dem Ende der Sitzung wieder weggeht. In den meisten Teilen Nordamerikas und Nordeuropas würde ein solches Verhalten dagegen gewöhnlich auf heftige Proteste der Gruppe stoßen. In den Vereinigten Staaten werden oft sehr strenge Regeln in bezug auf Rauchen in der Gruppe durchgesetzt: die Luft ist dadurch während der »Arbeitszeit« gewöhnlich rauchfrei. Als ich das letzte Mal in Italien arbeitete, kam es immer häufiger zu Diskussionen über dieses »Problem«. Auf welche Lösung man sich jedoch auch einigte — nach etwa zwei Stunden war der Raum meist von Rauch erfüllt.

So wie es sich im vorangegangenen Kapitel über die Zweiergruppe zeigte, verändern sich im Lauf der Zeit die Konzepte, Gefühle, das Verhalten und die Perspektiven der Gruppenmitglieder, und auf diese Weise wandelt sich die Weise des Zusammenseins. Durch ihre Definitionen erklären die Gruppenmitglieder auch selbst, wer (richtig) zu der Gruppe gehört.

Das Verhalten der Gruppe

Obwohl Rogers' (1970) Beschreibung des Gruppenprozesses auf die heutigen Gruppen nicht mehr passen mag, geht aus ihr hervor, daß es einen vorhersagbaren Prozeß gibt, der in der Gruppe abläuft. Diese für den Philosophen so wichtige Erkenntnis ist von geringem Wert für den Gruppenleiter, denn das Verfolgen eines Schemas dafür, was die Gruppe zu einem bestimmten Zeitpunkt tun sollte, ist in der Regel wenig förderlich. Zu wissen, daß das menschliche Verhalten Gesetzmäßigkeiten unterliegt, ist jedoch für die Planung von Gruppenaktivitäten wertvoll und kann für die Entdeckung nichtspezifischer Faktoren hilfreich sein, die zu erfolgreicher Gruppentherapie beitragen.

Die Erkenntnis, daß die Gruppe allgemeinen Verhaltensmustern folgt, legt Fragen nahe, die auch für das Gruppenklima förderlich sein können. Was tun wir als Individuen? Was als Gruppe? Wer sagt was zu wem? Aus welchem Grund? Was wird nicht ausgesprochen? Der Gruppenleiter hat es mit Vorgängen zu tun, die nicht nur in einzelnen Teilnehmern ablaufen, sondern auch zwischen den Teilnehmern und in der Gruppe-als-Ganzes. Der Gruppenleiter allein *erzeugt* dieses Umfeld nicht; er *fördert* es. Welche Strömungen sind jetzt in der Gruppe vorhanden? Was wird vermieden? Wird dieser Teilnehmer zum Sündenbock gemacht? Weshalb diese Flaute?

Der Zweck dieser Fragen ist nicht, die Gruppe als eigenständige Größe zu idolisieren, sondern sie in schwierigen Augenblicken, wenn eine direkte Interaktion unmöglich ist, voranzubringen. Zum Beispiel eine wütende Konfrontation zwischen zwei Teilnehmern, die nicht gelöst wurde, Fraktionen, die wegen geringfügiger Unterschiede in ihren Ansichten gegeneinander Front machen, ein Liebesbund, der bei anderen Gruppenmitgliedern Eifersucht erweckt, Teilnehmer, die jedes emotionale Thema in den Gruppensitzungen vermeiden, aber sich freimütig in den Gängen äußern, all dies kann zu einer unerfreulichen Stagnation führen. Eine geäußerte Beobachtung (was alle denken, aber niemand ausspricht) kann zuvor verbotenes Terrain zur Erkundung freigeben. Sich dessen, was naheliegt, bewußt zu werden, gehört zur Verantwortung jedes Teilnehmers.

Obwohl der Gruppenleiter die zusätzliche Aufgabe hat, sich der Gruppe-als-Ganzes und wie die Teilnehmer »darauf« reagieren, bewußt zu sein, wie die Gruppe ihre Problemlösungsfähigkeiten verbessern kann,

wie »epidemische« Emotionen die Gruppe infizieren können und so weiter, darf er sich von diesen Phänomenen nicht übermäßig faszinieren lassen, um nicht das Individuum aus dem Blick zu verlieren. Es gibt Belege dafür, daß die Hervorhebung der Gruppe-als-Ganzes, ohne sich Einzelnen zu widmen und ohne ein Ambiente, das Einfühlung und Wertschätzung enthält, nicht nur ungünstig, sondern geradezu schädlich für die Teilnehmer sein kann (Colson & Horwitz, 1983).⁽¹⁰⁾

Die Sensitivität des Leiters muß also auf die Einzelnen und ihre Wechselbeziehungen im Kontext der Gruppe-als-Ganzes gerichtet sein. Durch diese un-geteilte Aufmerksamkeit fördert der Leiter die Gruppe und bringt sie voran. Das folgende Beispiel illustriert den Wert dieser Aufmerksamkeit und auch die Tatsache, daß ein anderes Gruppenmitglied oft hilfreicher ist als der designierte Gruppenleiter.

Am Anfang der Gruppe war der Leiter aktiv, und die Gruppe machte in der üblichen Weise Fortschritte. Es gab persönliche Explorationen, bei denen der Leiter den Teilnehmern unmittelbar begegnete. Es hatte auch Begegnungen zwischen Gruppenmitgliedern gegeben, die er ebenfalls förderte. Dann begann eine Frau zu sprechen. Sie erzählte ihre Geschichte voller Leidenschaft. Aber als Gruppenmitglieder nachfragten, wurde sie sehr verwirrt und widersprach dem, was sie zuvor gesagt hatte. Wie es in Gruppen oft geschieht, begannen sich einige Leute über ihre Weitschweifigkeit zu ärgern. Die Äußerungen von Ärger bei Mitgliedern der Gruppe und ihre ungeduldigen, zudringlichen Fragen erhöhten die Verwirrung dieser Frau und stellten die Gruppe vor ein Problem. Einige Teilnehmer bekamen ihre Versuche satt, unbeantwortbare Fragen zu beantworten, und warfen ihr sogar vor, den Seelenfrieden argloser Anwesender zu stören.

Andere, denen sie in ihrer Verwirrung und Verletzbarkeit leidtat, nahmen sich ihrer an und begannen sie zu verteidigen und zu trösten. Die Gruppe zerfiel in zwei Lager, zwischen denen sie den Streitapfel bildete. Noch verwirrter und verzweifelt, verkroch sie sich zitternd und blaß in eine Ecke des Raumes.

Eine Wolke der Hilflosigkeit und Frustration hing über der Gruppe. Die Teilnehmer, denen ihr Zustand der Verwirrung und Furcht Angst machte, verstummten. Die Gruppe war außerstande, weiterhin mit ihr zu interagieren; gleichzeitig konnte aber auch niemand das Thema wechseln. Die Gruppenmitglieder waren tief mit jemand verstrickt, der nicht auf sie

reagieren konnte. Es schien hoffnungslos, da einen Ausweg zu finden.

Als der Leiter sich im Raum umsah, konnte er die Verzweiflung auf den Gesichtern der Teilnehmer lesen. Dann bemerkte er Evelyn, eine kanadische Hausfrau mit zwei wohlgeratenen Kindern und einem in aller Augen idealen Ehemann. Alle Anwesenden wirkten angespannt und rutschten nervös auf ihren Sitzen herum. Evelyns Haltung drückte jedoch etwas anderes aus — Anteilnahme für den leidenden Menschen, vielleicht Furcht, Unsicherheit, einen Drang zu sprechen. Der Leiter fragte sie, ob sie etwas sagen wolle.

Das war der nötige Anstoß. »Ja, da ist etwas...«, begann sie. Sie sprach zögernd, aber mit solcher Klarheit und Anteilnahme, daß ihr die ganze Gruppe unverwandt zuhörte. Die Gruppenmitglieder waren verblüfft über die einfachen, ehrlichen, hellsichtigen Erkenntnisse, die sie aussprach. Ihre Worte gingen auf das Leiden der Frau ein, auf das Leiden der Gruppe und brachten Klarheit und Sinn in die Verwirrung. Irgendwie hatte sie verstanden, was die anderen vor ein Rätsel stellte.

Sofort war der Bann gelöst: aus gelähmten, verkrampten Individuen entstand eine entspannte und zusammenhaltende Gruppe. Ann, die Frau, die sich in ihr Schneckenhaus verkrochen hatte, erhielt einen Namen und beteiligte sich voll Klarheit und Enthusiasmus an der Diskussion. Sie war nicht verdreht. Sie hatte ein Bindeglied gegenseitigen Verständnisses zwischen sich und der Gruppe gebraucht. Evelyn hatte das dargestellt. Ann öffnete sich und wirkte jetzt selbstsicher. Sie stand mit beiden Füßen auf dem Boden, und verstand ihre vorherige Verwirrung jetzt zu deuten.

Die Gruppenmitglieder konnten nicht genau wiedergeben, was Evelyn eigentlich gesagt hatte. Obwohl es einer der förderlichsten Akte gewesen war, zu denen es in der Gruppe kam, als der Leiter im entscheidenden Augenblick Evelyns Potential erkannte, war dies bereits vergessen, als die Zusammenkünfte ein paar Tage später endeten. Woran sich alle erinnerten, das war der Augenblick, als Evelyn »die Gruppe rettete«.

Mente (1983) meint aufgrund seiner Untersuchungen von etwa vierzehn Monate dauernden personenzentrierten Therapiegruppen mit ambulanten neurotischen Patienten, daß es (neben der sorgfältigen Zusammenstellung der Gruppe) eine der Hauptaufgaben des Therapeuten sei, das empfindsamer Verständnis des Klienten zu fördern (Giesekus & Mentz, 1986). Das heißt, der Klient verweilt dann in seinem Erleben bei den Gefühlen und ihren Bedeutungen, wie sie für einen anderen Teilnehmer (bzw. ande-

re Menschen) in deren 'Anderssein' existieren bzw. sich auf diese auswirken«. Beobachtungen aus der Forschung, die sich mit dem empathischen Verständnis von Klienten befaßt, deuten darauf hin, daß die Gruppenteilnehmer ohne Hilfe des Therapeuten eine »signifikante Person« in der Gruppe auswählen und diese später auch durch eine andere ersetzen können (Mente & Spittler, 1980). Weitere Belege für den Beitrag des Klienten zur Gruppenförderung bietet Yalom (1985), der ehemalige gruppentherapeutische Patienten befragte, um herauszufinden, was sie als den »Wendepunkt« in ihrer Gruppenerfahrung mit sich ansahen. Die Befragten hätten dann jedes Mal einen Vorfall erzählt, »der stark emotional aufgeladen war und ein anderes Gruppenmitglied involvierte, selten den Therapeuten« (S. 27).

Kontroversen

Über den Nutzen und die potentiellen Gefahren einer Gruppenteilnahme gehen die Meinungen immer noch auseinander. Gibb (1971) kommt nach einer (auf dem Höhepunkt der Debatte durchgeführten) Analyse von 106 Untersuchungen im Zusammenhang mit Encounter-Gruppen zu dem Schluß: »Das Beweismaterial spricht deutlich dafür, daß intensive Gruppentrainingserfahrungen therapeutische Wirkungen haben. . . Die Forschungsergebnisse lassen eindeutig keinen Grund erkennen, warum die Teilnahme an Gruppen in irgendeiner Hinsicht beschränkt werden sollte. . . Es gibt kaum Anlaß für die verbreitete Sorge unter Laiengruppen in bezug auf die traumatischen Wirkungen des Gruppentrainings.« Batchelder und Hardy (1968) bestätigen Gibb's Schlußfolgerung mit ihrem aufschlußreichen Bericht.

Rogers (1970) machte den Versuch einer persönlichen phänomenologischen Untersuchung und studierte zu diesem Zweck die schriftlichen Aussagen von 500 Personen, die an intensiven Kleingruppen teilgenommen hatten, welche von ihm und seinen Mitarbeitern geleitet wurden. Drei bis sechs Monate nach der Teilnahme an der Gruppe wurden Fragebögen versandt. Von den 82 Prozent, die antworteten, hatten zwei Personen den Eindruck, daß die Erfahrung überwiegend schädlich gewesen sei und ihr Verhalten in einer Weise verändert hatte, die ihnen nicht recht war. Eine mäßige Zahl berichtete über keine Wirkung, und eine ebenso mäßige Zahl

sprach von einer anfänglichen Veränderung, die wieder verschwunden sei. »Die überwältigende Mehrheit«, schreibt Rogers, »gab an, daß die Gruppenerfahrungen in ihren Ergebnissen konstruktiv bzw. ein zutiefst bedeutungsvolles, positives Erlebnis gewesen sei, das eine dauerhafte günstige Veränderung in ihrem Verhalten bewirkt habe« (S. 126).

Lieberman, Yalom & Miles (1973) berichteten in ihrer Untersuchung von Encounter-Gruppen in einem Universitäts-Setting über eine alarmierende Quote negativer Auswirkungen. Trotz des Verdachts programmatischer Fehler und überzeugender Kritik (Rowan, 1975; Schutz, 1975) ist diese Studie nach wie vor eine der extensivsten und einflußreichsten zum Thema Kleingruppen. Kurz gesagt wurden von 206 Studentinnen und Studenten, die an der Untersuchung teilnahmen, 16 von den Forschern als »Verluste« eingestuft. Die ungünstigen Resultate wurden in den meisten Fällen auf unrealistische Erwartungen und psychische Probleme zurückgeführt, die die Teilnehmer in die Gruppen mitbrachten, sowie auf aggressives, zudringliches, ablehnendes Verhalten der Gruppenleiter und das Fehlen eines unterstützenden Gruppenklimas (S. 177-193).⁽¹¹⁾ Die genannten Leiterqualitäten, von denen angenommen wurde, daß sie zu den »Verlusten« beitrugen, entsprechen offenkundig nicht denjenigen, die von einem Gruppenleiter des personenzentrierten Ansatzes erwartet werden (selbst wenn er sich dieses Etikett zulegt) und ebensowenig den Bedingungen, die er oder sie in der Gruppe herbeizuführen versucht.

Ebenfalls in einem Universitäts-Setting studierten Bebout und Gordon (1972) im Rahmen einer vierjährigen Untersuchung mehr als 1000 Encounter-Gruppenteilnehmer und ihre 100 nichtprofessionellen Leiter. Die Theorien von Rogers und Jack Gibb wurden als Grundlage des Gruppenansatzes hervorgehoben. Die Ergebnisse deuten darauf hin, daß jene Gruppen die positivsten Veränderungen hervorbringen, die aus aktiven, zu eigener Initiative fähigen Mitgliedern und hilfreichen, aber nicht übermäßig zudringlichen Leitern bestehen. »Die geringste positivste Wirkung« konstatieren die Forscher »ist von Gruppen und Leitern zu erwarten, die sowohl inaktiv als auch unsensibel sind«. Über den größten Teil der Stichprobe erklärten sie: »Wir haben signifikante positive Veränderungen in fast jeder Hinsicht bei den Gruppenmitgliedern festgestellt. Die Selbstachtung steigt, das Selbstkonzept verändert sich in vielen positiven Richtungen, die Selbstverwirklichungstendenzen sind größer. . .« (S. 117). In den ersten 28 Monaten des Projekts traten bei vier Personen

»ernstzunehmende Reaktionen« auf. Dieser Untersuchung zufolge, zogen Personen, die »positiv motiviert und mit angemessenen Erwartungen« an dem Programm teilnahmen, den größten Nutzen daraus.⁽¹²⁾

Zwei mit Tonbändern arbeitende Gruppen (Gruppen ohne Leiter) brachten in der Untersuchung von Lieberman und Mitarbeitern (1973) keine Problemfälle hervor. Obwohl solche Gruppen bei den Mitgliedern weniger beliebt waren als Gruppen mit Leitern, erzielte eine der Tonbandgruppen eine der höchsten Quoten an positiver Veränderung. Lieberman (1975) führt dies auf die Tatsache zurück, daß »nichtprofessionelle Gruppen wie Tonbandgruppen weniger leiter- und stärker gruppenzentriert sind. Die Gruppe als Einheit kann sich ihre Grenzen — das ihr zuträgliche Maß an Intensität — selbst setzen« (S. 54).⁽¹³⁾ Im Falle von »leiterlosen Gruppen« und Gruppen mit »schwachen Leitern« muß man die Ursachen möglicher ausgezeichneten Resultate woanders suchen als bei den Gruppenleitern.

Nicht mangelhafte Leitung, sondern die bemerkenswerte Fähigkeit der Gruppe, Veränderungen herbeizuführen, könnte sich paradoxerweise als ihre größte Gefahr erweisen. Gruppentherapie könnte in bestimmten Gesellschaften als ein Konditionierungsverfahren mißbraucht werden. Es ist keine Seltenheit, daß Regierungen ihren Bürgern vorschreiben, an kleinen Gruppen teilzunehmen, um zu lernen, die Gesellschaft zu verändern oder sie in der »richtigen« Richtung zu unterstützen (Whyte, 1974). Auf den Philippinen wurde mir 1978 ein als vorbildlich geltendes Regierungsinstitut vorgeführt, an dem, wie man mir stolz erklärte, »personenzentrierte Ansätze« zur Indoktrinierung hoher Regierungsbeamter benutzt wurden.

Wir dürfen nicht unterlassen, etwaige Gefahren zu erwähnen, die sich durch die Arbeit mit Kleingruppen ergeben können. Bei personenbezogenen Ansätzen besteht aufgrund ihrer Verwurzelung in wesentlichen Lebensprozessen und ihrer umfassenden Anwendungsmöglichkeit die Gefahr der Entstehung einer »gläubigen« Anhängerschaft.

Frank (1961) präsentiert einen Überblick über Missionierungstechniken und Methoden der »Gehirnwäsche«, die benutzt werden können, um Gruppenmitglieder unter Kontrolle zu halten: »Zu den Mitteln, durch die (beim Trainee) Veränderungen herbeigeführt werden, zählen eine bestimmte Art von Beziehung und bestimmte Formen systematischer Aktivitäten bzw. Rituale. Das Wesentliche der Beziehung besteht darin, daß (der Trainer) große Mühen aufwendet, um Veränderungen im körperli-

chen Zustand (des Trainees) oder in dessen Einstellungen herbeizuführen, die er als günstig erachtet. Das systematische Verfahren besteht in der Regel aus der Anwendung von Mitteln zu emotionaler Erregung, oft bis zum Punkt der Erschöpfung. Dies kann höchst unangenehm sein, aber es geschieht im Kontext von Hoffnung und potentieller Unterstützung durch (den Trainer) und die Gruppe . . . ; von (dem Trainee) kann erwartet werden, daß er seine Vergangenheit in mehr oder weniger Einzelheiten Revue passieren läßt, unter Hervorhebung von Anlässen, bei denen sein Verhalten den Maßstäben der jeweiligen Weltanschauung nicht genügte. Auf diese Weise werden Schuldgefühle mobilisiert, die nur durch Geständnis und Buße getilgt werden können. Dies dient dazu, ihn von seinen früheren Verhaltensmustern und sozialen Kontakten wegzubringen, und erleichtert seine Aufnahme durch die Gruppe, welche die Ideologie repräsentiert, zu der er bekehrt werden soll.«

Man sieht, wie genau diese Beschreibung auf viele Gruppenaktivitäten zutrifft. Das bedeutet nicht, daß die Arbeit mit Gruppen aufgegeben werden sollte. Es bedeutet, daß dieselben Methoden und unspezifischen Faktoren der Veränderung bei den verschiedensten Aktivitäten mit höchst unterschiedlichen Zielen eine Rolle spielen. Es unterstreicht die Notwendigkeit, daß wir diese Faktoren verstehen lernen und die gruppentherapeutischen Ziele und Praktiken noch klarer machen.

Eine Einschränkung der Gruppentherapie, die sich aus diesen Beispielen ergeben könnte, ist die folgende: die Fixierung auf die Mittel zur Herbeiführung von Veränderungen kann die Auseinandersetzung mit den höheren Zielen der Gruppentherapie in den Hintergrund drängen. Es besteht die Gefahr (auch im Leben einer Gruppe), daß die neue Kultur bzw. neue Technik oder neue Theorie als »die Wahrheit« angesehen wird. Bei der Weitergabe an die nächste »Generation« könnte es dann geschehen, daß nicht mehr die Selbstentfaltungstendenz der Betroffenen freigesetzt wird, um die Entwicklung eines vollständigen Menschen zu fördern, sondern daß die Gruppenerfahrung einfach zu einer anderen Form der Konditionierung und zu neuen Selbstfixierungen führt. Coulson (1980) wurde von einem Teilnehmer in einer Gruppe gefragt: »Warum müssen wir personenzentriert sein, können wir nicht tun, was wir wollen?« Coulsons Rat in diesem Zusammenhang lautet: »Vielleicht können wir eine unentfremdete Erlebnisfähigkeit anpeilen, von der sich bei manchen herausstellen mag, daß sie der gerade modernen Definition erfolgreicher Therapie ent-

spricht, während andere in einer Weise davon profitieren könnten, die uns vielleicht nie bewußt wird«.

Die Integrität eines wahrhaft personenzentrierten Prozesses wird nicht in den Formen von Therapie gewahrt werden können, sondern in der Selbstentfaltungstendenz als solcher. Der Leiter und die Gruppenteilnehmer müssen die Bereitschaft haben, ihre eigenen Theorien über Bord zu werfen, sogar davon abzugehen, »was letztes Mal funktionierte«, um innerhalb des jeweiligen Rahmens zu arbeiten, der es ihnen gestattet, einen kreativen Weg zu verfolgen, der sich vor ihnen auftut.

In Harmonie mit der evolutionären Tendenz eines immensen und geheimnisvollen Universums zu leben, wird zwangsläufig ständig gegen unsere bescheidenen Vorstellungen von Gruppenförderung und wirksamer Gruppentherapie verstoßen. Die Einschätzung ihrer Begrenzungen muß in Einklang mit den Zielen der Gruppe, den Zielen ihrer einzelnen Mitglieder und den Wertvorstellungen der Gesellschaft ständig revidiert werden.

Ethische Überlegungen

Worin besteht die implizite ethische Position des personenzentrierten Gruppenleiters? Da der personenzentrierte Leiter wie jeder andere Mensch seine Gefühle, Meinungen und Unvollkommenheiten in die Gruppe mitbringt, besteht das Besondere seiner Rolle darin, daß er derjenige ist, der die Zusammenkunft initiiert, und nicht der Experte mit einem Fundus an Wissen, das er an andere weitergibt. Durch diesen Standpunkt vermeidet man viele der ethischen Probleme, die entstehen, wenn sich die Gruppenmitglieder auf eine Autorität beziehen, die außerhalb der menschlichen Interaktion steht und für sie Entscheidungen und Urteile trifft. »Die Gruppe ist in einer besseren Lage für vielseitiges, lebensnahes Lernen«, meint Coulson, »wenn der Gruppenleiter in derselben Situation ist wie sie, als wenn er eine Ausnahme bildet, sich zurückhält, und die Teilnehmer in Regionen aussendet, die er noch nicht erforscht hat . . . , oder für deren Erforschung er nicht bereit ist, die Konsequenzen zu tragen« (1972, S. 78).

Ebensowenig wie sich der Leiter hinter einer Rolle der Autorität verstecken kann, wird er sich vor einer ethischen Verantwortung drücken können, indem er sich als »bloßer« Teilnehmer gibt. Der Berufsstand des

Psychotherapeuten hat in den meisten Teilen der Welt klare Richtlinien, an die der gewissenhafte Gruppenleiter gebunden ist. Diese Richtlinien sind gewöhnlich allgemein gehalten und behindern die Ziele des Therapeuten nicht. So hat zum Beispiel die American Psychological Association (1973) eine Richtlinie zur Durchführung von »Wachstumsgruppen« in den Vereinigten Staaten erlassen. In der Einführung dazu heißt es: »Die Richtlinien maßen sich nicht an, professionelle Verfahrensweisen oder Techniken zur Anwendung in einer Gruppe zu spezifizieren bzw. zu empfehlen, sondern wollen den Psycholog / in / nen, die Gruppen anbieten, nur helfen, sich in einer Weise zu präsentieren, die ethisch vertretbar ist und die Gruppenteilnehmer / innen vor Schaden bewahrt«.

Es wird vorgeschlagen, daß der Gruppenleiter den künftigen Gruppenteilnehmern eine schriftliche Erklärung aushändigt. Diese sollte unter anderem den Zweck der Gruppe, die zu benutzenden Techniken, allgemeine und fachspezifische Ausbildung und Erfahrung des Leiters, die Gebühren und den Grundsatz der Vertraulichkeit enthalten.

Die Teilnahme an einer Gruppe sollte freiwillig und ohne Druck erfolgen; der Gruppenleiter sollte Auswahlgespräche durchführen, um die Eignung der Teilnehmer für die Gruppe festzustellen. Wenn die Gruppe pädagogischen Zwecken dient, dann übernimmt der Leiter die Aufgaben eines Pädagogen; ist sie therapeutischer Art, dann die eines Gruppenpsychotherapeuten einschließlich Konsultationen mit anderen Fachleuten, die mit einem Teilnehmer zu tun haben, vor und nach der jeweiligen Gruppe.

Generell kann man sagen, daß jedes Verhalten bzw. jede programmatische Absicht des Gruppenleiters, die dem therapeutischen Fortschritt eines Teilnehmers schadet oder diesen ausbeutet, unethisch wäre. Da dies in manchen Fällen schwierig zu beurteilen ist, bedarf es einer besonderen Wachsamkeit seitens des Gruppenleiters.

Der Leiter sollte sich auch der moralischen Maßstäbe des Gemeinwesens und seiner juristischen Verhaltensanforderungen bewußt sein. Was den Grundsatz der Vertraulichkeit betrifft, so hat zum Beispiel das Oberste Gericht von Kalifornien bestimmt, daß ein Therapeut jede Person verständigen muß, gegen die sein Klient Drohungen ausgesprochen hat, während er andererseits nicht verpflichtet ist, die Angehörigen eines Klienten zu warnen, falls dieser mit Selbstmord gedroht hat.

Die Ethik der »Nachbehandlung« ist ebenfalls einer Erörterung wert.

Wenn die Gruppe ausdrücklichen therapeutischen Zwecken dient, ist eine Nachuntersuchung angebracht und wünschenswert, da die Gruppenerfahrungen »die Teilnehmer öffnen« und die Notwendigkeit besteht, »Veränderungen zu integrieren«. Dient die Gruppe dagegen pädagogischen Zielen, dann ergibt sich ein etwas anderes Bild. Nachuntersuchungen mögen dann in manchen Fällen angebracht sein, in vielen sind sie jedoch fragwürdig. Verstärkungen durch die Gruppenbehandlung zustandegekommener *verbessertes* Verhaltensweisen sind *eine* Sache, die Anwendung auf neue *Wahrnehmungen*, die in einem pädagogischen Gruppenrahmen erworben wurden, dagegen eine andere. Häufig stehen diese neuen Wahrnehmungen in Widerspruch zu der gewöhnlichen Realität des Gruppenteilnehmers. Die Gruppenwerte widersprechen den Familienwerten, den Karrierewerten oder den sozialen Werten im Leben des Teilnehmers. Diese Sichtweisen durch regelmäßige »Unterstützungsgruppen« zu verstärken und die faszinierenden emotionalen Zustände fortzusetzen, die in der Gruppe entstehen, könnte die Betroffenen an ein Wertesystem binden, das nicht in ihrem wohlverstandenen Interesse liegt.

Religiöse Sekten und andere Organisationen, denen es darum geht, Anhänger für ihre Sache zu gewinnen, tun genau dies: sie erzeugen eine emotionale Erfahrung, bekehren den Teilnehmer zu ihren Werten und verstärken diese Werte durch regelmäßige Indoktrinierung. Den Teilnehmer dann zu hindern, seine intensiven Erlebnisse in sein normales Leben zu integrieren und deren Bedeutung einen Platz im größeren Kontext finden zu lassen, könnte unethisch sein.

Zusammenfassung

Die Kleingruppe für die personenzentrierte Psychotherapie bzw. Encounter unterscheidet sich von anderen Zusammenkünften von acht bis zwölf Personen insofern, als sie weder Organisation noch Tagesordnung noch zur Diskussion vorgesehene Themen aufweist und weder Probleme lösen noch Entscheidungen treffen will. Obwohl sie sich nicht unter ein Thema stellt, dient die Gruppe nicht der bloßen Geselligkeit und Plauderei. Die Gruppenmitglieder selbst sind das Thema. Sie erhalten in der Regel eine seltene Gelegenheit, in einer zutiefst aufrichtigen und relativ unzensurierten und subjektiven Weise zueinander in Beziehung zu treten.

Die verbalen Interaktionen zwischen den Gruppenmitgliedern unterscheiden sich von den Diskussionen in anderen pädagogischen Settings. Die Gruppenmitglieder äußern sich selbst direkt und versuchen, ihr eigenes Verhalten, ihre Gedanken, Einstellungen und Gefühle gegenüber den anderen Teilnehmern zu verstehen. Die Gruppenmitglieder tolerieren einander nicht bloß, sie äußern auch ihre spontanen Reaktionen. Sie sind beteiligte Zuhörer. Gewöhnlich ist jemand da (nicht immer der designierte Leiter), der dem Sprecher oder der Sprecherin sensibles Verständnis entgegenbringt und einfühlsam auf ihn oder sie reagiert und ihm oder ihr auf diese Weise hilft, klarer zu verstehen, was unmittelbar relevant für ihn oder sie ist. Der offene und ehrliche Austausch von Gedanken, Gefühlen, Phantasien und persönlichen Erfahrungen durch die Gruppenmitglieder kann nicht nur eine größere Selbst-Bewußtheit, sondern auch eine gesteigerte Selbstachtung zur Folge haben: Man betrachtet sich nicht länger als anders aufgrund seiner speziellen Schwächen, sondern als *einzigartig* dank seiner persönlichen Stärken. (Wir Menschen sind selten so gut, wie wir uns einbilden, aber vielleicht besser, als wir meinen.)

Zweifelloos beeinflussen dieselben mit dem Therapeuten und dem Klienten verknüpften Faktoren, die den Erfolg der Zweiergruppe beeinflussen, auch die Kleingruppe. In der Innenwelt des Menschen ist die Fähigkeit zur Selbstheilung, zum Wachstum bis zur Vollständigkeit ebenso zu finden, wie die Mittel, um das eigene Leben verlässlich zu steuern. Das eigene unmittelbare Erleben, die lebendige Einsicht, ist eine fähige Autorität, auf die man zurückgreifen kann, um dem Sinn des eigenen Lebens näherzukommen. Eine Kleingruppe bietet dieselbe Chance der Selbstheilung und Selbsterkenntnis wie die Einzeltherapie. Die Teilnehmer erhalten Gelegenheit zur Katharsis, zur Beseitigung der Störungen von Geist, Seele und Körper, zur Neuformulierung ihrer Werte und ihres Selbstkonzepts und zur Hoffnung.

Die Kleingruppe kann jedoch auch die zwischenmenschliche Kommunikation und das Verständnis anderer fördern, sie gestattet der Person, Intimität zu erleben, neue Wahrnehmungen des Selbst im Verhältnis zu anderen zu formulieren, sich unmittelbarer Gefühle gegenüber anderen bewußtzuwerden und sie offen und ehrlich zu äußern.

Darüber hinaus bietet die Kleingruppe dem Einzelnen Gelegenheit, sich seiner Beiträge zum Muster und den Konsequenzen der Interaktionen zwischen den Teilnehmern — das heißt, dem Verhalten der Gruppe — be-

wußtzuwerden. Er kann etwas über seine Beziehung nicht nur zu sich selbst und anderen, sondern auch zur Gruppe-als-Ganzes lernen. Auf diese Weise wird die Gruppe gewissermaßen »bewußt« und fähig zu »lernen« und damit effizienter, gerechter und weiser zu handeln. In diesem Sinne wird vieles, was in der Regel abstrakt bleibt wie Gesellschaft und Kultur und was in der Einzeltherapie nur eine mittelbare Rolle spielt, im Gruppensetting unmittelbar tangiert.

Obwohl die Kleingruppe ebenso wie viele andere Initiativen zu persönlichen Profitzwecken ausgebeutet werden kann oder durch inkompetente Leitung den menschlichen Geist trivialisieren könnte, vermag sie, richtig eingesetzt, auch die Erfahrung der besten menschlichen Möglichkeiten zu vermitteln. In beiden Aspekten steht sie nicht im Widerspruch zum Leben selbst. Die Liberalität, der gute Wille, die Echtheit und Sensibilität, die Einfühlung und Akzeptanz, der Mut und die Intelligenz des Leiters und der Teilnehmer bestimmen den Erfolg der Gruppe.

In der personenzentrierten Gruppe werden somit der Leiter und schließlich auch die Teilnehmer / innen nicht nur des Einzelnen gewahr — indem sie in eine lebendige Beziehung zu ihm eintreten — sondern auch der *Beziehung* zwischen Einzelnen und der *Gruppe-als-Ganzes*. Der Leiter wirkt fördernd auf das von der Gruppe geschaffene Umfeld ein, um den Gruppenteilnehmern die besten Lernmöglichkeiten zu bieten. Echtheit, Akzeptanz und Empathie sind ebenso wie in der Zweiergruppe vorhanden, wenn auch häufig in völlig anderer Form.

Die Gruppenmitglieder leisten einen erheblichen Beitrag zur Gestaltung einer fruchtbaren Gruppenerfahrung. Die Teilnehmer sind nicht anwesend, bloß um von anderen benutzt zu werden oder andere zu benutzen. Sie sind nicht »Material« für den therapeutischen Prozeß, sie *sind* der Prozeß. Über die Wirkung anderer Teilnehmer sowie anderer Aspekte des Settings (einschließlich der Zusammensetzung der Gruppe und des Wechselspiels mit der Kultur) auf erfolgreiche Gruppen muß noch viel mehr in Erfahrung gebracht werden.

Anmerkungen

- ⁽¹⁾ Mente & Spittler (1980) vertreten die Auffassung, daß acht die optimale Zahl neurotischer Patienten ist, mit denen in der Bundesrepublik Deutschland ambulante Gruppenpsychotherapie betrieben wird.
- ⁽²⁾ Der »Verschlechterungseffekt« ist ein Begriff, der auf die folgende Entdeckung angewandt wurde: als behandelte und unbehandelte Gruppen von Patienten in Einzeltherapie miteinander verglichen wurden, stellte sich heraus, daß die behandelte Gruppe eine größere Variabilität hinsichtlich der Kriterien für die Veränderung aufwies als die unbehandelte; dennoch zeigten die beiden Gruppen (Behandelte und Unbehandelte) insgesamt ein ähnliches Maß an Veränderung. Die vorgeschlagene Interpretation lief darauf hinaus, daß sich manche Patienten durch psychotherapeutische Behandlung bessern, während sich andere verschlechtern (Bergin, 1971).
- ⁽³⁾ So widerwärtig einem dieser Zwang erscheinen mag, so sollte er doch nicht unterschätzt werden. Man denke nur an die Langlebigkeit von Initiationsritualen in Burschenschaften trotz ihrer anhaltenden Risiken (Cialdini, 1985).
- ⁽⁴⁾ Menschen, die sich in einer Situation kennenlernen, in denen sie Angst haben bzw. in Gefahr sind, neigen eher dazu, die Erregungsgefühle, die sie verspüren, als erotische Anziehung anderer Anwesender zu deuten (Dutton & Aron, 1974).
- ⁽⁵⁾ Eine anregende und informative Erörterung idiosynkratischer Empathie findet sich bei Bozarth (1984).
- ⁽⁶⁾ Die scharfsinnige Bemerkung: »gar kein Verständnis ist besser als ein Mißverständnis« wird Theodore Reik zugeschrieben (Grotjahn, 1983).
- ⁽⁷⁾ Siehe Troemel-Ploetz (1980) für weitere Analysen der paradoxen Aspekte solcher Erfahrungen.
- ⁽⁸⁾ Gefilmte Gruppen wurden wann immer möglich als Beispiele gewählt, damit auch die Leser die Episoden in ihrem Kontext sehen können, der den emotiona-

len Inhalt realistischer vermittelt. Andere Beispiele stammen aus den persönlichen Erfahrungen des Autors oder Berichten von Kollegen.

- ⁽⁹⁾ Aus dem Dokumentarfilm *Nova*, der am 29. November 1981 im amerikanischen Fernsehen gezeigt wurde.
- ⁽¹⁰⁾ W.R. Bion (1959), der als erster diesen Weg der Gruppenarbeit beschriftet und dessen Gruppen zweifellos hilfreich *waren*, hat eine der realistischsten Darstellungen, die mir bekannt sind, über Gruppen mit einem Facilitator geschrieben, der nicht die Rolle des Gruppenleiters spielt.
- ⁽¹¹⁾ Da ihre Forschungen über »Verluste« in Encounter-Gruppen auf einer Universitätspopulation basiert und da bei einem Universitätsstudium gewöhnlich eine beträchtliche Zahl von Ausfällen und »Verlusten« auftritt, fragt man sich, in welchem Verhältnis die Verlustquote der Gruppen zu der allgemeinen Verlustquote der Universität (bei Verwendung derselben Kriterien) steht.
- ⁽¹²⁾ Über weitere Untersuchungen von personenzentrierten Ansätzen in der Gruppenpsychotherapie siehe: Eckert, J.; Biermann-Ratjen, E.M. (1985) Stationäre Gruppenpsychotherapie: Prozesse-Effekte-Vergleiche. Berlin: Springer.
- ⁽¹³⁾ Obgleich sowohl Gruppen mit Leitern als auch solche ohne gute Resultate gezeigt haben, wurde nachgewiesen, daß abwechselnde Zusammenkünfte einer Gruppe mit und ohne Leiter eine störende Auswirkung auf manche Patienten haben (Parloff & Dies, 1977). Die *Art und Weise*, wie die Zusammenkünfte abwechseln, könnte dabei entscheidend sein (Mente & Spittler, 1980).

Große Gruppen: Lerngemeinschaften

Ein Großgruppen-Workshop: Eine Lerngemeinschaft

Damit die Menschen nicht mit zuvielen Dingen belastet würden, gaben wir ihnen Reihenfolge, Schluß, den vielgestaltigen Tag und die einförmige Nacht. Wir verliehen ihnen auch die Gabe, mit bestimmten Varianten zu experimentieren.

Eine japanische Gottheit (Jorge Luis Borges)

Im Spätsommer 1973 wurde ein personenzentrierter Ansatz für Großgruppenarbeit — Lerngemeinschaften — lose skizziert.⁽¹⁾ Ursprünglich waren für 1974 zwei Programme vorgesehen. In jedem folgenden Jahr bis 1980 wurde ein solcher Workshop einberufen. Dutzende ähnlicher Veranstaltungen, inspiriert von der ursprünglichen Programmserie, wurden daneben abgehalten.⁽²⁾ Ich persönlich habe bisher an mehr als fünfzig solchen Gruppen in Nord- und Südamerika, Europa und Asien teilgenommen.

Die Zahl der Teilnehmer an diesen Großgruppen oder Workshops, wie man sie auch nennt, schwankte zwischen 40 und 2000; am häufigsten waren es etwa 100 Personen. Die Teilnehmer kamen aus verschiedensten Berufen, am stärksten vertreten waren jedoch Psychologen, Pädagogen und helferorientierte Personen. Die Workshops, bei denen die Teilnehmer gewöhnlich unter einem Dach wohnten, fanden auf einer ausgedehnten abgewirtschafteten Kaffeeplantage in Südamerika, in einem Urlaubshotel in Südostasien, in den Marmorhallen eines europäischen Klosters, auf

baumbestandenem Universitätsgelände und in Studentenwohnheimen in Nordamerika und in Dutzenden von anderen Umgebungen statt. Die kürzeste dieser minimal strukturierten Veranstaltungen dauerte einen Tag, die längste zwanzig, gewöhnlich aber haben sie eine Dauer von etwa zehn Tagen.

Das Ziel der ersten Workshops war, jene Formen der sozialen Interaktion, basierend auf Respekt für das Individuum, herauszufinden, die in einer problematischen Situation die »weiseste« kollektive Handlungsweise ergeben würde. Eines der ersten Themen, die von diesen Großgruppen aufgegriffen wurden, war: »Wie muß man sich an Ort und Stelle persönlich verhalten, um die Selbstentfaltung und das persönliche Wachstum zu fördern, ohne daß dies in Widerspruch zum Wohl der Menschheit steht, sondern im Gegenteil zu diesem Wohl beiträgt?«

Als die Organisatoren diese ehrgeizige Aufgabe in Angriff nahmen, wollten sie nicht ihre persönlichen Inkompetenzen erhöhen, indem sie sich auf Gebiete wagten, auf denen sie unerfahren waren, und ebensowenig beabsichtigten sie die Errichtung einer neuen Kosmologie. Ihr ursprüngliches Anliegen war lediglich, eine große Gruppe interessierter Menschen zusammenzubringen, die durch unmittelbare Erfahrung die Relevanz der Grundsätze untersuchen sollten, die in der Praxis der klientenzentrierten Therapie entwickelt worden waren. Die resultierenden Großgruppen-Workshops wurden als »ein personenzentrierter Ansatz« bezeichnet, ein Terminus, der später für alle derartigen Veranstaltungen verwendet wurde.

Die personenzentrierten Workshops installierten das Großgruppentreffen (Plenum) als Herzstück ihrer Aktivitäten und nicht als einen peripheren Aspekt. In bemerkenswertem Gegensatz zu den strukturierten Encounter-Gruppen-Programmen wurde das Format dieser personenzentrierten Workshops von den Teilnehmern selbst festgesetzt, die die Aktivitäten planten, die Veranstaltungen zeitlich festlegten und sogar ihre eigenen *Teilnahmegebühren* erfolgreich selbst bestimmten, und zwar abhängig von ihrem jeweiligen persönlichen Einkommen (Rogers et al., 1986).

Die ersten Workshops wurden in einem Geist der Neugier und des Abenteuers organisiert. Die Veranstalter wollten etwas Nützliches tun, um zu einem neuen Verständnis ihrer Arbeit in der Therapie und im Bildungswesen zu gelangen. Die Teilnehmer wurden mit derselben Entdeckerfreude eingeladen und beteiligten sich auch in diesem Geist. Sie waren nicht Ver-

suchspersonen in einem Experiment, Studenten in der Ausbildung oder Zuhörer einer Konferenz, sondern Kollegen, die gleichberechtigt mit den Organisatoren an einer Lerngemeinschaft teilnahmen.⁽³⁾ Dieser Beginn erleichterte zweifellos, gemeinsam Probleme zu lösen, und setzte die Gruppe besser in den Stand, sich im Laufe des Workshops mit Krisen auseinanderzusetzen und sie zu beheben.

Die Organisatoren der Großgruppe: Der Mitarbeiterstab

Die Hauptfunktion der Veranstalter dieser Großgruppen-Workshops war, die Zeit und den Ort festzusetzen, den ursprünglichen Zweck der Veranstaltung zu formulieren und die Teilnehmer einzuladen. Da den Organisatoren nicht primär eine psychologische Veranstaltung vorschwebte, wurde Vielfalt durch die Beteiligung von Personen aus den verschiedensten Berufen, ökonomischen Schichten, Rassen und Lebensstilen angestrebt.

Die Bewerber wurden informiert, was sich die Veranstalter von dem Programm versprachen und welchen Zwecken die Zusammenkunft diene. Die Interessenten wurden ihrerseits aufgefordert, sich schriftlich um die Zulassung zu dem Workshop zu bewerben. Sämtliche Mitarbeiter studierten jede einzelne Bewerbung. Die Erwartungen jedes Bewerbers wurden mit den Annahmen verglichen, die die Veranstalter für realistisch hielten. Auf diese Weise wurde erreicht, daß Teilnehmer und Veranstalter dieselben Erwartungen hegten.

Wenn die Organisatoren den Eindruck hatten, daß ein Bewerber zu den Zielen der Gruppe beitragen und aus dieser Erfahrung Nutzen ziehen könnte, dann wurde er angenommen. Zweifellos hatten sowohl die Teilnehmer als auch die Veranstalter die vielfältigsten Erwartungen, und nicht alle wurden schriftlich oder auch nur mündlich formuliert bzw. manche waren den Betroffenen vielleicht gar nicht bewußt. Ebenso wie in der Zweiergruppe und der Kleingruppe einigten sich die Veranstalter und die Teilnehmer darauf, an einem gemeinsamen Ziel zu arbeiten: »durch unmittelbare Erfahrung in einer Großgruppe die Gültigkeit der Grundsätze zu überprüfen, die aus der Praxis der klientenzentrierten Therapie abgeleitet wurden«. Wahrscheinlich bedeutet diese Formulierung für jeden Teilnehmer etwas anderes, aber alle sind sich darin einig, daß sie *etwas* zu-

sammen tun wollen. »Wir sitzen alle im gleichen Boot; sehen wir zu, was wir zustandebringen können« — so in etwa könnte man die Einstellung formulieren, die einer verbreiteten Erwartung entspricht. »Es kann sein, daß wir erst im nachhinein erfahren werden, was dieses 'Etwas' ist.« Am Anfang mag diese gemeinsame Erwartung und das natürliche biologische Band, die ihren Herzschlag im Dialog vereinen, die einzige Verbindung zwischen den Teilnehmern sein.

All jene, deren Erwartungen radikal von dem abwichen, was vernünftigerweise von dem Workshop zu erwarten war, wurden nicht angenommen und stattdessen auf alternative Projekte verwiesen, die ihren Zielen eher zu entsprechen schienen. Niemand wurde aufgrund von Alter, Geschlecht, Rasse, Religion, politischer Einstellung oder mangelnder Zahlungsfähigkeit abgelehnt.

Für diese Großgruppen-Workshops wurde ebensowenig wie für Encounter-Gruppen der Anspruch erhoben, daß sie Psychotherapie seien. Die Workshops hatten häufig eine therapeutische Wirkung, aber sie wurden nicht als Therapie angekündigt bzw. beabsichtigt. Tatsächlich war der häufigste Grund für die Ablehnung eines Interessenten an einem Großgruppen-Workshop, daß er Therapie *erwartete*. Wenn dieses Ziel genannt wurde, dann verwies man den Betreffenden an einen Psychotherapeuten in seiner Gegend.

Die Möglichkeit, Erwartungen zu erforschen, stand immer offen. Während des Workshops führen die Teilnehmer mit Unterstützung der Veranstalter fort, sich zu fragen: »Ist dies die richtige Erfahrung für mich?«, »Was bringt mir das?«, »Was lerne ich?«, »Was werde ich für mich mit nach Hause nehmen?«

Die Veranstalter achteten auch auf kleine Details in dem Bestreben, den Teilnehmern, zu denen sie sich auch selbst zählten, bei der Gestaltung ihrer eigenen Erfahrung soviel Freiheit wie möglich zu gestatten. Große Sorgfalt wurde auf die Wahl der Unterkünfte und Versammlungsräume (im Hinblick auf Ungestörtheit und leichte Erreichbarkeit), auf das Essen (mit vegetarischen Alternativen), auf die Kinderbetreuung, die Transportmittel und ein Kommunikationsnetz aufgewendet, um alle informieren zu können.

Bevor sie sich für oder gegen Bewerber entschieden, fragten sich die Mitarbeiter: »Ist diese Entscheidung förderlich oder schädlich für diese Person?« Die Veranstalter wollten keine Entscheidungen treffen, die die

individuelle Freiheit eingeengt hätte, auch wenn es um trivial erscheinende Dinge ging (zum Beispiel, ob man Teilnehmern Zimmer zuweisen oder sie selbst wählen lassen sollte).

Auf der anderen Seite wollten aber die Veranstalter, die unter anderem daran interessiert waren, keine Verwirrung und Ineffizienz zu provozieren, auch simple Entscheidungen nicht vernachlässigen, die, wenn man sie der Großgruppe überlassen hätte, diese in hoffnungslose und chaotische Immobilität gestürzt hätten. So mußten zum Beispiel die Mahlzeiten mit der Universität oder der betreffenden Institution abgestimmt werden, die Gastgeberin des Workshops war. Nötigenfalls veränderten die Teilnehmer später diese Entscheidungen der Mitarbeiter in Einklang mit den wechselnden Bedürfnissen der Gruppe.

Sobald die Teilnehmer eintrafen und schließlich in einem Raum miteinander waren und »sich im Blick hatten«, wurden die Beratungen von einem gruppencentrierten Prozeß gesteuert. Die Veranstalter hörten auf, in einer permanenten Führungsrolle zu fungieren. Ihren Einfluß (der allerdings zweifellos durch frühere Assoziationen mit Macht gefärbt war), machten sie danach nur noch als beteiligte Gruppenmitglieder geltend. Sie hielten sich nicht als Direktoren, Berater oder Encounter-Gruppenleiter abseits, sondern mischten sich als vollwertige Mitglieder enthusiastisch in das Geschehen.

Die Weigerung der Veranstalter, Führungsrollen zu übernehmen, löste verschiedene Reaktionen aus. Die Teilnehmer fühlten sich durch diese Haltung manchmal in Stich gelassen, betrogen, manipuliert und verwirrt. In anderen Fällen wurde die ganz normale Teilnahme der Mitarbeiter fälschlich als eine »Vorbild-Intervention« gedeutet: »Ich tue, was mir wichtig ist; *du* solltest mich nachahmen und tun, was dir wichtig ist; auf diese Weise kommt eine Gemeinschaft zustande«. Aber gewöhnlich war es keine geplante Intervention mit einer beabsichtigten Wirkung, sondern die Mitarbeiter verhielten sich so, wie sie normalerweise waren, vielleicht ein bißchen stärker darauf bedacht, die Dinge vom Standpunkt des anderen zu sehen, und mit etwas mehr Enthusiasmus für die Teilnahme an der Verwirklichung einer effizienten und »weisen« Gruppe.

Das sensible, einfühlsame Zuhören des Therapeuten kann sich in der Zweiergruppe durch einen intimen Dialog mit dem Klienten äußern, bei dem er dem roten Faden der »eigentlichen Bedeutung« für den Klienten folgt. In der Kleingruppe schließt das sensible Zuhören des Leiters auch

diejenigen ein, die gerade nicht im Mittelpunkt der Gruppenaufmerksamkeit stehen, manchmal, um ihnen Gelegenheit zur Selbsterforschung zu geben, manchmal, um ihre intuitiven Erkenntnisse zu hören. Die Aufmerksamkeit des Leiters richtet sich ebenso auf Kommunikationen zwischen Kleingruppenmitgliedern wie auf deren innere Vorgänge. In der Großgruppe kann sich die sensible Aufmerksamkeit der Veranstalter auch auf die Verhaltensmuster der Gruppe richten. Was tut sie jetzt als ein Ganzes? Welche Bedeutung hat diese Strömung? Was wird vermieden? Welche Konsequenz hat diese Aktion?

Die Wirkung von Empathie ist verblüffend — ob sie nun von einem Einzelnen oder von einer Gruppe kommt. In einer Gruppe von 250 Personen sprach ein Mann über seine durch die Emigration bedingte Einsamkeit. Mitglieder der Gruppe, Bürger seines neuen Landes, äußerten einfühlendes Verständnis, und sein Blutdruck fiel sofort von der besorgniserregenden Höhe von 205 / 115 und 130 Herzschlägen pro Minute, während er über seine Einsamkeit sprach, auf 115 / 55 und 60 Schläge pro Minute, als er den anderen zuhörte, die ihr Verständnis dafür ausdrückten, wie er sich fühlen müsse (Lynch, 1985, S. 178).

Die nicht wertende Akzeptanz des Therapeuten kann sich in der Zweiergruppe dadurch äußern, daß er alle Gefühle des Klienten — positive wie negative — annimmt, ohne über ihre Wichtigkeit zu urteilen. In der Kleingruppe kann diese Haltung das Annehmen der Forderung eines Gruppenmitglieds, ihn »so sehen zu wollen, wie er wirklich ist«, einschließen. Oder was das Annehmen des ungeschickten und manchmal chaotischen Verhaltens der Gruppe angeht: Der Therapeut vertraut darauf, daß der Einzelne die Fähigkeit zur Selbstheilung, zur Entfaltung, zur Steuerung des eigenen Lebens und zum Beitrag zur Gruppe besitzt. In der Großgruppe jedoch ist es dem Veranstalter vielleicht nicht möglich, auf jede Person in vorhersagbarer Weise zu reagieren und Akzeptanz für jeden Akt zu äußern. Seine urteilsfreie Akzeptanz kann er dadurch ausdrücken, indem er »der Gruppenweisheit vertraut«. Er tritt Autorität an die Gruppe ab und durchlebt denselben Prozeß, den alle anderen Teilnehmer durchleben. Die Veranstalter äußern ihre Akzeptanz, indem sie möglichst viele Entscheidungen, die die Teilnehmer persönlich betreffen, den Teilnehmern selbst überlassen. Dies ist keine *Laissez-faire*-Haltung. Das Grundprinzip ist ganz klar: »Stärkt oder schwächt es die Teilnehmer, wenn *ich* diese Entscheidung für die Gruppe treffe?«

In der Zweiergruppe gibt der Therapeut nicht vor zu wissen, was er nicht weiß. Seine Aktionen basieren nicht auf der Autorität einer Rolle, einem Anspruch auf Expertentum oder auf einer Theorie, sondern auf deren Relevanz für den therapeutischen Prozeß und der Bedeutung, die sie für den Klienten haben. Das äußere Verhalten des Therapeuten steht in Einklang mit seinem inneren Erleben. In der Kleingruppe äußert sich der Leiter ehrlich und offen, stellt sich und versucht Konflikte zu lösen und offene Kommunikation zu fördern. Die Echtheit des Veranstalters kann sich in der Großgruppe dadurch äußern, daß er die Verantwortung für seine Handlungen übernimmt. Er ist bereit, auf Dinge zu verzichten, die »letztes Mal funktionierten«, einschließlich der Form und Methode der neuesten Version des »personenzentrierten Ansatzes«, und tut stattdessen, was nötig ist, um konstruktives Lernen zu fördern. Er ist ein *vollwertiger* Teilnehmer, bereit, sich einzumischen, zu beeinflussen und sich von der Erfahrung beeinflussen zu lassen.

Obwohl dies Leuten schwerfällt, die keine Erfahrung damit haben (etwa klinischen Psychologen, die nur mit Einzelpatienten arbeiten), besteht kein Unterschied zwischen der Bereitschaft und dem Willen des Veranstalters (bzw. Therapeuten bzw. Gruppenleiters), diese Haltung in der Zweiergruppe, der Kleingruppe bzw. der Großgruppe zu realisieren. Die Form ist verschieden, um verschiedenen Situationen gerecht zu werden, aber dieselben Prinzipien gelten in jedem Fall. Carl Rogers (1983) antwortete einem Kritiker, der implizierte, daß er sein »sensibles, empathisches Zuhören«, das so charakteristisch für die klientenzentrierte Therapie sei, im Großgruppen-Workshop aufgegeben habe: »Ich glaube, ich bin in beiden Situationen derselbe Mensch, geleitet von denselben Prinzipien. Soweit ich die Fähigkeit zu sensibler Einfühlung und 'genauem Zuhören' habe, so wurde sie (beispielsweise) in der schwarz-weißen Gruppe von 40 Personen vollständiger in Anspruch genommen als in der Zweierbeziehung. Wie lassen sich diese beiden Erfahrungen trennen?«

Die Veranstalter beteiligen sich zusammen mit den anderen an dem Ringen, eine intelligente Gemeinschaft zu bilden, in der jedes Individuum respektiert werden kann. Manchmal gelingt ihnen das, manchmal nicht. Wenn sich die Veranstalter dieser Workshops in irgendeiner Hinsicht von den Gruppenleitern unterscheiden — selbst von jenen, die über auffallend ähnliche Teilnehmerreaktionen berichteten wie beim Tavistok-Ansatz (Bion, 1959; Doob, 1970; Doob & Foltz, 1973) —, dann durch ihre Bereit-

schaft, sich als vollwertige Teilnehmer auf die Erfahrungen einzulassen, die sie mit anderen Gruppenmitgliedern in der Großgruppe durchlebten, und sich durch diese auch *verändern* zu lassen.⁽⁴⁾

Bald wurde es akzeptiert, wenn auch manchmal nach erbitterten Auseinandersetzungen, daß sich die Mitarbeiter nicht ihrer Verantwortung entzogen, sondern einfach zugaben, daß sie trotz ihrer Erfahrungen in den meisten Fällen nicht über bessere Antworten auf die verwickelten Fragen verfügten als andere Teilnehmer, auf Fragen, die sich in bezug auf Wertkonflikte, Rechte, Interessen, Ethik, Moral und die komplexen Krisen erhoben, denen die Gemeinschaft unweigerlich ausgesetzt war.⁽⁵⁾

Nach fast zwanzigjähriger Mitarbeit an solchen Programmen habe ich erkannt, daß die Probleme, das Verhalten und das Bewußtsein der Teilnehmer an diesen Workshops bestimmte Muster aufweisen, obwohl sie sich aus höchst unterschiedlichen und unverwechselbaren Individuen zusammensetzen und in den verschiedensten kulturellen Settings unter jeweils einmaligen Umständen stattfanden. Zur Veranschaulichung dieser Problem- und Verhaltensmuster möchte ich in diesem Kapitel (mit einigen Abschweifungen) über einen bestimmten Workshop berichten. Um die Anonymität der Teilnehmer zu wahren, wurden Namen und bestimmte Umstände verändert. Die Dialoge und allgemeinen Umstände entsprechen genau den Abläufen, die ich in konkreten Workshops erlebt habe. Episoden, die sich in verschiedenen Workshops ereignet haben, werden miteinander verwoben, um den typischen Verlauf einer solchen Veranstaltung — Anfang, Mitte und Ende — zu illustrieren.

Die Ankunft

*Day's lost gathering
Purple shadows trail their gaze
A golden exit*

Das stetige HUUUUUU der Düsentriebwerke weicht dem pfeifenden Wuuuuu-Laut, der den beginnenden Höhenverlust eines Flugzeuges begleitet. Die Maschine dreht nach rechts ab und wird in wenigen Minuten landen.

Soweit ich in jeder Richtung sehen kann, breitet sich unter uns eine wattierte Decke weißer Wolken und darüber ein strahlend blauer Baldachin

aus. Ein schmaler orangefarbiger Streifen am Horizont bildet eine Trennlinie, hinter der die leuchtende Sonne versinkt. Unter dem Wolkenmeer liegt eine Zivilisation: ein Dschungel von Gebäuden, Straßen, Häusern, Gärten, rastlosen Menschen. Keine Andeutung dieser Geschäftigkeit dringt nach hier herauf.

Die Sonne ist beinahe verschwunden, als die Maschine in die Grauzone eintaucht. Ihr goldener Widerschein am Horizont verschärft den Kontrast zu der Dunkelheit unter uns. Spärlicher werdende Wolken verbinden das friedliche Blau und Orange über uns mit dem langen Strom funkelnder gelber Lichter, die am Rande der schwarzen Bucht unter uns entlanggleiten.

Während des Flugs durch das strahlende, klare Sonnenlicht sind Dunkelheit und Regen aus meinem Bewußtsein geschwunden. Sekunden später, nach dem Eintauchen in eine kalte, düstere und nasse Welt, sind Sonnenschein und klares Licht vergessen. Alle paar Monate gerät mein normales Leben in Vergessenheit, sobald ich auch in die Komplexität einer diffusen Welt hell aufblitzender Gedanken, sich ausdehnender Gefühle und eines intensiven Ringens um menschliche Werte eintauche.

Ein Beauftragter der Universität empfängt mich am Flughafen, und zusammen mit anderen Neuankömmlingen fahren wir einige Kilometer in ein kleines College, wo der Workshop stattfinden soll. Ich suche mir ein Zimmer im Wohnheim aus: dämmrige Korridore, abgeschiedene Räume, Stille außer dem fernen Hämmern einer Musik, die von den Wänden nicht ganz verschluckt wird. Die großen, offenen Waschräume erinnern mich an Kasernen.

Da mir vor den Zusammenkünften mit Vertretern der Hochschule noch einige Stunden bleiben, schlendere ich durch den Campus und lande in einer nahegelegenen Kneipe, die den Studenten als Treffpunkt dient.

Murphy's Place befindet sich neben der Shell-Tankstelle, die sich an das Universitätsgelände anschließt. Es ist ein kleiner Raum mit etwa 20 hohen Holztischen und Barhockern. Ein paar Studentinnen und Studenten nippen an ihren Drinks und plaudern miteinander. Von einem Endlosband ertönt Rockmusik.

»Was darf's sein?«

Auf dem Namensschild an ihrem Kragen steht »Connie«.

»Ich möchte ein Bier, Connie«, antworte ich.

Als die Kellnerin mit dem Bier zurückgekehrt ist, bemerke ich: »Ein nettes Lokal«.

»Ja«, erwidert sie, »wenn man hohles, oberflächliches Gelaber mag.«
»Was meinen Sie damit?«

»Na, hier kümmert sich doch niemand wirklich ernsthaft um die Dinge. Die quatschen bloß über Feten und Bumsen, und es scheint ihnen egal zu sein, daß wir mit der Umweltverschmutzung Menschen umbringen und nur ein paar Kilometer von hier Leute verhungern.«

Connie ist etwa zwanzig. Ihre großen dunklen Augen scheinen fast nicht im Verhältnis zu ihrem kleinen Körper zu stehen. Ihre langen, braunen Haare hängen fast bis zur Taille herab. Ihre Wangen röten sich leicht, als sie weiterspricht.

»Wissen Sie, die Mädchen tragen alle diese wirklich teuren Shorts und Tops und lassen sich die Haare künstlich zottig machen und schmieren sich mit Schminke voll.« Ich bemerke die Wanderstiefel, deren runde Kuppen unter ihren verwaschenen Jeans hervorschauen.

»Und die Typen tragen alle diese imitierten Hawaii-Hemden.«

»Warum, glauben Sie, ist das so? Ich meine, was ist der Grund dafür?« frage ich sie.

»Ich weiß es nicht«, antwortet sie. »Ich glaube, es ist die Sonne.«

»Ha?«

»Na ja, das ist ein richtiges Schmiergeldparadies. Urlaubsland. Viele Ruheständler leben hier. Und dann das Festival jeden Sommer. Es gibt hier eigentlich nichts *Schlechtes*. Keinen Gestank, keine Slums, keine Krüppel, alle diese Dinge sind beseitigt worden. Die Leute hier haben ihre Gefühle gegenüber bedürftigen Menschen genauso vergraben, wie sie die Telefonleitungen vergraben haben. Diese Dinge existieren hier nicht.«

»Dann kann man also nichts tun?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht, wenn die Leute nicht so konservativ wären, dann könnte hier was laufen. Die meisten Radikalen sind weggegangen. Sogar die marxistische Gruppe verteilt bloß Broschüren, gibt damit an, daß sie 'ein Netzwerk aufziehen', aber versucht nicht wirklich, etwas zu verändern.«

»Ich muß jetzt zurück zur Arbeit. Bis später.«

Während ich zum Studentenheim zurückgehe, wirbeln mir Eindrücke im Kopf herum. Die Workshops enthalten dieses kuriose Paradox: da treffen sich eine Menge gebildeter Leute in erfreulichen Feriengenden, wo sie sich oft mit ernsthaften menschlichen Problemen auseinandersetzen. Aber tun wir wirklich etwas Nützliches? Sind wir mehr als bloß ein

weiterer Kongress im Urlaubsland? Wie sehr unterscheiden wir uns von den Methodisten, die am anderen Ende des Campus eine Tagung abhalten? Oder von der bundesweiten Lehrervereinigung, die nächste Woche zu ihrer alljährlichen Regeneration hier eintrifft? Oder auch vom National Cheerleader Training Camp, das in der Nähe stattfindet und wo halb-wüchsige Mädchen dazu gedrillt werden, das Footballteam ihrer Schule in der nächsten Saison hüpfend und Kampfrufe brüllend anzufeuern?

Die Vorbereitung

Sooft die Organisatoren einen Workshop planen, beginnen wir mit den Grundfragen. Vor allem, *wollen* wir eine weitere Veranstaltung organisieren? Wenn ja, zu welchem Zweck? Mit wem? Wo? Wann? ⁽⁶⁾ Wenn alle Beteiligten daran interessiert sind, einen weiteren Workshop zu organisieren, dann wird eine Beschreibung der Veranstaltung verfaßt und an mögliche Interessenten verschickt. Ein geeigneter Ort muß gefunden werden, Teilnehmer müssen ausgewählt werden, man muß sich über die Finanzierung den Kopf zerbrechen, Briefe beantworten, auch von Leuten, die nicht teilnehmen werden; all dies ist in den Monaten vor dem Workshop zu erledigen. Der Workshop ist offiziell eröffnet, wenn einige Tage vor der ersten Großgruppenversammlung die Mitarbeiter eintreffen, um Vorbereitungssitzungen abzuhalten. Das ist der Grund, warum ich jetzt hier bin.

Bei ihren Zusammenkünften sprechen die Mitarbeiter gewöhnlich über ihre persönlichen Siege und Niederlagen des vergangenen Jahres. Wir äußern unsere Meinungen und Gefühle über den bevorstehenden Workshop: wie wir uns seine Entwicklung wünschen, welche Themen wir aufgegriffen sehen möchten, was wir befürchten, welche Leistungen wir der Gruppe zutrauen. Manchmal spekulieren wir darüber, was wir anderen vielleicht vermitteln und was wir von anderen lernen könnten.

Unsere Ziele sind unterschiedlich.

»Ich möchte toleranter werden. Möchte andere so sein lassen, wie sie sind; möchte ich selbst sein. So möchte ich mich hier darstellen.«

»Ich bin unvorbereitet auf die enorme Verantwortung, andere zu führen und ihnen beizubringen, was gut für sie ist. Ich möchte versuchen, einen Weg zu finden, um anderen mitzuteilen, was ich weiß. Ich möchte

meine Grenzen finden und die Gruppe dies auch wissen lassen.«

»Ich möchte 'den Buddha töten' . . . , um eine persönlichere Verantwortung für mein eigenes Leben zu übernehmen, statt zu anderen aufzuschauen. Auch möchte ich es klarmachen, daß ich *keine* Verantwortung für die Gruppe übernehmen werde. Gleichzeitig möchte ich nicht Leute manipulieren, indem ich ihnen gestatte, die Erwartung zu hegen, daß ich an irgendeinem Punkt die Führung übernehmen werde, oder daß ich das tun werde, was ich nach ihrer Vorstellung tun sollte. Ich werde so weit wie möglich zeigen, was ich tun werde, und was ich *gerade tue*.«

»Es ist schwierig für mich, im voraus zu sagen, wie ich sein werde. Ich möchte einfach auf das reagieren, was der Augenblick bringt.«

»Ich *wünsche mir* Verantwortung. Ich möchte etwas vermitteln. Ich freue mich darauf, diese Gruppe zu leiten. Ich habe einige Ideen, die ich in der Großgruppe vortragen möchte. Ich möchte über die Arbeit diskutieren, die ich getan habe.«

»Ich möchte nur das Wenigste in unserer Gemeinschaft organisieren, und darüber hinaus möchte ich Freiheit zulassen. Ich möchte lernen.«

Wir besprechen soziale Fragen: welche Bedeutung haben die Vermögensunterschiede zwischen den Teilnehmern? Ist es gerechtfertigt, ein Honorar für die Veranstaltung eines solchen Workshops zu erhalten? Welches sind die sozialen Implikationen dieser Arbeit? Wie gestaltet man am besten eine schöpferische Erfahrung, bei der niemand Schaden nimmt? Müssen die Mitarbeiter Führungsfunktionen ausüben, lehren, unterhalten, um geschätzt zu werden? Konkurrieren wir miteinander? Inwiefern? Warum? Was sind unsere Gefühle in bezug auf sexuelle Kontakte zwischen den Teilnehmern, zwischen den Mitarbeitern? Viele Fragen werden aufgeworfen, viele Antworten gegeben. Einig ist man sich über wenige. Es gibt individuelle Antworten, die respektiert werden, obwohl sie von Person zu Person verschieden sind. Ein wichtiger Konsens beginnt sich um unser wachsendes Selbstvertrauen zu bilden, während wir den Gefühlen und Gedanken der anderen zuhören und unsere eigenen äußern.

Obwohl wir alle die positiven Resultate erlebt haben, die sich einstellen, weil wir uns Zeit ließen, dieses Selbstvertrauen entstehen zu lassen und gemeinsam die schöpferischsten Lösungen für unsere Probleme zu finden, fahren wir fort, uns um rasche, einfache Lösungen zu bemühen. Wir beginnen fast immer mit Ungeduld, die Rogers für alle von uns so formulierte: »Ich habe wirklich Angst und Abneigung davor, etwas 'zu Tode zu re-

den', wie ich es nenne«. Dennoch besteht einer von uns auf weiteren Gesprächen, oder, wie er es formulieren würde, darauf, das Problem, das wir haben, von einem anderen Standpunkt aus zu betrachten. Als dies geschieht, wird aus anfänglicher höflicher Nachgiebigkeit gegenüber den anderen Begeisterung, weil unsere Ideen plötzlich eine neue Richtung einschlagen. Bald wird ein wirklich innovativer Ansatz entdeckt, ein viel besserer als bei unserem ersten, verzweifelten Versuch, uns zusätzliche Mühen zu sparen.

Unsere Gemeinsamkeiten und Unterschiede kommen zur Sprache — manchmal wirklich erschöpfend. Wir lachen und weinen zusammen, und schließlich haben wir einander nichts mehr zu sagen. Unsere Einigkeit wird nicht in Worten ausgesprochen, aber ihr Grundgefühl ist klar genug: Ich kann mich darauf verlassen, daß die anderen sich selber treu und mir gegenüber ehrlich sein werden. Ich spüre, daß sie mich respektieren, und obwohl sie mich nicht dabei unterstützen würden, etwas Falsches zu tun, stehen sie mir bei, wenn ich versuche, das »Richtige« zu tun. Wir sind uns darüber einig, daß wir versuchen wollen, ein Klima zu fördern, in dem die persönlichen Ziele jedes Einzelnen in einem schöpferischen Kollektiv verwirklicht werden.

Wir einigen uns, wie wir an die Eröffnungsversammlung am ersten Tag des Programms herangehen wollen. Bei den ersten Workshops planten wir kleine Gruppen bzw. ermutigten die Teilnehmer, solche zu bilden; später stellten wir uns lediglich vor und sprachen von unserem Wunsch, daß der Workshop etwas wirklich gemeinsam Geschaffenes sein solle. Bei den letzten Workshops der hier beschriebenen Serie beschlossen die Mitarbeiter bloß, wer von ihnen bei der Eröffnungsversammlung der Großgruppe als erster sprechen sollte, und manchmal wurde nicht einmal das im voraus festgelegt.

In jedem Workshop gibt es Gerüchte, die Ursachen von Panik sind, Legendes werden gebildet, Parolen geprägt. Irgendein zu diesem Zeitpunkt neues Wort fällt in den ersten Augenblicken der Plenarversammlung und wird schließlich in ein Motto verwandelt. Nehmen wir zum Beispiel an, daß bei einer der ersten Zusammenkünfte das Wort *Prozeß* fällt. Das Wort fällt zunächst aus dem Munde eines Teilnehmers, nicht eines Mitarbeiters. Andere Redner machen es sich, an ihre Vorredner anknüpfend, zu eigen, und schließlich wird ein griffiges Schlagwort daraus, wie »dem Prozeß vertrauen«. Diese wird dann zur Devise für den Workshop.

Später wird die Ausgabe dieser Losung unweigerlich auf das Konto der Mitarbeiter gebucht. Niemand hat diese Annahme je in Frage gestellt, doch eine sorgfältige Beobachtung ihrer Entstehung würde ergeben, daß sie ein Gemeinschaftsprodukt war.

Obwohl nicht zu leugnen ist, daß die Veranstalter, insbesondere ein so berühmter wie Carl Rogers, ob sie es wollten oder nicht, einen bedeutsamen Einfluß auf die Gruppe hatten, ist es eine Tatsache, daß sie sich nach den ersten Tagen selbst nicht sehr viel anders sahen als andere Teilnehmer und sich auch so verhielten. Sie waren Teilnehmer, die Verantwortung für das anfängliche Zustandekommen der Gemeinschaft übernahmen und darauf hinarbeiteten, sie zu einer schöpferischen Erfahrung für alle zu machen. Obwohl sie insofern in vorderster Reihe standen, führten sie nicht.

Anspruch

*»Die stammen alle aus zerrütteten Familien, verstehst du, Schatz.«
»Ja, die armen Teufel, manche sind damit besser fertig geworden als andere.«*

Hausangestellte auf einem europäischen Workshop

Am ersten Abend, wenn die Teilnehmer eintreffen, wird ein Empfang veranstaltet. Wein und Käse wird serviert, die einander noch fremden Neankömmlinge beschnuppern einander und nehmen die Aromas, Geräusche und Nuancen der Erwartungen in sich auf.

Voll Neugier und Beklommenheit treffe ich bei dieser Zusammenkunft ein. Wer sind diese Menschen, mit denen ich zwei Wochen lang zusammenleben werde? Werde ich da hineinpassen? Werde ich etwas zu diesem Workshop beitragen können? Zu diesen Menschen? Was werde ich von ihnen lernen können?

Ich treffe auf ein buntes Spektrum der Menschheit: ein oder zwei unerfahrene Jugendliche, die sich ins Leben stürzen wollen, ausdrucksfähige und vitale Männer und Frauen in ihren Zwanzigern, die ihren Weg machen wollen, selbstbewußte Menschen mittleren Alters, die mit neuen Lebensstilen experimentieren, ein paar ältere Leute im Ruhestand, ein paar Schwule und Lesben, stolz darauf, anders zu sein, Sensationslüsterne, rei-

che Müßiggänger und Nichtsteuer, Angehörige der Arbeiterklasse (oder solche, die das vorgeben), Schriftsteller, Filmemacherinnen, Tänzer, Seelensorger sowie die erwarteten Psychologen und Lehrpersonen; im allgemeinen handelt es sich um sozial eingestellte Menschen, die den von Carl Rogers propagierten Ideen Sympathie oder Neugier entgegenbringen.

Die erste Person, mit der ich in Kontakt komme, ist eine attraktive langhaarige Frau, etwa wie ich um die vierzig. Sie trägt ein langes, tief ausgeschnittenes Kleid, unter dem schwarze, flache Tai-Chi-Schuhe hervorlugen. Ihr Décolleté schmückt ein mattsilberner Anhänger, der die Göttin Isis darstellt, wie sie sagt. An den Fingern und Handgelenken trägt sie Türkisschmuck. Sie wirkt entspannt, lächelt freundlich und sagt: »Ich habe ganz andere Vorstellungen von Geselligkeit als die meisten Menschen hier. Ich bin jemand, der an diesem Cocktail-Party-Stil kein Vergnügen findet. Ich möchte ein wirklicher Mensch sein«. (Bei welcher Cocktail Party hat man das nicht vernommen?)

Ich nicke zustimmend. Mich nerven die übertriebenen Gesten ihrer Hände und Arme und die Art und Weise, wie sie ihre Worte an mir vorbei einer unsichtbaren Zuhörerschaft hinwirft. Ich versuche, interessant für sie zu werden, indem ich das Thema einer zweitausend Jahre alten Form von Yoga anschneide, von der ich kürzlich gehört habe.

»Ach ja«, antwortet sie, »das habe ich schon zwei Jahre, bevor irgend jemand auch nur davon gehört hatte, praktiziert. Jetzt praktiziere ich eine neue Form, die von einem siebzigjährigen Yogi gelehrt wird, der in Berkeley lebt. Die letzten dreißig Jahre lang hat er in einer Höhle in Tibet meditiert, und er steht wirklich auf einer sehr hohen Bewußtseinsstufe, wirklich far out«.

»Was machen Sie hier?«, frage ich sie.

»Ich wollte immer an einem dieser Workshops teilnehmen. Aber ich habe im Grund keinerlei Erwartungen. Ich lasse mich vom Strom tragen und warte ab, was geschieht. Ich bin gerade an einem guten Punkt in meinem Leben, und das möchte ich nicht ändern. Ich brauche...«

Wer will das schon? Wer will Unannehmlichkeiten, Sorgen, Schmerz? Es wäre herrlich, alles genau so lassen zu können, wie es ist, und nur jene Aspekte des Lebens zu verändern, die einem mißfallen. Funktioniert das Leben so?

Ich überlasse das Geplapper und Geglitzer dieser Dame den beflissenen Händen eines großen, dunkelhäutigen, bärtigen Mannes (ihr Osiris?), der

ihre Aufmerksamkeit erregt hat und wandere in dem Raum umher. Ich verschütete etwas Wein auf den Teppich; beim Säubern hilft mir ein junger Mann, der vor kurzem sein Doktorat in Klinischer Psychologie abgeschlossen hat. Wir plaudern eine Weile, dann sagt er: »Ich weiß, in dieser Gruppe wird nur *Süßholz geraspelt werden*. Diese Leute stehen in dem Ruf. Ich hasse das. Ich möchte ein wirklicher Mensch sein«.

»Warum vergessen Sie nicht die anderen und *sind* ein 'wirklicher Mensch'?«, frage ich ihn. Jetzt höre ich diesen Ausdruck schon zum zweiten Mal. Vielleicht wird er von dem Wunsch ausgelöst, anders zu sein, und von den gleichen Büchern, die wir alle lesen.

»Das können Sie leicht sagen. Sie sind älter und erfahren, und Sie können es sich leisten, so zu sein, wie Sie wollen. Aber ich bin jung und fange erst an, für mich ist es schwieriger.«

»Ich habe vorhin mit dem 75jährigen Mann dort drüben gesprochen«, antworte ich. »Er erklärte mir, wie schwierig es sei, alt zu sein, und daß es viel leichter für ihn gewesen sei, er selbst zu sein, als er jung war; jetzt, da er älter ist, falle es ihm schwerer, sich zu ändern.«

»Nun, das behaupten alte Leute ja immer«, gibt er zurück (als ob alte Leute selbst nie jung gewesen wären). »Aber ich versichere Ihnen, ich weiß, wovon ich rede. Es ist schwieriger, wenn man jung ist.« Fast alle, die ich an diesem Abend kennenlerne, haben sich die Logik so zurechtgebogen, daß sie auf die Welt paßt, die sich um ihr Zentrum dreht.

Viele sprechen auch von irgendeinem »Bedürfnis«: Manche haben ein Bedürfnis nach Verständnis, Liebe, andere haben das *Bedürfnis*, ihre Wut herauszulassen, zu weinen, das Bedürfnis nach geistiger Nahrung, Lernen, Aufmerksamkeit. Manche sehnen sich nach Abenteuer. Anderen ist es ein Bedürfnis, sich mitzuteilen, ihr Wissen und ihre Erkenntnisse an andere weiterzugeben. Es erscheint mir merkwürdig (doch wie sollte es sonst sein?), daß alle entweder etwas bekommen oder etwas geben wollen.

An diesem Abend diskutieren wir über Rassenprobleme, Sexualität, Politik, menschliche Beziehungen, Ökologie und Mystik. Wir verstehen es nicht bloß, uns in beiläufigen Gesprächen über anspruchsvolle Lösungen komplexer Fragen auszulassen, die meisten von uns haben sich auch auf ihre spezielle Art verwirklicht: mit Demonstrationen, Boykotten, orientalischen Meditationen; sie haben Körper und Geist in okkulten Übungen verrenkt, Körner und Rohkost gegessen und sind gejoggt. Wir sind unseren Leidenschaften gefolgt, haben uns mit den neuesten Erzie-

hungsmethoden auseinandergesetzt, psychedelische Drogen genommen und unsere Life Scripts analysiert, aber den Sinn unseres Lebens haben wir noch nicht entdeckt. Vielleicht in diesem Workshop.

Es wäre nicht überraschend zu hören, daß sich manche Teilnehmer von Carl Rogers, dem berühmten Psychologen und einem der Veranstalter dieses Workshops, Einblicke in ihr Inneres erhoffen. Überraschend war jedoch, im Laufe der Zusammenkünfte zu entdecken, daß viele Teilnehmer tatsächlich den Wunsch hatten, *nicht* etwas zu lernen, sondern paradoxerweise, von Rogers bemerkt zu werden und *ihm* etwas Neues beizubringen.

Andere spürten oder vermuteten, daß sie viele der Antworten, nach denen sie suchten, in sich selbst finden könnten. Gleichzeitig wollten sie, daß jemand sie zu diesen Antworten hinführe. Dem außenstehenden Beobachter mußten wir zweifellos manchmal als sensationslüsterne Sucher nach Antworten auf Fragen erscheinen, die wir kaum angefangen hatten zu formulieren.

Die Gründe für ihren Wunsch, an dem Workshop teilzunehmen, die die Bewerber auf ihre Anmeldung geschrieben hatten, waren: persönliches Wachstum, um sich eine Veränderung in Beziehungen oder im Lebensstil zu erleichtern, um beruflich erfolgreicher zu werden, um der Menschheit zu nutzen, um die neuesten Techniken zur Förderung menschlicher Beziehungen zu lernen bzw. an andere weiterzugeben. Andere Ziele, die im Workshop selbst herauskamen: um sich gut zu fühlen, um zu sehen, was passiert, um der Langeweile einer öder Ehe oder der Frustration uninteressanter Arbeit zu entfliehen, um Spaß zu haben, Zuwendung zu erhalten.

Manchmal bekamen sie sogar, was sie nötig hatten, nicht, was sie wollten. Ein Teilnehmer schrieb später über einen Workshop: »Jetzt, da ich aus der Distanz von mehr als drei Monaten Bilanz ziehe, muß ich sagen, daß ich das Programm als eine gute Erfahrung empfand, nicht phantastisch, aber auch keine Enttäuschung, entschieden weniger, als ich auf der kognitiv-theoretischen Seite zu profitieren hoffte. Ich kam in dem Workshop mit großen Erwartungen hinsichtlich theoretischer Erkenntnisse an, und diese wurden nur zur Hälfte befriedigt. Während ich mir in bezug auf persönliche Lernerfahrungen wenig erwartete, erwiesen sich diese als die stärksten, nützlichsten und bedeutsamsten Eindrücke der ganzen Veranstaltung.«

Wie Großgruppenversammlungen beginnen

Nach Wein und Käse wird ein Treffen der ganzen »Gemeinschaft« einberufen. Zwei Mitarbeiter läuten eine durchdringende Blechglocke und trommeln auf eine metallene Mülltonne, um eine erwartungsvolle Prozession zum Versammlungsraum in Gang zu setzen.

Als alle cirka 150 Teilnehmer Platz genommen haben, spricht einer der Veranstalter einige einleitende Worte, wobei er darauf hinweist, daß dies *unsere* Gruppe ist, die aller Versammelten, und daß das, was geschieht, nicht von den Veranstaltern abhängt, sondern von der Beteiligung und den Wünschen jedes Einzelnen. Verschiedene Möglichkeiten werden erwähnt: Das Plenum kann sich in kleine Encounter-Gruppen auflösen, Malutensilien und Musikinstrumente stehen zur Verfügung, die Veranstalter und andere könnten über verschiedene Themen sprechen. Dann wird die Versammlung für die Kommentare anderer Teilnehmer eröffnet.

Viele Anwesende äußern freimütig ihre augenblicklichen Gefühle, sprechen darüber, was sie sich von dem Workshop erhoffen und woran sie glauben. Mehrere Menschen drücken lediglich ihre freudige Erregung darüber aus, anwesend zu sein. Sie sind von weither gekommen und freuen sich auf eine lebensverändernde Erfahrung. Interesse an körperlicher Bewegung, Bildung, Kunst, Musik, Sport, Kreativität, Psychotherapie, Theater wird ebenfalls erwähnt. Manche sagen, sie fühlten sich müde und etwas beklommen. Sie wüßten nicht genau, warum sie gekommen seien und würden etwas abwarten, bevor sie sich entscheiden, was sie wollten.

Eine Frau macht rollende Handbewegungen und erklärt, sie finde, die Organisatoren benähmen sich sehr unaufrichtig, indem sie die Strukturen verschwiegen, die sie sich für die Kleingruppen vorgestellt hätten. »Jeder weiß, daß Ihr das insgeheim geplant habt«, meint sie. »Ich hoffe, daß wir uns bald in kleine Gruppen aufteilen und daß Carl Rogers mein Gruppenleiter sein wird.« Manche Anwesende unterstützen ihren Vorschlag, andere lehnen ihn ab. Das Thema geht unter, als mehrere Teilnehmer ziemlich lange »Ansprachen« über die Gefahren von Atomwaffen, die Mechanisierung der Welt, Rassentrennung, Armut, Gleichberechtigung und das dringende Bedürfnis nach einer alternativen Psychologie halten. Ein Teilnehmer beklagt sich über das verkrustete Bildungswesen und repressive Regierungen.

Dann brüllt ein Mann am Rande des großen Kreises, den die Anwesenden bilden: »SCHEISSE!«

»Das ist ein unerträgliches Gelaber«, fügt er hinzu. »Ich habe überhaupt nichts *Echtes* heute Abend hier gehört. Ich bin nicht zu einem Vortrag über den Zustand der Welt gekommen; ich bin zu einer Begegnung gekommen.«

Als sich das Gelächter legt, sprechen einige Anwesende ebenfalls über ihre Gefühle in bezug auf den Abend — aber in einer positiveren Weise. Wenige Minuten danach löst sich die Versammlung auf. Trotz kleinerer Seitenhiebe auf die Veranstalter und einiger Versuche, der Gruppe in der einen oder anderen Weise seinen Willen aufzuzwingen, herrscht bei dieser ersten Versammlung insgesamt eine optimistische Stimmung. Wir einigen uns, am folgenden Morgen um 9 Uhr wieder zusammenzukommen.

Als ich in der Morgendämmerung im Bett liege und die Vögel eben wieder verstummt sind, merke ich, daß ich mich zwar immer noch erregt fühle, daß aber die Zuversicht zu schwinden beginnt, die ich gestern Abend empfand. Trotz erfolgreicher früherer Erfahrungen bin ich mir keineswegs sicher, wie sich dieser Workshop entwickeln wird. Im Gegensatz zu den meisten Programmen dieser Art haben die Veranstalter wirklich nichts für den Fall einer Krise vorgesehen. Wir vertrauen tatsächlich darauf, daß sich die Großgruppe erfolgreich und ohne Schaden für ihre Mitglieder selbst organisieren kann. Aber wird es dieser Gruppe gelingen? Wir werden sehen.

Ich rolle mich aus dem Bett, um diesen unangenehmen Gefühlen zu entgehen. Mit den Joggern auf den Beinen, mache ich einen langen Spaziergang um den Campus, während die Morgensonne den leichten Tau auf dem Rasen verdunstet. Dann schlage ich den Weg zur Cafeteria ein.

Beim Frühstück sitze ich mit einigen der anderen Teilnehmer an einem Tisch: einem Collegeprofessor, einer Krankenschwester, einem Geschäftsmann und einer Psychologiestudentin. Wir sprechen über Frühaufsteher, Jogging (wir alle tragen die Laufschuhe, die jetzt in Mode sind, aber nur die Krankenschwester joggt wirklich) und über unsere Erwartungen für den Workshop.

Als ich die Cafeteria verlasse, habe ich nicht nur den Speck, die Eier und den Kaffee zu verdauen, sondern auch einige der unverlangten Eindrücke: Die Schwester schien sehr aggressiv; der Geschäftsmann redete zuviel, schien aber »simpatico«; die Psychologiestudentin wäre attraktiv, wenn sie nicht so affektiert mit den Händen fuchtelte würde; der Professor sieht gut aus, strengt sich aber viel zu sehr an, um zu gefallen. (Am Abend

vor dem letzten Gruppentreffen werden sich diese Vier in meinen Augen erneut verwandeln: Die Aggressivität der Schwester wird mir als Kraft und Mut erscheinen, die Redseligkeit des Geschäftsmanns als sensible Anteilnahme an anderen; der selbstsichere und gutaussehende Collegeprofessor und die Psychologiestudentin mit den eleganten Gesten werden inzwischen zum bevorzugten Liebespaar der Gruppe avanciert sein.)

Jeder spricht für sich

Um 9 Uhr betrete ich den Versammlungsraum und suche mir eine komfortable Sitzgelegenheit. Wer weiß, wieviele Stimmen diese massiven Deckenbalken und mahagonigetäfelten Wände in ihren 75 Jahren absorbiert haben. Heute erfüllen fast 150 Personen den Studentenaufenthaltsraum der Universität mit Geräuschen. Vielleicht ein Drittel der Gruppe sitzt um einen mexikanischen, mit Blumen gefüllten Krug herum auf dem Boden; die übrigen machen es sich auf dickgepolsterten Sofas bequem, rutschen unruhig auf Stühlen mit harter Lehne herum oder bilden einen ungleichmäßigen Kreis stehender »Zuschauer«.

Es ist erst unser zweiter Tag hier, doch das Erlebnis zieht uns so in seinen Bann, daß sich viele anstrengen müssen, um sich an Dinge zu erinnern, die außerhalb dieses Raumes liegen. Alle Veranstalter sind anwesend. Ihr ruhiges Äußeres täuscht über ihre innere Erregung hinweg. Die Versammlung hat keinen Leiter, der sie zur Ordnung ruft. Ein anschwellendes und doch zögerndes Gemurmel füllt den Raum. Die Leute vertreiben sich die Wartezeit, indem sie sich in Zweier- und Dreiergruppen unterhalten.

Schließlich sagt jemand mit hoher, atemloser Stimme: »Ich möchte anfangen!«

Eine erwartungsvolle Stille senkt sich rasch über den Raum. Wir warten weiterhin, aber jetzt schweigend.

Die erste Sprecherin (Mary ist ihr Name) zuckt mit den Achseln und fügt hinzu: »Ich habe eigentlich nichts Bestimmtes zu sagen. Ich möchte nur Platz schaffen für jemand, der ein *Bedürfnis* hat, zur ganzen Gruppe zu sprechen«.

Dann beginnt Ralph, die Augen auf den Boden gerichtet, zu sprechen. Seine bedächtigen Worte bündeln die Nervosität der Gruppe zu einer aufmerksamen Stille. Ralph ist sechzig, sein Körper schwächig. Es ist nur

ein Schimmer von Einstudierung zu merken, als er sagt: »Ich bin seit über dreißig Jahren als Arzt tätig. Ich dachte, ich hätte aufgehört zu lernen. Aber gestern Abend entdeckte ich eine neue Aufgeschlossenheit für Gefühle — für das Erleben meiner eigenen Emotionen. Ich bedauere nur, daß ich während so vieler Jahre meines Lebens so abgeriegelt gewesen bin«.

Ralph senkt den Blick wieder auf den Boden. Schweigen folgt.

Ein neben mir sitzender Mann, Bob, teilt der Runde mit, daß er Graphiker sei und sich sehr für Menschen interessiere. Er würde gern hören, was andere nach dem gestrigen Abend bewegt.

Bevor Bob einen Atemzug gemacht hat, meldet sich Barbara, eine Schriftstellerin, zu Wort und äußert ihre »Nervosität über die Teilnahme an diesem Workshop«. Ihre Stimme schwindet fast zu einem Flüstern, als sie die Frage stellt: »Bin ich wirklich liebenswert?« Die Frau neben ihr legt den Arm mit einer tröstenden Gebärde auf Barbaras Schulter. Es tritt wieder ein Schweigen ein.

»Es ist wunderbar; alle hier sind so *offen*. Ich kann mich zeigen, wie ich bin«, sagt schließlich eine Frau. In einem Ton, dem es an Überzeugung fehlt, fügt sie hinzu: »Die Leute draußen sollten alle diese Erfahrung machen können«.

Es folgt eine Reihe von Äußerungen aus verschiedenen Ecken des Raumes. Die Sprechenden sind an diesem Punkt noch anonym. Ihre Bemerkungen richten sich nicht an einen Bestimmten. »Es ist ja schön und gut, daß wir einander hier lieben, aber wie steht es mit der *wirklichen* Welt?«

»Ich möchte das fortsetzen, was jetzt geschieht.«

»Wie kann ich das anwenden, was ich hier lerne? Ich möchte etwas mit in meine Arbeit nehmen.«

»Ich kann in so großen Gruppen wie dieser nicht sprechen und fühle mich hier wirklich beklommen. Ich möchte gern eine kleine Gruppe bilden, wo ich wirklich ich selbst sein könnte.«

Diesem scheinbar zusammenhanglosen Lexikon von Gedanken der Gruppenmitglieder wird der Appell nach einem Programm hinzugefügt, das geeignet ist, für alle »die Erfahrung zu maximieren«. Eine andere Person lehnt prompt jede Strukturierung ab und spricht sich stattdessen dafür aus, »die Dinge geschehen zu lassen«, da dies der beste Weg sei, die Erfahrung zu maximieren. Einige wünschen, daß die Mitarbeiter über bestimmte Themen sprechen. Andere glauben, mehr lernen zu können,

wenn sich die Mitarbeiter heraushalten. Manche wollen, daß sich mehr Menschen zu Wort melden. Andere rufen zum Schweigen auf. Manche möchten über *Ideen* und *Theorien* diskutieren. Andere empfinden die Diskussionen als bereits übermäßig intellektuell und wünschen sich, daß mehr *Gefühle* geäußert werden. Jemand wehrt sich dagegen, eine »Tyrannei von Emotionen« zu errichten. Mehrere Personen sagen mir nach der Versammlung, daß sie sich unter Druck gesetzt fühlten, vor dieser Gruppe zu sprechen, irgend etwas zu sagen. Es schien ihnen, daß man einen Platz in der Gruppe nur hatte, wenn man etwas zu sagen wußte.

Schließlich beginnen die Äußerungen, aufeinander Bezug zu nehmen; ein Streit über den Wert der Zusammenkunft bricht aus. Marjory, eine 30jährige Sekretärin aus Chicago, beklagt sich in ihrer tiefen Stimme: »Ich kriege nichts für mein Geld. In diesem Workshop geschieht nichts und ist bisher nichts geschehen, was ich nicht mit meinen Kumpeln in meiner Stammkneipe genauso haben kann«.

»An jedem Abend der Woche«, fährt sie über Protestgemurmel hinweg fort, »können meine Freunde und ich mehr zustandebringen als diese Gruppe bisher. Und dazu könnten wir uns noch ein paar Gläser kaltes Bier genehmigen, das ist hundertmal besser, als eingezwängt und durstig in diesem heißen Saal zu sitzen und zu schwafeln«. Ein junger Mann aus Seattle, der versucht hatte zu sagen, warum diese Erfahrung bedeutsam für ihn sei, verschränkt seine Arme vor der Brust und bleibt stumm.

Der kurze Honigmond der Gruppe ist vorüber, jetzt kommen aggressive Gefühle zutage. Auch ich bin irritiert: über Marjorys pessimistische Bemerkung, aber auch über optimistische Äußerungen. Beides scheint mir nicht überzeugend. Ich glaube nicht, daß wir schon irgend etwas getan haben, das ein Gefühl von Pessimismus *oder* Optimismus rechtfertigt. Teilnehmer haben gesagt: »Ich möchte die Kenntnisse und Fertigkeiten, die ich hier erwerbe, in die Welt hinaus mitnehmen, vielleicht, um ein Netzwerk aufzubauen«, und »ich möchte dies mit nach Hause nehmen«. Obwohl diesen Bemerkungen für mein Ohr die Überzeugung fehlt, glaube ich, daß die Sprecher versuchen, etwas Wichtiges zu fassen zu kriegen; dasselbe glaube ich auch von Marjory. Mir ist klar, daß Marjory und all die anderen in diesem Augenblick für sich sprechen. Ihre Worte markieren einen inzwischen vertrauten, noch nicht auslotbaren Bewußtseinsstrom, der mit der Zeit enttäuschende Beziehungen zu geliebten Menschen offenbart, unglückliche Kindheitserlebnisse, Traurigkeit, sogar Verzweiflung,

Ärger, Wut, menschliches Leiden und Hoffnung. Diese ungeschickten Kommunikationsversuche kennzeichnen den Beginn der Großgruppendynamik, die, einmal in Gang gekommen, so unaufhaltsam ist wie ein Naturgesetz.

Anonymität

Es wird häufig erklärt, daß sich Menschen in großen Gruppen aggressiv verhalten, weil sie anonym seien und deshalb nicht die Konsequenzen ihrer Handlungen zu tragen hätten. Sicherlich hat diese Erklärung für Akte von Vandalismus Gültigkeit. Wenn niemand zusieht oder im Schutz einer Menge kann ein Individuum aufgestaute Aggressionen durch anonyme Akte ausleben. Aber paßt diese Ansicht auf die hier erörterten Großgruppen?

Nicht ganz. In diesen Gruppen sind die Aggressoren nicht anonym. Ihre Identität ist bekannt. Jeder Einzelne wird von der Gruppe zur Verantwortung gezogen. Dennoch wird ein erstaunliches Maß an verbaler Aggressivität toleriert. Viele Äußerungen, die in der Gruppe hingenommen werden, würden außerhalb dieses Kontexts zweifellos zu einem Handgemenge führen. Warum ist das so?

Der Grund könnte sein, weil die Aggressivität häufig gegen niemanden persönlich gerichtet ist. Selbst wenn eine Person unmittelbar zu einer anderen aggressiv ist, lanciert sie oft einen Angriff auf den eigentlich gemeinten Mißstand und benutzt dabei den anderen bloß als Sprungbrett. Zum Beispiel: »Ich stimme dem nicht zu, was Herr Soundso sagte, ich finde . . .«. Was er / sie findet und was Frau Soundso sagte, hat oft wenig miteinander zu tun. Es gibt also Anonymität, aber es ist eben das Opfer, das im Anonymen bleibt. Das heißt, ein Bestimmter ist aggressiv, aber zu niemand Bestimmtem. Die Personen, die auf diese Weise benutzt werden, entgehen nicht den unerfreulichen Wirkungen der Aggression. Großgruppen zeichnen sich dadurch aus, daß sie den Teilnehmern gestatten, mit größerer Immunität zu sprechen als in unmittelbaren persönlichen Konfrontationen; die Gruppenmitglieder müssen somit einen höheren Pegel an Aggressivität dulden. Vielleicht fördert diese Duldung sogar die Lösung schwieriger Konflikte in der Gruppe.

Sprechen und Schweigen

Abgesehen von der Aggressivität fürchten viele Menschen große Gruppen, weil sie »sozialen Druck« auf ihre Mitglieder ausüben. Dies ist immer eine Möglichkeit, die den Teilnehmern an Großgruppenveranstaltungen bewußt sein sollte. In diesen Gruppen ohne designierte Leiter, in denen großer Wert auf offene Aussprache gelegt wird, ist es nicht immer leicht, diese Möglichkeit umgehend zu vermindern. Es finden sich fast immer Verbündete für eine Person, deren Meinungen oder Gefühle nicht der Richtung entsprechen, in die sich die Mehrheitsmeinung bewegt. Die Teilnehmer können dann für die Rechte anderer eintreten, anders zu sein, sich zu beteiligen oder nicht, oder auf ihre eigene Weise, ihrem eigenen Temperament entsprechend, zu schweigen, ja sich zurückzuziehen.⁽⁷⁾

Im Gegensatz zu vielen geselligen Zusammenkünften, aber auch zu Gruppen für die persönliche Entwicklung, wurde Schweigen in diesen Großgruppenworkshops nicht einhellig als Mangel empfunden. Meerlo (1956) beklagt den überschätzten Wert, den das Sprechen um des Sprechens willen habe: »Ich bin überzeugt, daß es viele kluge Menschen unter uns gibt, deren Ausführungen und Erkenntnisse uns helfen würden, jenen Teil unseres Denkens zu korrigieren, der realitätsfremd ist. Aber ihre weisen Worte werden durch allzu lautes Krakeelen aus anderen Ecken übertönt«.

Die populäre Vorstellung vom therapeutischen Wert der Selbstdarstellung ermutigt zweifellos manche Menschen, ihr Leben vor anderen zu rekapitulieren. Daraus wird aber keine Nötigung abgeleitet: In Großgruppenworkshops wird von niemandem *verlangt*, dies zu tun. Die Veranstalter und andere Teilnehmer können jemanden, der seine Gefühle äußern möchte, dabei unterstützen, bei einem anderen dagegen abwinken, der bloß meint, daß er es tun *sollte*. Von den Teilnehmern wird nicht nur *nicht* verlangt, auf den Versammlungen zu sprechen, es wird nicht einmal von ihnen erwartet, daß sie an diesen *teilnehmen*.

Ob man spricht oder schweigt, wird somit gewöhnlich nicht zu einem der Kriterien für die Gruppenakzeptanz. Wahrscheinlich wird Ehrlichkeit sich selbst gegenüber, Integrität gegenüber der Gruppe, Aufrichtigkeit in seinen Äußerungen höher geschätzt. Der Einzelne wird vielleicht nicht von allen gemocht, aber er wird gewöhnlich als der angenommen, der er ist, nicht, der er sein sollte. Freilich erfordert es nicht nur Mut, sondern

ungeheure Energie, die Gruppe in Richtung auf eine Minderheitsmeinung zu *beeinflussen*.

Natürlich wollen manche Teilnehmer, daß ihre Stimme gehört wird, wollen über sich selbst sprechen, wollen, daß andere zuhören. Sie wollen, daß ihre Ideen akzeptiert werden. Was diesen häufigen Kampf um Aufmerksamkeit betrifft, so genügt vielleicht Hegels Erklärung: »Sie müssen sich auf diesen Kampf einlassen, denn sie müssen Ihre Daseinsgewißheit für sich selbst zur Wahrheit erheben« (Sennett, 1980).

Die reddefreudigeren Personen setzten normalerweise wie bei jeder geselligen Zusammenkunft mit vagen Zielen das Gespräch in Gang. Einige wenige führen somit die Diskussionsthemen und den Gesprächsrhythmus ein. Häufig werden die Gespräche für andere langweilig oder sinnlos, und sie unterbrechen sie. Personen, die sich nicht am Gespräch beteiligen, möchten, daß andere still sind und »spüren, was jetzt *geschieht*«. Manche Schweigsame fühlen sich zweifellos unbehaglich, wenn sie sprechen, aber andere finden bloß keine Gelegenheit. Manche möchten nicht zur »Wortverschmutzung« beitragen. Andere fühlen sich zensuriert und bestehen auf ihrem Recht zu sprechen, wenn *sie* es wünschen, und zu sagen, was *sie* wollen.

Jede in der Gruppe gemachte Äußerung lädt zu den verschiedensten Deutungen ein. Manche hören den emotionalen Unterton einer Aussage. Andere reagieren auf den Inhalt der Botschaft. Die meisten Menschen sprechen auf das an, was sie selbst im Augenblick fühlen oder denken oder auf eine Überzeugung, die ihnen viel bedeutet — ungeachtet dessen, ob und wie diese Mitteilung gerade in die Diskussion hineinpaßt. Ein erheiterndes und häufiges Beispiel bietet jemand, der wenig Englisch spricht und vergebliche Versuche unternimmt, sich zu äußern. Nach Ermunterung durch mehrere Gruppenmitglieder legt er in seiner Muttersprache los. Mehrere Dolmetscher finden sich, die seine Worte übersetzen. Da jeder von ihnen eine etwas andere Version seiner Worte aufgenommen hat, beginnen sie darüber zu streiten, was er *eigentlich* mit seiner Äußerung sagen wollte. Er schaut verwirrter denn je von einem zum anderen. Einerseits hat sich die Verwirrung vervielfacht, andererseits sind diese unterschiedlichen Interpretationen geeignet, unsere Selbst-Bewußtheit zu erweitern: Wir fangen an zu begreifen, daß jeder Mensch viele Dinge empfindet und wahrnimmt, die sich häufig stark von den Empfindungen und Wahrnehmungen anderer unterscheiden.

Eine ätzende Stimmung kennzeichnet diese Augenblicke des Workshops. In den kritischen Reaktionen wird niemand geschont. Wenn man viel redet, riskiert man, als hohle Quasselstrippe bezeichnet zu werden. Wenn man schweigt, dann ist man nichts weiter als ein Haufen Protoplasma. Wenn man selten den Mund aufmacht, kann einem vorgeworfen werden, man versuche, Eindruck zu schinden. Wenn man es vorzieht, allein zu sein, ist man ungesellig. Wenn man gern in der Menge badet, ist man abhängig. Wenn man reserviert ist, hat man wahrscheinlich Angst. Ist man extravertiert und geht Risiken ein, dann könnte man masochistisch sein. Macht man Witze, muß man etwas zu verbergen haben. Ist man ernst, dann hat man keinen Humor. Neigt man zu harter Arbeit, ist man habgierig. Zieht man es vor, wenig zu arbeiten, dann beutet man die fleißigeren Mitglieder der Gesellschaft aus. Äußert man seine Gefühle, wird man verächtigt, nicht klar denken zu können. Spricht man klar und voll Selbstvertrauen, dann ist man kalt und gefühllos.

Diese Krittellei hört auf, sobald ein Teilnehmer etwas überaus Persönliches sagt, was gleichzeitig universelle Gültigkeit hat. Wenn jemand aus einer inneren Motivation heraus spricht, nicht, um anderen zu gefallen, nicht, um das »Richtige« zu sagen, nicht, um bloß das Vakuum des Schweigens zu füllen, verändert sich sofort die Stimmung in der Gruppe. Ist die Person aggressiv, dann scheint es darauf anzukommen, daß ihre Äußerung wichtig für sie ist. Ist sie traurig, dann kommt es darauf an, daß es ihr ein dringendes Bedürfnis ist, diese Traurigkeit zu äußern. Sie kann Neugier, Mitgefühl, Überraschung, Zweifel, eine leidenschaftliche Überzeugung, eine flammend vertretene Meinung, Engagement für ein Anliegen, eine nachdenkliche Frage äußern. Es scheint nicht nötig, die Aufmerksamkeit der Gruppe immer mit etwas Dramatischem zu fesseln. Emotionslose Aussagen, die sichtlich Bedeutung für den Sprecher haben, können ebenfalls als interessant für die Gruppe aufgenommen werden. Was akzeptiert wird, scheint eine Kompatibilität mit den eigenen Gedanken oder Gefühlen zu sein.

Wissenschaft versus Freiheit

Ein College-Professor erhebt sich und erklärt mit geübter Stimme, daß er ein Tonbandgerät mitgebracht habe und mit Zustimmung der Gruppe

die Vorgänge aufzeichnen wolle. Er sagt, er möchte später darauf Bezug nehmen könnten und vielleicht einen Artikel für eine Fachzeitschrift darüber schreiben. Diejenigen, die das für eine gute Idee halten, unterstützen sein Anliegen. Sie möchten gern ein »wissenschaftliches Dokument« ermöglichen.

Es gibt jedoch viele andere, die den Absichten des Professors mißtrauen. Sie sagen, sie möchten keine »Versuchskaninchen in irgendwelchen psychologischen Experimenten« sein.

Die Teilnehmer, die für die Wissenschaft eintreten, erklären, die Aufzeichnungen könnten benutzt werden, nicht um Einzelne zu studieren, sondern die »psychologischen Gruppenprozesse«. Deshalb würde niemand ein Versuchskaninchen sein.

Andere bemerken, sie verübelten es, daß hier jemand als Beobachter eindringe, sei es auch für die Wissenschaft, ohne sich voll und ganz am Leben der Gruppe beteiligen zu wollen. Sie wollten ihre Handlungen nicht der Kontrolle von »Spezialisten« unterwerfen und wollten nicht überlegen müssen, was sie in der Gruppe sagen oder tun. Vor allem aber wollten sie kein Eindringen elektronischer Geräte in ihr Privatleben.

»Aber du bist völlig frei«, wendet der Professor ein. »Wenn du es wünschst, werde ich jeden Teil des Bandes löschen, der dir nicht paßt.«*

»Das ist mir zu belastend«, entgegnet jemand. »Ich möchte nicht die zusätzliche Arbeit, zu analysieren und zu entscheiden, was ich behalten und was ich löschen möchte. Das ist eine noch größere Einschränkung der Freiheit. Ich möchte alles sagen können, was ich will, und wenn mir danach ist, auch mir selbst widersprechen. Ich möchte nicht, daß meine Worte Bestandteil eines bleibenden Dokuments sind.«

»Aber genau diese Art von Dokument wäre eine wertvolle Lernhilfe«, erwidert ein Gegner.

Bald verlieren die Außenstehenden bei diesem Konflikt, die zweifellos eine gewisse Sympathie für beide Seiten empfinden, die Geduld mit dieser Diskussion. Die einschüchternde Verbindlichkeit des Professors scheint sie ebenso abzustoßen wie die Engstirnigkeit des Lagers »Mein-Privat-

* Im Englischen existiert bekanntlich keine Unterscheidung zwischen Sie und du, aber bei ähnlichen Veranstaltungen im deutschen Sprachraum einigt man sich erfahrungsgemäß schon früh darauf, sich zu duzen. A.d.Ü.

leben-gehört-mir«. Mehr als andere verübeln sie wahrscheinlich, sich von einem Streit dominieren zu lassen, an dem sie nur vorübergehend interessiert sind.

Obwohl keine Entscheidung zustandekommt, treten bei den folgenden Zusammenkünften keine Tonbandgeräte in Erscheinung. Dieses Beispiel wird angeführt, weil es veranschaulicht, welches Gewicht Einwände haben können, und um nicht den Eindruck entstehen zu lassen, daß jede Frage intelligent und für alle befriedigend gelöst wird, auch wenn sie gelöst wird.

Neben der Frage der Aufteilung in kleinere Gruppen ist die Debatte über das Aufzeichnen der Großgruppenversammlungen in den Frühstadien des Workshops vielleicht das beliebteste Diskussionsthema. Obwohl die Debatte vorhersagbar sein mag, laufen die Reaktionen der Gruppe nach keinem bestimmten Schema ab. Manchmal untersagt die Gruppe ausdrücklich die Aufzeichnung; manchmal wird sie ohne lange Diskussion gestattet; in anderen Fällen wurden Aufzeichnungen gemacht, ohne die Erlaubnis einzuholen, und wurden akzeptiert. Bei anderen Anlässen wurden Teilnehmer, die ein Gerät laufen ließen, ohne die Gruppe um Erlaubnis zu fragen, durch eine lange, Schuldgefühle erweckende Gardinenpredigt gedemütigt, in der man sie des Verrats, der Spionage oder einfach schlechter Manieren bezichtigte.

Die Wertvorstellungen, von denen solche Situationen geprägt sind, kommen nicht von ungefähr. Menschen, die an solchen Großgruppenveranstaltungen teilnehmen, haben bereits viele Wertbegriffe miteinander gemein. Sie legen große Betonung auf das Individuum, auf das Recht zu sein, wer man sein will, auf das Recht, frei seine Meinungen, Überzeugungen und Gefühle zu äußern, auf das Recht, seine eigene Lage zu verbessern — einschließlich der Entwicklung eigener Fähigkeiten und des Rechts auf Chancengleichheit und soziale Gleichstellung. Sie schätzen es, Probleme bei den Hörnern zu packen und rasch zu lösen; sie schätzen aktive Teilnahme, um die eigenen Ziele zu erreichen, für die eigenen Rechte zu kämpfen, der Zukunft zu vertrauen. Sie glauben, man sollte anderen helfen, daß sie sich selbst helfen, ohne Abhängigkeit zu fördern. Sie glauben, daß der Einzelne für sich selbst sorgen müsse und nicht verpflichtet sei, der Gesellschaft zu dienen, für deren Ziele zu arbeiten und sich ihren Formalitäten zu unterwerfen.

Dieser letztgenannte Punkt, zu dem sich die meisten Nordamerikaner

kaum bekennen mögen (wenn es ihnen auch noch schwerer fällt, ihn zu bestreiten), stellt die Gruppe vor viele Probleme. Die Teilnehmer wünschen sich eine kooperative Gruppe, wollen aber nicht durch deren Regeln gebunden sein. Das einigende Band ist also eine Gruppe, in der individuelle Freiheit ein Grundrecht ist *und* sich jedes Mitglied aktiv zur Zusammenarbeit *entscheidet*. Auf diese Weise können wir akzeptieren, daß wir genetisch und kulturell determiniert sind, unbegreiflichen Kräften ausgeliefert, aber auch, daß wir frei sind zu wählen, daß wir reif und verantwortlich handeln können.

In der rasch entstandenen Workshop-Kultur wird großer Wert darauf gelegt, »wirklich man selbst zu sein«, genau das zu sagen, was man empfindet. Es gibt die unausgesprochene Überzeugung, daß wir »anders miteinander umgehen können als die gewöhnliche Gesellschaft«. Obwohl sie überwiegend mit der nordamerikanischen Kultur verknüpft sind, schießen auch Großgruppenworkshops in Europa, Asien und Südamerika diese Werte zu teilen.

Werte und Überzeugungen können natürlich in Konflikt miteinander geraten — selbst innerhalb einer Person. Manchen ist es klar, daß ein Wert schwerer wiegt als ein anderer, aber viele Menschen bleiben da unentschieden. Sie stimmen beiden zu. Natürlich möchte ich, daß sich mein Erkenntnisstand erhöht, sei es durch Wissenschaft oder sonstwie. Natürlich möchte ich das Recht auf mein Privatleben wahren. Ist das wischi-waschi? Ich glaube nicht. Warum können wir nicht beides haben? Die Neuformulierung von Werten, die die Widersprüche auflösen, könnte eine der Hauptaufgaben der Gruppe sein. Und recht häufig wird die Lösung nicht ausgesprochen oder explizit anerkannt. Sie ist sehr oft ein Aspekt des nonverbalen Verhaltens, und steht, wie Hall (1959) bemerkt hat, »in Einklang mit einem komplexen und geheimen Code, der nirgends aufgeschrieben ist, den niemand »kennt« und den doch alle verstehen«.⁽⁸⁾

Die Zusammenkunft endet

Diese Vormittagsversammlung hat fast schon drei Stunden gedauert, als Ralph erneut seine persönlichen Gefühle über die Erfahrung äußert, die er am Abend zuvor hatte. Er habe gelernt, berichtet er wieder, aber jetzt mit größerer Intensität, wie wichtig es für ihn sei, wirklichen Kontakt

zu anderen herzustellen. Er muß einer der wenigen sein, die das gelernt haben, denke ich mir, erschöpft von dem verbissenen Gerangel.

Er sei zu der Erkenntnis gekommen, behauptet Ralph, daß alle Theorien des Helfens und des Beratens unvollständig zu sein scheinen. Er werde nötigenfalls jede Theorie benutzen, selbst eine, die die Notwendigkeit hervorhebt, seine Gefühle zu äußern, um in Kontakt zu kommen.

Viele Teilnehmer scheinen Ralph diesmal wirklich zuzuhören. Am Beginn des Morgens saßen wir erwartungsvoll da und waren daran interessiert, daß zum ersten Mal etwas — egal was? — in der Gruppe gesagt werden würde. Jetzt hat es den Anschein, daß wir wirklich daran interessiert sind, was *Ralph* sagt, und viele scheinen Ralph zu verstehen und sogar eine Affinität für ihn zu empfinden.

Einige mehr oder weniger politische Aussagen werden gemacht, leidenschaftlich, aber ohne das dramatische Ressentiment, das frühere Äußerungen begleitete. Die Sprecher wirken weniger einstudiert, und ihre Stimmen haben den überzeugenden Klang der Originalität. Nach Ralph sprechen die anderen nur kurz. Irgend jemand macht einen Scherz über den Verlauf der Versammlung, und die meisten Anwesenden lachen befreit los, um ein Signal für den Aufbruch zu setzen.

Die Menschenmenge

Man sieht, daß die hier versammelten Menschen nicht besonders gut auf das Unternehmen vorbereitet sind, auf das sie sich einlassen. Trotz ihrer Verbindung mit den helfenden Berufen sind sie überraschend *unqualifiziert*, um in diesem Setting Kommunikation zu fördern.

Über die Mängel von Spezialisten außerhalb ihres Fachgebietes hat sich Le Bon (1895) in seinem Klassiker des 19. Jahrhunderts über Massenverhalten nachdrücklich geäußert: »Die Entscheidungen über Angelegenheiten von allgemeinem Interesse, zu denen eine Versammlung verdienstvoller Männer gelangt, die jedoch Spezialisten auf verschiedenen Gebieten sind, sind den Beschlüssen nicht nennenswert überlegen, die eine Versammlung von Schwachsinnigen fassen würde«. In dieser Hinsicht haben sich Gruppen in den letzten hundert Jahren offensichtlich nicht viel geändert.

In den ersten Tagen des Workshops werden auf den Versammlungen eher Emotionen erzeugt als Gefühle integriert. Moralisieren, chaotische

Meinungsäußerungen, provozierende Ideen, drohende Gewalt, all dies macht die Argumentation schwierig, und die Probleme scheinen rational unlösbar. Im Zustand emotionaler Erregung scheint die Gruppe immer potentiell William McDougalls (1928) unschmeichelhaftem Bild eines *Teils* des Großgruppenverhaltens zu gleichen: »... extrem emotional, impulsiv, gewalttätig, launenhaft, inkonsequent, unentschlossen und extrem im Handeln, verrät es nur die gröberen Emotionen und die weniger verfeinerten Empfindungen; äußerst suggestibel, unbedacht in der Überlegung, hastig im Urteil... ohne Selbstachtung und ein Gefühl von Verantwortung... gleich das Verhalten (der Menge) dem eines ungezogenen Kindes oder eines unaufgeklärten, leidenschaftlichen Wilden... und im schlimmsten Fall dem einer wilden Bestie und nicht dem von Menschen« (S. 64).

Selbst in seinen schöpferischsten Augenblicken verläuft der Großgruppenprozeß selten glatt, und im schlimmsten Fall erreicht er niemals ein hohes Niveau intelligenter Funktionsfähigkeit. Mißverständnisse verbreitern die Kluft zwischen den Fraktionen, und statt die Atmosphäre zu bereinigen, können persönliche Äußerungen in unfairen Urteilen und sogar Beleidigungen enden. Aus Frustration und Erschöpfung gibt sich die Gruppe manchmal mit hastigen und willkürlichen Entscheidungen zufrieden. Man würde nicht vermuten, daß differenzierte und wohlmeinende Menschen mit einem kindlichen Wunsch, ihre Meinungen voreinander zu äußern, so negative Wirkungen entfalten könnten.

Frustration

Wenn die Gruppe keine langen, platten Diskussionen duldet, die sich im Kreis drehen, dann zeigt sie sich völlig intolerant. Die Gruppe scheint endlose Geduld oder überhaupt keine zu haben. Einzelne, die ihren Willen einzusetzen versuchen, um die Gruppe in der einen oder anderen Weise zu beeinflussen, werden häufig frustriert. Wenn ich mir die positiven Höhepunkte von Gruppenerfahrungen in Erinnerung rufe, zögere ich, Frustration als das *hervorstechendste* Gefühl der Gruppenteilnahme zu bezeichnen. Dennoch kommt es dem nahe.

Die Teilnehmer wenden viele Mittel des Umgangs mit der Gruppe an. Viele gewinnen, wie Bion (1959) annimmt, »ein Gefühl individueller Unabhängigkeit zurück, indem sie die Gruppe und den Teil ihres mentalen Le-

bens, der von der Gruppe unablässig stimuliert und aktiviert wird, strikt ablehnen«. Andere, die den Nutzen anerkennen, den ihnen die Teilnahme an der Gruppe einbringt, »beziehen ein Gefühl von Vitalität aus dem totalen Eintauchen in die Gruppe«.

Einfach die Gruppe abzulehnen, ändert nichts daran, daß man immer noch physisch, psychisch und geistig Teil der Gruppe bleibt. Umgekehrt ist man bereits mit der Gruppe verschmolzen, und diese »totale Verschmelzung« führt häufig zu der unrealistischen Erwartung, daß sich alle gut fühlen und freudig zusammenarbeiten sollten. Die Realität, die diese Selbsttäuschung verbergen soll, erinnert an jene, von der McDougall (1928) in seinem klassischen Buch über Gruppenpsychologie spricht. »Das individuelle Bewußtsein«, schreibt er, »das in die Struktur des Gruppenbewußtseins an irgendeinem Punkt eingeht, erschafft dieses nicht; vielmehr ist es in dem Augenblick, in dem es zu sich selbst reflektierender Selbst-Bewußtheit gelangt, bereits zu einem Mitglied des Systems geworden, von diesem geprägt, an seinen Aktivitäten teilnehmend, in jedem Augenblick in allen Gedanken, Gefühlen und Handlungen in einer Art und Weise davon beeinflußt, die es weder vollkommen verstehen noch der es sich entziehen kann —, so sehr es auch darum ringen mag, sich von dessen unendlich subtilen und vielschichtigen Kräften zu befreien.

Vielleicht ist es dieses endlose Pendeln zwischen einem befriedigenden Gefühl von Individualität und Kraft *und* der Aufgabe dieser Individualität — ihre Transzendenz —, was zu erheblicher Frustration führt. Wenn ich nicht völlig ich selbst sein kann, sondern mich an die Forderungen der Gruppe anpassen muß, fühle ich mich frustriert. Wenn ich mich auf der anderen Seite einer ausgeprägten Individualität erfreue, aber nicht in die Gruppe integriert bin, oder wenn die Gruppe nicht harmonisch ist, bin ich ebenfalls frustriert. Es braucht Zeit, um eine Harmonie in der Konstellation der Vielfalt zu finden, die die Individuen zu ihrer Begegnung mitbringen. Sich von der Begegnung zurückzuziehen, auf überholten Prinzipien zu bestehen, die in der Vergangenheit in einer anderen Gruppe funktionierten, oder um Macht zu konkurrieren —, all dies sind individuelle Verhaltensweisen, die der Entwicklung der Gruppe nicht förderlich sind. Andererseits ist die Zusammenarbeit zum Zwecke rascher, müheloser Entscheidungen, sowie die Beschwichtigung bestimmter Mitglieder oder die Vernachlässigung von Ideen und Gefühlen anderer der Individualität nicht förderlich.

Die Gruppe muß Zusammenarbeit und Individualität fördern. In Laboruntersuchungen hat sich gezeigt, daß es Situationen gibt, in denen die Gruppenleistung der individuellen Leistung überlegen ist, während in anderen Einzelne Besseres leisten können. Indem sie ihre Kenntnisse und Fertigkeiten vereinen, ermöglichen zum Beispiel die Teilnehmer der Gruppe, Probleme zu lösen, die keiner allein lösen könnte. Der Bericht einer Gruppe über ein Ereignis, wie z. B. der Bericht eines Schöffengerichts über einen Unfall, ist häufig weniger vollständig, aber zutreffender als die Berichte ihrer einzelnen Mitglieder. Gruppen können Ideen über ein Thema hervorbringen, die keines ihrer Mitglieder zuvor unter vier Augen geäußert hatte. Es gibt sogar gewisse Anzeichen für »Gruppenlernen«: Nachdem Leute an verschiedenen Gruppen teilgenommen hatten, zeigte es sich, daß die Entscheidungen der *Gruppe* erheblich besser geworden waren, obwohl dies für die Einzelleistungen ihrer Mitglieder nicht zutrifft (Kelley & Thibot, 1968). Die überlegene Urteilsfähigkeit einer Gruppe scheint weniger von der Weisheit ihrer besten Mitglieder zu zeugen, als ein Resultat »psychologischer Faktoren« zu sein, die »die Diskussion auszeichnen« (Barnlund, 1957).

Auf der anderen Seite wissen wir alle, daß manchmal zwei Köpfe *nicht* besser sind als einer, was natürlich auch von den Köpfen abhängt. Die Leistung eines Einzelnen kann auch besser sein als die seiner Kollegen und besser als die der Gruppe. So bleibt die Gruppe zum Beispiel bei Aufgaben, die das konsequente, geduldige Verfolgen einer Lösungsstrategie erfordern, hinter der Leistung ihrer unabhängig handelnden Mitglieder zurück. Zentral organisierte Gruppen mit leicht unterscheidbaren Führern können bestimmte Aufgaben zuverlässiger lösen als nicht so organisierte Personenkreise. Bei manchen Aktivitäten behindern sich die Gruppenmitglieder gegenseitig, etwa wenn sie verschiedene Gedankengänge verfolgen oder zu einer Diskussion »beitragen«, obwohl ihre Kommentare nicht hilfreich oder gar konterproduktiv sind. Wenn eine Gruppe ein Problem zu lösen versucht, das sie besser Einzelnen überließe, treten natürlich auch Frustration und Mißbehagen auf (Kelley & Thibot, 1968).

Die Teilnehmer einer Gruppe müssen ihre Fähigkeiten als *Gruppe* und als *Einzelne* messen, um den effizientesten Kurs herauszufinden. Diese Art des Lernens verläuft nicht glatt. Es ist unbeholfen, linkisch, manchmal wiederum elegant, unvorhersagbar in den Einzelheiten. In seinen Kapriolen ist es der Natur nicht unähnlich. Wie es René Dubos (1981) be-

schreibt: »Die Natur ist nicht effizient. Sie ist redundant. Sie tut Dinge immer auf viele verschiedene Weisen, von denen manche unbeholfen sind, statt von Anfang an auf vollkommene Lösungen abzu zielen«. Auch mit der Großgruppe scheint es so zu sein.

Individuelle Frustration

In einem Workshop für Lehrer und helferorientierte Menschen der schwarzen und weißen Rasse, der kürzlich in Südafrika stattfand und an dem ich nicht teilnahm, hatte eine schwarze Frau, wie die Veranstalter berichten, »plötzlich einen Wutanfall . . .; sie sagte, sie fühle sich auf dieser Tagung betrogen, sei enttäuscht davon und werde sich nie wieder gegenüber einem weißen Menschen öffnen. Es war eine richtige Haßtirade gegen den Workshop . . .«. Darauf scheint eine erschütternde Periode in der Gruppe gefolgt zu sein, in der die Teilnehmer einander ihre Gefühle offenbarten. Über diese Situation nachdenkend, bemerkte Rogers (1984): »Ich hatte das Gefühl, daß endlich eine sehr tiefe Schicht von Feindseligkeit ans Licht gekommen war«.

Ausbrüche wie der hier beschriebene sind in Großgruppen-Workshops nicht selten. Ist es fair, die Probleme zu ignorieren, die in der Gruppe vorhanden sein können, und die solche Wut auslösen? Ist es fair, die Quelle einer vielleicht tiefsitzenden, privaten Wut zu ignorieren, die zum Ausdruck kommt? Nein. Die Frustrationen, hervorgerufen durch eine hier inkompetente Gruppe, sollten nicht mit Frustrationen verwechselt werden, die aus jemandes Privatleben herrühren. Die Teilnehmer können einem Gruppenmitglied helfen, private Wut zu äußern, und sie können auch Verantwortung für ihren Anteil daran übernehmen, daß sie auf dem Wege der Gruppe untereinander Frustrationen hervorrufen.

Obwohl die Großgruppe frustrierend und verwirrend ist und intelligenten, sensiblen Personen Grund zur Wachsamkeit gibt, ist sie auch noch viel mehr. Sie kann auch konstruktiv sein. So oder so ist sie immer faszinierend. Eine Teilnehmerin formulierte es so: »Ich gehe zu diesen Versammlungen, bei denen im Grunde nichts passiert. Überwiegend Verwirrung und Frustration. Nichts wird entschieden. Und dennoch, als ich heute in die Stadt fuhr und vorhatte, zu essen und ins Kino zu gehen, schaffte ich es nicht, wegzubleiben. Als sich die Zeit für die Versammlung näherte,

zwang mich etwas zurückzukehren. Ich konnte nichts dagegen tun; trotz meiner Jahre als Psychiaterin konnte ich keinen Widerstand leisten. Als es Zeit für die Gemeinschaft war, sich zu versammeln, wurde ich angezogen wie ein widerstrebender Eisenspan von einem Magneten«.

Nach ihrem typisch ungeschickten und holprigen Beginn kann sich die Großgruppe konstruktiv mit vielen Dauerproblemen der Zivilisation auseinandersetzen: Macht und Autorität, Entdeckung und Verteilung der Natur-schätze, Gewalt und Sicherheit, Konkurrenz und Fairness, Sexualität, Gesundheitsvorsorge, Bildung, Religion, Freiheit und Freizeit, Entfremdung und Mangel, und sie kann häufig — wenn auch nicht immer — überzeugende und faire Methoden der Selbststeuerung und Krisenbewältigung entwickeln. Obwohl die Gewohnheit vorhanden ist, in Streitfällen Partei zu ergreifen, ist da auch Freude an Problemlösungen, eine Vorliebe für Gerechtigkeit, für Spiel und gelegentlich für Schönheit. Die Handlungsweisen der Gruppe können human, intelligent und unterhaltsam sein und auch über die Vorschläge jedes einzelnen Teilnehmers hinausgehen. Aus den anfänglichen Konflikten und der Verwirrung können Begegnungen, Weisheit, Liebe und Schönheit sprießen. Der Workshop kann ein Puzzle, ein Schauspiel, geistige Nahrung, eine Lernerfahrung und eine Quelle der Inspiration sein.

Meine Absicht ist es, die individuellen und kollektiven Dimensionen einer »weisen« und ergiebigen Gruppe zu erforschen, nicht, für die Vorzüge eines individualistischen oder kollektivistischen Standpunkts einzutreten. Den Vorzügen, welche die Perspektive der Einzelnen bietet, lassen sich die oft radikal anderen Perspektiven der Gruppe zur Seite stellen. Und das Maß an Dummheit, Impulsivität und Grausamkeit, das gelegentlich im Mob zu finden ist, kann auch bei einem Einzelnen auftreten. Welcher der beiden Gesichtspunkte der Überlegene ist, darüber möchte ich mich eines Urteils enthalten.

Struktur oder keine Struktur: Ein Blick in die Zukunft

*You know, my friends, with what a brave carouse
I made a second marriage in my house
Divorced old barren Reason from my bed
And took the Daughter of the Vine to spouse
Omar-i-Khayyam*

Am nächsten Morgen wird auf der Versammlung die Frage aufgeworfen, wie die Zeit für die Großgruppentreffen und andere Aktivitäten eingeteilt werden soll. Der Vorschlag, einen Stundenplan aufzustellen, stößt auf unterschiedliche Reaktionen. Keine Anregung wird ohne Einschränkungen gebilligt. Teilnehmer schreien, schubsen und rangeln um Aufmerksamkeit für ihre Meinungen.

Auf den Vorschlag, einer flexiblen Zeiteinteilung entgegen Terry: »Ich glaube, wir brauchen *mehr* Struktur als im gewöhnlichen Alltag. Wir sollten einen bestimmten Plan haben, nach dem die Leute lernen und Probleme lösen können, die im Laufe unseres Workshops auftauchen. Ich stelle mir vor, daß wir uns in kleine Gruppen aufteilen und der Großgruppe nach einem festgelegten organisatorischen Schema Bericht erstatten«. Viele Teilnehmer nicken in Sympathie mit diesem Vorschlag.

Linda stimmt zu: »Dieser Workshop sollte wenigstens minimal organisiert werden, damit wir alle etwas von den wichtigen Persönlichkeiten haben, die hier sind. Wir haben nur eine begrenzte Zeit zur Verfügung. Wir können nicht das Risiko eingehen, daß nichts geschieht und dieses ganze Projekt eine Verschwendung von Zeit und Geld wäre.« Diese Argumentation scheint die Gruppe zu überzeugen. Linda, Terry und Paul erklären sich bereit, zusammen mit anderen, die in klientenbezogener Weise in der Organisationsplanung und Unternehmensberatung tätig sind, einen Ausschuß zu bilden.

Die Versammlung vertagt sich, und der Ausschuß verspricht, auf der 14-Uhr-Sitzung einen Plan vorzulegen.

Am Nachmittag macht der Planungsausschuß eine eindrucksvolle Präsentation vor der Großgruppe. Die Planer, die ihre Vorstellungen auf großen Bögen Konzeptpapier graphisch darstellen, legen der Gruppe die mühsamen demokratischen Beratungen dar, die jedem Punkt des endgültigen Vorschlags vorangingen. Durch festgelegte Zeitblöcke sollen die Teilnehmer Gelegenheit haben, an Plenarversammlungen, Kleingruppensitzungen und Vorträgen teilzunehmen, und Zeit haben zu essen, schlafen und zu spielen; kurz, sie sollen imstande sein, »zu lernen und ihre persönlichen Bedürfnisse in geordneter und effizienter Weise zu befriedigen«. Der Plan scheint vollkommen. Er erhält Applaus.

Stolzgeschwellt durch den Sieg schlägt der Planungsausschuß eine Brainstorming-Sitzung vor, um Themen für die Arbeitsgruppen zu sammeln —, von denen man annimmt, daß dabei am meisten gelernt werden

kann. Dank eifriger Beteiligung der Gruppenmitglieder kommt eine enorme »Wunschliste« zustande. Zu den Themen, die mit Filzstift auf Zeitungspapier geschrieben werden, zählen: Bildungswesen, Heilkunde, Geschlechterbeziehungen, Paare, Männerbefreiung, Frauenrechte, internationale Fragen, schwule Lebensstile, Parapsychologie, »Networking« (Aufbau von sozialen Netzwerken), offene Beziehungen, Formen des Zusammenlebens, Tod und Sterben, Kinder, Bewegungsübungen, Körpertherapien, Ko-Beratung, personenzentrierte Gestalt-Therapie, Psychotherapie, Musik, Tanz, Kunst, Ernährung, Zaubern und marxistische Politik. Die Liste wird an die Wand geheftet.

Am Höhepunkt des Konsumrausches, und noch während die Planer mit Komplimenten bedacht werden, sind ein paar gedämpfte Stimmen zu hören, die nicht den Plan und auch nicht die vorgeschlagenen Themen in Frage stellen, sondern den *Gedanken des Planens* als solchen. Julie, eine scheue junge Frau, die bisher bei der Versammlung noch nicht gesprochen hatte, und ein verbindlich wirkender Mann mittleren Alters, Anthony, melden sich zu Wort und äußern ein vages Unbehagen, daß irgend etwas, vielleicht eine Chance, verlorengehen könnte. Wurde irgend etwas wirklich *Neues* in diesem Workshop versucht? War dieser Plan wirklich das Phantasievollste, was sich die Gemeinschaft vorstellen konnte?

Julie fragt stockend: »Wie wäre es, eine Zeitlang auf wirklich neue Weise mit anderen in einer Gruppengemeinschaft zu leben, nur geleitet von unserer natürlichen Beziehung zueinander und unseren kollektiven organischen Möglichkeiten, wie sich diese auch erweisen mögen? Wie wäre es, sich frei dahinfließen zu lassen und mit anderen Kontakt aufzunehmen, die ähnliche Interessen haben, und vielleicht auf diese Weise gemeinsame Ziele zu entdecken? Brauchen wir wirklich ein Programmschema, um dies zu tun?«

Da und dort nicken Leute zustimmend.

»Mit einem festgelegten Programm«, fügt Anthony nachdenklich hinzu, »hätten wir einen effizienten Workshop. Aber wer da nicht hineinpaßt, müßte seine eigenen Wege gehen. Die vorgeschlagene Struktur läßt einem zwar diese Freiheit. Wenn einen die Gesellschaft nicht paßt, kann man immer aussteigen. Aber könnten wir nicht alle *zusammen* unsere eigenen Wege gehen, ohne feststehenden Plan, aber sensibel für den verborgenen Sinn und Zweck dieser ganzen Ansammlung von Personen?«

Zunächst hatten die Teilnehmer in merkwürdiger Bereitschaft, auf akti-

ves Denken oder Fühlen in bezug auf ihr eigenes Schicksal zu verzichten, sich von dem wohlüberlegten, wenn auch vertrauten Herangehen des Ausschusses an die Selbstverwaltung nicht ziehen lassen. Anfängliche Versuche, eine neue Idee einzuwerfen, wurden als Störung des Fortschritts der Gruppe empfunden. Doch als die Anwesenden den Dissidenten jetzt genau zuhörten, wurde ihnen klar, daß deren Motiv Innovation, nicht Störung war. Nicht fanatische Anarchisten, sondern überlegte, besonnene Entdecker traten für eine zwar un-rationelle, aber irgendwie anziehende Alternative ein. Konnte sie wirklich funktionieren? Das Ansehen der Ratio war zerbröckelt; die Gruppe griff die Herausforderung prompt auf. Die Versammlung endete, ohne daß Ort und Zeit für das nächste Treffen festgelegt wurden. Die Teilnehmer sind offensichtlich bereit, mit der Planlosigkeit zu experimentieren. Selbst der Ausschuß, der so große Mühe für das Programm aufgewendet hatte, sieht den Folgen dieser Entscheidung gespannt entgegen.

Auszug aus dem Tagebuch eines der Veranstalter: »Als ich an diesem Abend in meinem Zimmer las, überkam mich eine vage Ruhelosigkeit. 'Es muß Zeit für eine Versammlung sein', flüsterte ich mir selbst zu. Ohne mir meiner wahren Motive sicher zu sein, verließ ich mein Zimmer und machte mich auf den Weg zu der Halle, wo wir uns nachmittags versammelt hatten. Ein halbes Dutzend andere, die die Anhöhe hinunterwanderten, schlossen sich mir an. Als wir durch die Tür traten, waren wir überrascht, mehr als die Hälfte der ganzen Gruppe hier versammelt zu finden. Angeregtes Stimmengewirr schlug uns entgegen. In wenigen Minuten war fast die ganze Gemeinschaft anwesend; jemand äußerte sein Erstaunen darüber, daß diese 'verrückte Idee' tatsächlich funktionieren könnte.«

In den folgenden Tagen ergab sich eine allgemeine »Ordnung aus den eigenen Wegen, die jeder ging«. Die Gruppe war imstande, sich effizient zu versammeln und die sozialen und produktiven Bedürfnisse ihrer Mitglieder zu befriedigen. Das Bedürfnis, »auf dem laufenden« zu sein, das durch das sorgfältig ausgeklügelte Programm erfüllt worden wäre, wurde jetzt befriedigt, indem sich die Teilnehmer auf den Großgruppenversammlungen über ihre Gedanken, Meinungen und Gefühle austauschten.

Eine Teilnehmerin schrieb später über ihre Bedenken bezüglich des neuen Ansatzes: Vielleicht habe die Gruppe »Mist gemacht«, als sie das sorgfältig geplante Programm verwarf, überlegte sie. Und erstaunt fuhr sie später fort: »Ich bemerkte, daß sich in unserem Tagesablauf ein bestimmtes

Schema herauskristallisierte: vormittags Kleingruppen, nachmittags spezialisierte Arbeitsgruppen und abends Gemeinschaftstreffen. Es spielte sich derselbe Stundenplan ein, der zuvor abgelehnt worden war!«

Innovative Selbstverwaltung

Demokratie ist ein Aberglaube an die Statistik.

Jorge Luis Borges

Die geschilderte Episode illustriert, wie die Großgruppe Krisen vermeiden kann, indem sie sich darauf einstellt. Das folgende Beispiel verdeutlicht, daß die Gruppe auch »Intuition« einsetzen kann, um ihre künftigen Handlungen vorherzusehen. Auch ohne permanente Führer und ohne organisierte Pläne kann die Gruppe lernen, ihre Aktivitäten zu koordinieren und mit auftauchenden Problemen umzugehen.

In der Mitte eines Großgruppen-Workshops spüren viele den Druck eines gedrängten, selbstaufgelegten Aktionsprogramms und wünschen sich eine Ruhepause, einen freien Tag. Während manche bereitwillig zustimmen, lehnen viele andere diesen Vorschlag ab.

»Mir gefällt der gegenwärtige Rhythmus«, entgegnet Francis. »Ich möchte so weitermachen.«

»Ich habe Angst«, fügt Lillian hinzu. »Zu Hause lebe ich allein. Nächstes Jahr werde ich siebzig. Meine besten Freunde sind alle verstorben, und ich bin häufig allein. Ich habe Angst. Ich weiß nicht. Wenn wir einen Tag freinehmen, könnten mich meine neuen Freunde hier... nun, sie könnten mich verlassen. Ich könnte es nicht ertragen, fallengelassen zu werden, nachdem ich soviel Liebe bekommen habe.«

Einige wenden ein, daß der freie Tag ebenso Bestandteil des Workshops sei wie andere Tage, nur anders organisiert. Niemand brauche allein zu sein. Freie Zeit könne ebenfalls Lernchancen bieten.

»Einen freien Tag können wir uns auch zu Hause jederzeit nehmen«, gibt George zu bedenken. »Ich bin hierher gekommen, um zu arbeiten, nicht, um müßigzugehen.«

»Ich will keinen freien Tag anordnen«, bemerkt Chip. »Anordnungen erscheinen mir unecht und verknöchert. Ich möchte mich einfach dem

Fluß überlassen. Wenn ich das Bedürfnis habe, mir freizunehmen, dann werde ich das tun.«

»Aber du bist nicht so frei«, antwortet Michael, »unser *Fluß*, wie du es nennst, ist gegenwärtig ziemlich uferlos. Das haben wir uns selbst zuzuschreiben, aber dennoch setzt es uns ganz schön unter Druck.«

In der Diskussion wird von einigen der psychologisch Interessierten auch die Auffassung vertreten, daß »existentielle Angst« hinter dem »Widerstand« gegen das Nichtstun stehen könnte.

Ein Vorschlag wurde gemacht. Verschiedene Konsequenzen seiner Annahme wurden vor Augen geführt. Positive und negative Meinungen und Gefühle wurden geäußert. Nachdem alle, die das wollten, zu Wort gekommen waren, wird das Thema fallengelassen. Die Versammlung endet. Offensichtlich wurde keine Entscheidung getroffen.

Zwei Tage sind vergangen, und plötzlich heute morgen ist die Routine unterbrochen. Fast niemand erscheint zu den kleinen Morgengruppen, kein Vormittagsplenum bildet sich, heute sind überhaupt keine Zusammenkünfte. Eine Gruppe von Musikanten umgibt Lillian am Pool; Leute fahren in die Stadt zum Einkaufen, manche gehen auf ein Picknick, andere schlafen lang. Diese voneinander unabhängigen Akte summieren sich zu einem freien Tag.

Ob wir einen Tag freinehmen oder nicht, ist von geringer Bedeutung. Aber die Art und Weise, wie diese Frage gelöst wurde, verschafft uns vielleicht einen Einblick, inwiefern informierte Intuition konstruktives, zusammenhängendes Handeln bewirken kann.

Dieses kollektive Handeln war *spontan, aber nicht impulsiv*. Es war nicht die »Tyrannei der Spontaneität«, die randalierende Massen beherrscht oder bei der die Leute einfach getrennt ihre eigenen Wege gehen. Dies war ein koordiniertes Unternehmen, aber keines, das von kopfloser Emotion angetrieben war. Jeder kannte den Standpunkt der anderen aus den endlosen Diskussionen. Das schließliche Ergebnis schien von den Gedanken und Meinungen beeinflusst, die in den Diskussionen geäußert wurden. Auf diese Weise war die Gruppe kognitiv auf eine fundierte Entscheidung vorbereitet, als die richtige Zeit kam.

Das schließliche Verhalten war *intelligent, aber nicht strikt logisch*. Es ergab sich nicht aus einer linearen Abfolge logischer Schritte, sondern bezog auch die Empfindungen der Teilnehmer mit ein. Gefühle und Emotionen wurden in den früheren Beratungen geäußert und offensichtlich

später berücksichtigt. Jedes Bedürfnis, jeder Wunsch, jedes Gefühl, die geäußert wurden, scheinen in das schließliche Resultat integriert worden zu sein. Lillian scheint zum Beispiel nicht alleingelassen worden zu sein. George überläßt sich sichtlich »dem Fluß«.

Darüber hinaus wurde das Resultat durch einen *demokratischen Prozeß erzielt, aber nicht angeordnet*. Bei diesem Prozeß ging die Macht von den Menschen aus und wurde durch sie vollstreckt. Diejenigen, deren Leben davon betroffen sein würde, wirkten an den Schritten mit, die zum schließlichen Handeln führten. Im Gegensatz zu den meisten Prozessen, die als »demokratisch« bezeichnet werden, mußte kein Kompromiß geschlossen werden. Die gemeinschaftliche Realität wurde nicht durch eine statistische Summierung individueller Standpunkte definiert, sondern durch ein koordiniertes Handeln, das sowohl die interdependenten Beziehungen der Individuen wie auch dieses selbst respektierte. In diesem Beispiel und anderen hier angeführten Fällen haben wir es mit einer »Verankerung der Macht in ebensovielen Subjektivitäten zu tun, wie Personen vorhanden sind, die sie gestalten«, wie es sich Becker (1969) für die ideale Regierung vorstellte.

Vor der schließlichen Aktion wurde kein Plan gemacht, keine Entscheidung bekanntgegeben und keine Abstimmung durchgeführt. Es gab keine Übereinkunft bezüglich der Zeit, des Ortes oder der Voraussetzungen für das Handeln. In Workshops wie diesen enden die Versammlungen häufig mit einem Konsens, aber ohne ausdrückliche Abmachung. Tatsächlich würde man, wenn man nach der Erörterung einer Frage mit unterschiedlichen und heftigen Empfindungen und Meinungen versuchte, eine »Entscheidung« in Worte zu fassen, über einen offenbaren Konsens abzustimmen, oder durch ähnliche Ratifizierungsbemühungen, eine erneute Uneinigkeit und Parteiungen riskieren. Die Komplexität der Empfindungen einer Gruppe, die sich in einer koordinierten Handlung äußern kann, läßt sich offenbar nicht in Worte wie »ja« oder »nein« fassen.⁽⁹⁾

Koch (1970) hat die Befürchtung geäußert, daß Encounter-Gruppen das Selbstverständnis des Einzelnen durch Gruppenreaktionen prägen und daß sich hinter dieser Aktivität eine Perversion der Demokratie verberge, »das Gefühl eines demokratischen Prozesses als ein egalitärer Schmelztiegel glücklicher, gut zusammenpassender, einander beobachtender Menschen und nicht ein System von Übereinkünften, die eine maximale Verteilung der sozialen Herrschaft und eine minimale Beeinträch-

tigung sowohl der Selbstbestimmung wie auch der Privatsphäre garantieren«. Obwohl diese oberflächliche Alternative immer möglich ist, zeigt das obige Beispiel, daß das Selbstverständnis eines Menschen im Großgruppen-Workshop nicht immer gefährdet ist, sondern de facto gewinnen und zur Aufteilung der sozialen Kontrolle beitragen kann. Es zeigt auch, daß die Demokratie in einer Weise funktionieren kann, die weder eine Perversion ist, wie Koch fürchtet, noch das festgelegte Regelsystem, welches die übliche Alternative darstellt.

Im oben genannten Beispiel hatte der Prozeß zwar keine demokratische Handlungsanweisungen zur Folge, wohl aber »weises« Handeln. Die Gruppe machte sich kein »organisches Modell der Konsensherbeiführung« zu eigen. Vielmehr äußerte jeder Teilnehmer seine unverwechselbare Individualität in einem effizienten, kollektiven Akt, der das Wohlbefinden des Ganzen und des Einzelnen steigerte.

Wie zu vermuten, hatten Gruppen selten Erfolg, wenn sie *versuchten*, Entscheidungen »intuitiv« oder durch einen »organischen Prozeß« zu fällen, so gut ihre Absichten auch sein mochten. Workshops, in denen der Hauptzweck der Veranstalter darin bestand, »eine Anwendungsmöglichkeit des personenzentrierten Ansatzes« zu demonstrieren oder »den Teilnehmern Gelegenheit zu geben, einen personenzentrierten Ansatz der Gruppenleitung zu erleben«, erwiesen sich mit Ausnahme des persönlichen Triumphs einiger Teilnehmer nicht in all den Dimensionen als erfolgreich, um die es hier geht. Wenn die Individualität im Mittelpunkt steht, sind Egozentrik und Chaos die üblichen Folgen; wenn andererseits die Einzelnen einander auffordern, »als Team zu arbeiten« oder eine »Gemeinschaft aufzubauen«, können Unterdrückung oder Immobilität die Folgen sein.

Wir müssen zugeben, daß die Resultate *nicht* immer positiv waren. Manchmal schaffte es die Großgruppe nicht, sich selbst zu steuern. In einem Großgruppen-Workshop in Europa war die Gruppe zum Beispiel bis zu den letzten Momenten durch Chaos gelähmt und brachte nie mehr zustande als hochtrabende Reden und unlösbare Konflikte. Im allgemeinen wurde jedoch Kirschenbaums (1979) Anspruch realisiert, »... selbst mit achthundert Menschen, in einer fremden Kultur (fremd für Rogers und die meisten seiner Mitarbeiter) und in Sprachen, die nicht die der meisten Mitarbeiter waren... gelang es den Gruppen, eine Richtung zu finden. Die Teilnehmer lernten, einander zuzuhören. Die Workshops gestatteten

Vielfalt und gelangten dennoch zu einem starken Gefühl von Gemeinschaft. Und die Erfahrung schien wichtige politische Konsequenzen zu haben, die immer nahe der Oberfläche des Gruppenbewußtseins lagen und manchmal von Mitgliedern der Gemeinschaft ausdrücklich ausgesprochen wurden.

Großgruppe, Kleingruppen?

»Ich kann in dieser großen Gruppe nicht sprechen«, erklärt George, ein großer, blondhaariger Mann mit sonorer Stimme, entschieden den etwa 150 Personen, die sich zum Morgenplenum versammelt haben. »Ich möchte in einer kleinen Gruppe von zehn oder zwölf Personen sein.«

In diesem Augenblick spricht er natürlich *doch* in der großen Gruppe. Was teilt er uns also mit? 'Ich kann nicht tun, was ich tue?' 'Ich bin es nicht, der das tut, was ich tue?' 'Ich habe Gefühle, die schwierig zu beherrschen sind; gleichzeitig kann ich sie in diesem Rahmen nicht äußern?' Oder vielleicht *mag* er einfach unter so vielen Anwesenden nicht sprechen.

»Ich habe nicht das Gefühl, daß hier jemand zuhört.« »Ich kann in dieser großen Gruppe keine Nähe empfinden.« Dies sind andere oft gehörte Aussagen, die einer Diskussion über die Aufteilung der Gruppe vorausgehen. Mehr als jedes andere Thema scheint diese »Aufteilung in kleinere Gruppen« solche Workshops zu beschäftigen.

Als sich in den vierziger Jahren jeweils zehn oder zwölf Personen zu T-Gruppen versammelten, kam es immer wieder vor, daß jemand sagte: »Teilen wir uns in kleinere Gruppen auf. Ich kann im Kreise von bloß zwei oder drei anderen besser diskutieren und mich äußern« (Bradford, Gibb & Benne, 1964). Bei einem Workshop in Rio de Janeiro waren mehr als 800 Personen anwesend, und viele äußerten den Wunsch, kleine Gruppen zu bilden, um intimer miteinander sprechen zu können. Ich war ziemlich überrascht, daß die Stimmung in den *kleinen* Gruppen (von etwa 150 Personen) viele der Charakteristika von Nähe und Offenheit aufwies, die gewöhnlich in Gruppen von zehn oder zwölf, oder in Gruppen von zwei oder drei Personen, die aus einer *großen* Gruppe von zehn oder zwölf gebildet wurden, zu finden sind. Was die ideale Größe einer Gruppe betrifft, so scheint mir Platons Rat immer noch anwendbar: »Ich würde dem Staat

so lange gestatten, sich zu vergrößern, wie die Einigkeit gewahrt bleibt; dies ist, glaube ich, die richtige Grenze«.

Kleine Gruppen bilden

Beim ersten Workshop, den wir veranstalteten, wurden sechzig Teilnehmer eingeladen, zwölf pro Mitarbeiter. Bevor die Teilnehmer eintrafen, teilten die Mitarbeiter die sechzig Teilnehmer nach Alter und Geschlecht ausgewogen in fünf Kleingruppen auf. Auf dem ersten Plenum wurden unter den Mitarbeitern willkürlich fünf Gruppenleiter bestimmt. Die Teilnehmer hatten kein Mitspracherecht in dieser Frage. In späteren Programmen beteiligten sich die Gäste stärker an dieser Entscheidung. Zuletzt wurden im Vorhinein keinerlei Anordnungen hierzu getroffen. Die Veranstalter gingen nicht einmal mehr davon aus, daß überhaupt Kleingruppen zustandekommen würden. Da es der Großgruppe überlassen blieb, vollzog sich der Vorgang der Aufteilung in kleine Gruppen völlig unterschiedlich. Manche Workshops brachten eine geordnete Aufteilung zustande, die alle Teilnehmer einschloß. Auf anderen wurde das Thema zwar diskutiert, aber die Großgruppe teilte sich niemals in kleinere Einheiten auf.⁽¹⁰⁾

Wie auch immer die Gruppen gebildet werden, sobald sie bestehen, ist die Zusammensetzung schwierig zu ändern. Obwohl die Gruppen ursprünglich auf chaotische und willkürliche Weise zustande gekommen sein mögen, wird die Aufnahme eines neuen Mitglieds zu einem »demokratischen Entscheidungsfindungsprozeß«. Das ist kein simpler Vorgang. Die Gruppenmitglieder bestehen darauf, daß jedes einzelne Mitglied zustimmt. Die Gefühle und Meinungen jedes Einzelnen werden sorgfältig erwogen. Jedes Mitglied äußert eine Meinung: ja oder nein. Manche Gruppen erreichen einen sofortigen Konsens. In anderen wird der Bewerber vielleicht gar nicht befragt. Es kann sein, daß sich die anderen aufgrund von spärlichsten Informationen und Gerüchten über ihn unterhalten. »Ich habe gehört, daß er . . .«. »Ich bin einmal mit ihr zusammengetroffen, und mir hat nicht gefallen . . .«. »Ich fand das nicht gut, was er auf der gestrigen Versammlung sagte.« Andere Gruppenmitglieder ignorieren unter Umständen die Bedürfnisse des Bewerbers und denken nur an sich selbst: »Ich möchte keine weiteren Mitglieder in die Gruppe aufnehmen. Es bleibt dann vielleicht keine Zeit für mich, zu bekommen, was ich

brauche.« Manche Gruppen öffnen sich; andere bleiben geschlossen.

Die Teilnehmer erkennen, daß die Gegenwart eines weiteren Mitglieds die Gruppe und deren Möglichkeiten *verändern* kann. Die Gruppe ist identisch mit ihren Mitgliedern. Diese Zusammensetzung ist sehr empfindlich. Wir alle kennen die Belastung, die ein arrogantes Mitglied für eine Gruppe darstellt, die Behutsamkeit einer Gruppe mit einem labilen Teilnehmer, die Heiterkeit, die ein fröhliches Mitglied verbreiten kann.

Wenn die Veranstalter die Entscheidung wirklich der Gemeinschaft überlassen und die Gruppe nicht in der einen oder anderen Weise geschickt manipulieren, das zu tun, was ihnen vorschwebt, dann haben sie auch unter der verständlichen, aber dennoch unsensiblen Egozentrik mancher Teilnehmer zu leiden. Auch die Veranstalter können Enttäuschung und Angst empfinden. Können auf so chaotische Weise zustandekommene Gruppen effizient funktionieren? Kann man darauf vertrauen, daß die Teilnehmer gesundheitsfördernde und nicht selbstzerstörerische Aktivitäten entwickeln werden? Ist »geschehen lassen« ein echter Schritt in die Richtung des Lernens, oder stolpert man damit bloß in die Verantwortungslosigkeit? Kann die Gruppe selbst »weise« genug sein, um sich um ihre Mitglieder zu kümmern? Die Veranstalter müssen sich ebenso wie die Teilnehmer dieser neuen Situation überlassen und versuchen, sie ihren eigenen Bedingungen gemäß zu verstehen. Es handelt sich nicht um Einzeltherapie. Es geht auch nicht um Encounter oder Gruppentherapie. Es ist keine Konferenz und kein Fachkongreß. Es ist eine Gelegenheit zu lernen. Die Kleingruppen haben ungeachtet der Weise, wie sie zustandekamen, im allgemeinen so funktioniert, wie im vorigen Kapitel beschrieben, und ziehen gewöhnlich Nutzen aus ihren Mitgliedern.

Narrenschiff

Heute abend gestalten wir ein »Erlebnis«, das wir einer orientalischen Sekte abgeschaut haben. Diese Praxis wird in einem der vielen Vorträge vorgestellt, die von den Teilnehmern gehalten werden. Wer daran teilzunehmen wünscht, versammelt sich in einem Saal, der in einem ruhigen Flügel des Studentenwohnheims liegt. Nach einer einführenden »Meditation« unter Leitung des Initiators, eines Geschäftsmanns und Unternehmers, überläßt sich jeder Anwesende den Gedanken, Gefühlen, Geräu-

schen und Bewegungen, die ihm gerade kommen. Wir werden ermutigt, in diesem Augenblick »völlig wir selbst zu sein«, und soviel ich sehen kann, gelingt uns das auch: Martin, der Theologe, und Bob, der ehemalige Priester, starren nachdenklich aus dem Fenster auf den vorabendlichen Himmel, in den grenzenlosen Weltraum. Joseph flitzt Grunzlaute ausstoßend durch den Saal und macht Turnübungen als Reaktion auf Alice, die wie ein Kind schluchzt. Im »wirklichen Leben« ist Alice eine »emotionale Person«, die leicht weint. Joseph leitet soziale Programme und ist ständig damit beschäftigt, die Dinge in seiner Behörde in Fluß zu halten. Wenn er bei seiner Arbeit oder in seiner Ehe auf ein Problem stößt, dann beschleunigt er sein Tempo. »Etwas zu tun, ist besser, als nichts zu tun«, predigt er. Eine außergewöhnlich sensible Frau »greift die Emotionen um sie herum auf«. Ihre Mimik und Gestik schwankt zwischen Wut und Verzweiflung und dann Gelächter. Sie tanzt entsprechend den sich wandelnden Stimmungen im Raum. Ein Englischprofessor rezitiert Gedichte, während ein Playboy mittleren Alters verführerisch pfeifend langsam durch den Raum gleitet.

Mir wird bewußt, daß ich mich auch selbst ausdrücken muß. Meinen Gefühlen und Gedanken folgend, beginne ich allmählich, die anderen zu bemerken und mich zu fragen, was das alles bedeutet. Was ist der Sinn und Zweck dieses Tuns? Da ist ein Wille, etwas zu erreichen, das Pulsieren des Raumes, Menschen, die einander näherkommen und sich wieder voneinander entfernen. Ich bin empfänglich für das Verlangen, den anderen zu verstehen und Gefühle und Gedanken mitzuteilen. Ich bin auch ein Abtrünniger, ein Poet, ein Medium, ein Denker, ein Anstarrer, ein Verrückter, ein Unterhalter, ein Beobachter sowie jemand, der über den Sinn des Daseins nachgrübelt. Vielleicht kann nur Shakespeare es beschreiben. Ich bin alles und nichts. Würde er mich sagen lassen wie Jago: »Ich bin nicht, was ich bin«? Wir unterhalten einander, Gedichte rezitierend, mit Gesang, mit Drama, mit Verführungen und Gedanken über Sinnfragen. Was ist *der* Sinn des Lebens? Ich habe das Gefühl, daß ich begreifen würde, was wir tun, konkret tun, wenn wir ein bißchen länger bleiben könnten. Das können wir nicht.

Mitgehen

Inzwischen haben sich alle, die das wünschen, einer Kleingruppe angeschlossen. Dieser Prozeß verlief alles andere als glatt, aber wer Beschwerden hat, kann sie in seiner Gruppe bearbeiten.

Heute kommen in der Plenarversammlung auf viel natürlichere und mühelosere Weise kleinere Gruppierungen im Zusammenhang mit bestimmten Personen und Gefühlen zustande. Das geschieht auf folgende Weise:

Das Gemeinschaftstreffen kommt langsam in Gang. Leute tröpfeln mehr als 45 Minuten lang in den Raum, bevor irgend jemand das Wort ergreift. Es ist Sally, die das Eis bricht. Sie bittet um Ruhe. »Könnten wir einfach warten und jeder sich selbst spüren? Fühlen, was innerlich los ist?« Bob beginnt zu husten und muß den Raum verlassen. Sally sagt: »Ich fühle mich im Moment traurig. Ich weiß nicht, warum, aber es ist so.«

Neben Sally sitzt Sarah. Sie ist etwa dreißig, pummelig und trägt große runde Augengläser, die ihr leicht errötendes Gesicht beherrschen. Sarah wischt sich vergeblich die Stirnfransen zur Seite. Ihre Augen füllen sich mit Tränen: »Ich weiß nicht, warum ich jetzt daran denke. Ich bin Jüdin. Und ich traure um mein Volk. Ich schäme mich, daß ich mich nicht immer zu meiner Tradition, meiner Familie bekannt habe.« Mehrere andere beginnen zu weinen.

Marjory bebt vor Schluchzen, ihre Stimme zittert, als sie sagt: »Ich weiß, es ist nicht meine persönliche Schuld, aber es tut mir leid. Ich war noch ein Kind während des Krieges in Deutschland, aber irgendwie tut es mir jetzt im Augenblick leid. Ich fühle mich irgendwie verantwortlich.« Viele trösten sie.

Arthur aus dem Libanon sitzt in steifer Haltung da, den Kopf in den Händen vergraben. »Wir sitzen da, schwelgen in Tränen und tun uns selber leid. Meine Freunde und Angehörigen werden täglich auf den Straßen umgebracht.« Seine Stimme ist so leise, daß ihn nur seine nächsten Nachbarn deutlich hören können. Mehrere rücken näher an ihn heran.

Ein südafrikanischer Weißer spricht seinen auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes sitzenden schwarzen Landsmann an. Beide befinden sich aufgrund der Rassenkonflikte in ihrem Heimatland im Exil. Obwohl sie auf der gleichen Seite zu sein scheinen, sprechen sie von Bedauern und Mißtrauen gegeneinander und gegenüber ihrem Land. Sie versprechen einander, hier versuchen zu wollen, die zwischen ihnen vorhandene

Distanz zu überwinden.

Im Saal herrscht jetzt Stille. Ich empfinde die Feierlichkeit des Augenblicks. Ich werde nicht an Dinge außerhalb dieses Raumes erinnert, aber ich setze mein Gefühl mit anderen Emotionen in Beziehung, die geäußert wurden. Da ist eine Ähnlichkeit. Erleben wir nicht alle etwas miteinander? Jeder hat eine andere Erklärung, einen anderen Bezug zu diesem »Etwas«.

Das Herumgehen der Anwesenden im Raum hört auf. Wir haben sechs oder sieben kleine Gruppen gebildet. Jede dieser Gruppen ist geschlossen und widmet ihre Aufmerksamkeit ein oder zwei Personen, die über ihre tiefen Gefühle sprechen — viele im Flüsterton.

Joan teilt der größeren Gruppe ihre Ängste mit. »Versteht ihr, ich habe schreckliche Angst. Was ist, wenn . . . wenn ich mein ganzes Leben gelebt hätte und plötzlich herausfände, daß mich nie jemand *wirklich* geliebt hat?« Tränen steigen ihr in die haselnußbraunen Augen, ihre Nase rötet sich, und sie wedelt mit den Händen vor ihrem Gesicht herum, als versuche sie Fliegen.

»Mehr als sonst etwas, glaube ich, tue ich mir einfach selbst leid«, fährt sie fort. »Ich versuche, vollkommen zu sein, und bin ein so unvollkommener Mensch.«

»Du kannst nicht vollkommen *und* stark sein«, fügt William hinzu.

»Versteht Ihr«, schließt Joan, »ich fühle mich im Grunde nicht einsam. Ich will im Grunde gar niemand. Was ich möchte, ist zu wissen, daß jemand *mich* begehrt, daß ich begehrenswert bin.«

Wer könnte sich so etwas vorstellen? Wir haben kleine Gruppen organisiert, nicht aus Verzweiflung, sondern aus Notwendigkeit. Marjory wendet sich von ihrer kleinen Gruppe aus an alle Anwesenden. »Dieses ständige Streben nach Vollkommenheit, nach Selbstverwirklichung oder was immer macht mich fertig. Ich möchte bloß *existieren*.«

»Jetzt wirkst du zufrieden«, antwortet jemand.

»Ja. Ja, jetzt bin ich es.«

Ein leichtes Zittern streicht langsam über ihren Körper, während sich ihre Gedanken zu einem letzten Punkt zusammenfügen.

»Ja«, stimmt sie zu. »Es ist ein echter Ausdruck meiner inneren Stimme, einfach friedlich zu existieren. Aber wie könnten wir die notwendigen sozialen Veränderungen herbeiführen, wenn sich alle dafür entschieden, bloß zu sein und nichts zu *tun*? Ich möchte beides!«

Midlife-Crisis

Der weiße Vollmond, der den Beginn des Workshops willkommen hieß, ist auf die Hälfte seiner früheren Pracht zusammenschmolzen. Die Gruppe ist ebenfalls bei ihrer Halbzeit angelangt, und viele fragen sich: »Was wird mit diesen guten Gefühlen geschehen, wenn ich mich von euch allen trenne und diesen Ort verlasse?«

Galín, einer der Teilnehmer, war heute nicht beim Plenum. Mehrere Anwesende machen sich Sorgen um ihn. Er ist in seinem Zimmer und brüllt herum.

Es heißt, Galín sei in seiner kleinen Gruppe sehr aggressiv geworden. Vielen Anwesenden macht das Angst. Sofort haben sich mehrere Profis seiner angenommen. Im Augenblick sollen sich zwei Psychologinnen — eine aus Nord- und eine aus Südamerika —, ein Psychiater, ein Bioenergetiker und zwei Spiritistinnen um ihn kümmern.

Nach dem Plenum komme ich an Galíns Zimmer vorbei. Als ich hineingehe, bietet sich mir eine seltsame Szene. In dem gedämpften Licht kann ich einen Mann rücklings auf dem Boden liegen sehen. Über ihn beugen sich die beiden Spiritistinnen. Die eine spricht leise mit ihm, die andere murmelt Zaubersprüche zu seinen Füßen. Der Körperfachmann hebt im Rhythmus mit Galíns Atmung dessen Kreuz an, während der Psychiater Galíns Aufmerksamkeit auf die Ermutigung in den Worten der Spiritistin lenkt. »Bist du okay?«, frage ich ihn. »Ja, danke«, antwortet Galín und winkt mir grüßend zu.

Draußen auf dem Gang diskutieren andere Mitglieder der Gemeinschaft entweder lebhaft über Galín oder meiden das Thema völlig. Ein Arzt und eine Ärztin reden über Medikamente, die Galín nehmen könnte. Sie verständigen sich auch über Beruhigungsmittel, die ihm verschrieben werden könnten. Ein paar Schritte weiter sind sich zwei Psychologinnen über die Risiken von Medikamenten einig. Sie meinen, daß es alternative Interventionen gebe, die Galín helfen könnten. Im Versammlungssaal stecken eine Krankenschwester und ein Sozialarbeiter ihre Köpfe zusammen. Sie sehen ein schärferes Auswahlverfahren kommen, das garantieren würde, daß »schwache« Personen nicht an einem solchen Workshop teilnehmen können.

Die Diskussionen setzen sich fort. Galín ruht sich aus.

Notwendigkeiten

Erst wenn jedes Mittel versagt hat, kommt es zu einer Begegnung.

Martin Buber

Es ist allgemein bekannt, daß Krisen ein Höchstmaß an menschlichem Mitgefühl und Einfallsreichtum hervorbringen. Obwohl die Großgruppe eine Krise beschleunigen kann, ist sie auch imstande, sie sowohl in intelligenter wie humaner Weise zu lösen. Bedrohung der Gruppe von innen oder außen, die Gefahr von Gewaltausbrüchen, unlösbare Konflikte zwischen Mitgliedern und Krankheiten können zu Krisen werden, mit denen sich die Großgruppe auseinandersetzen muß.

Die Krise, die entsteht, wenn ein Mitglied der Gemeinschaft emotional »zusammenbricht«, ist nicht selten. Die hier erörterten Großgruppen-Workshops zeigten, daß die Gruppe imstande ist, solche Krisen zu lösen, und zwar unter Respektierung der Sicherheit, des Wohlbefindens und der Würde sowohl des Individuums *als auch* der Gruppe.

Beim heutigen Plenum bringt Bob das Gemurmel zum Verstummen und berichtet, daß es einige Diebstähle aus Zimmern von Teilnehmern gegeben hat. Es wird allen geraten, ihre Zimmer abzuschließen. Bob selbst vermißt etwas Geld, und Barbara ist ein wertvoller Ring abhandengekommen, der auf ihrem Ankleidetisch lag.

Obwohl die Bestohlenen wütend und verletzt sind, ist die Reaktion der Gemeinschaft: »Ihr müßt auf eure Wertgegenstände besser achtgeben«. Diebstahl ist ein gesellschaftliches Faktum. Psychische Krankheit ist dagegen ein ernstes Problem. Ich frage mich, ob, sagen wir, eine Gruppe von Polizeibeamten die Sache genauso sehen würde?

Galin, klein, ruhig, nähert sich dem Mittelpunkt der Gruppe. Er sagt nichts, bleibt aber stehen, als sich alle übrigen gesetzt haben. Am Anfang befindet er sich noch am Rand des Kreises, während darüber gesprochen wird, die Adressenlisten zu kopieren, aber ganz langsam schiebt er sich in das Zentrum, die Augen auf den Himmel geheftet. Gespräche verstummen, während sich die Gruppe erwartungsvoll Galin zuwendet. Er bleibt stumm, kontemplativ. Ist dies derselbe Mann, der gestern herumbrüllte?

Die Gruppe bildet einen engeren Kreis um seine stille Figur. Er bildet die Achse eines großen schweigenden Rades. Dann nähern sich ihm zwei

Figuren und flüstern etwas. Es scheint sich um den Psychiater und eine der Spiritistinnen zu handeln. Die beiden scheinen ihre »professionellen« Rollen aufgegeben zu haben und benehmen sich eher wie gute Freunde von Galin.

Während im Mittelpunkt nach wie vor andächtige Stille herrscht, beginnt am äußeren Rand des großen Kreises ein unruhiges Flüstern.

»Sie wissen, was zu tun ist.«

»Was ist los mit ihm?«

»Was sollte man tun?«

»Die Ärzte kümmern sich um ihn.«

»Der Arme.«

»Ich halte ihn für gefährlich.«

»Er will bloß die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.«

Die Heilkraft der Gruppe

Galin sagt bizarre Dinge, versetzt dem Limonadenautomaten einen Fußtritt, singt mitten in der Nacht, läuft halbnackt durch die Gänge. Er ist zornig. Er erzählt Leuten, daß er Drogen nehme oder einen Entzug mache.

»Halte dieses Buch in einem Winkel von 45 Grad«, sagt Galin zu mir. Dann läßt er die Seiten rasch durch seine Finger gleiten und erklärt: »Jetzt weißt du alles, was in diesem Buch steht.« Er legt ein anderes Buch vor mich hin und blättert die Seiten rasch durch: »Siehst du? Siehst du?« Auf der letzten Seite angekommen, dreht er das Buch um und blättert es noch einmal durch: »Siehst du? Siehst du?«

Ich sehe ähnliche und *vertraute* Muster, die sich in den Illustrationen wiederholen. Die Ähnlichkeit ist nicht bemerkenswert. Die Vertrautheit schon. Sie gibt mir das Gefühl, etwas beinahe zu wissen. Eine Erwartung von etwas. Galin sagt etwas Richtiges, was aber gleichzeitig unlogisch ist, und, was noch schlimmer ist, er macht den Leuten Angst, Leuten, die von Beruf Psychotherapeuten und Sozialarbeiter sind. Stimmen füllen den Raum:

Setz dich her mein Junge; entspann dich

Okay, jemand soll bitte sprechen

Schmerz und Leiden sind Fakten

Die Gefährten, die wir alle suchen
Freude und Glück, sie sind schwach
Und wo wäre das nicht so
Ich will das! Ich will jenes nicht!
Du hast recht — vielleicht er — nein
Es tut mir leid, das Ziel, das du verfehlst
Wahnsinn ist unsere einzige Seligkeit
Jeder hält seine Strohpuppe für echt
Für eine sprudelnde Quelle des Wissens
Aber warum ist dein Weg falsch
Während der meine an den Rand der Wahrheit hinaufführt
Wenn ich auch vergeblich greife nach dem Fels der Gewißheit
Der Wissende kann dieses Recht beanspruchen
Aber du und ich, wir können nicht den langen Tag
Und die leere Nacht lang streiten
Bis die Kapitulation unsere Blicke verschmilzt
Und das Morgenlicht verwandelt

»Ich mache mir Sorgen über Galin«, gesteht Francisco der Gemeinschaft, als Ruhe in die Versammlung einkehrt. »Er ist heute abend nicht hier, und er hat sich nachmittags aggressiv verhalten.«

»Ja, er war sehr erregt«, fügt Sally hinzu. »Aber jetzt ist er in seinem Zimmer, und er ist okay. Lois geht es auch nicht gut. Einige Leute sind bei ihr.«

»Du scheinst wirklich besorgt um Galin, Francisco«, antwortet Rosa, das Gemurmel unterbrechend, das da und dort zu hören ist.

»Ich bin sehr besorgt«, sagt Francisco. »Ich fürchte, daß er vielleicht zur Behandlung ins Krankenhaus muß. Es ist schrecklich, sich vorzustellen, daß das jemand zustößt. Gleichzeitig fürchte ich, daß er sich selbst oder jemand anderen verletzen könnte. Ich möchte ihn wie eine Person behandeln, aber ich weiß nicht, was jetzt das Beste wäre.«

Ist Galin krank oder nicht? Manche sagen, er sei es. Unter den Andersdenkenden gibt es zwei verschiedene Meinungen. Die einen glauben, daß sich Galin dazu »entschlossen« hat, aus persönlichen (und geheimnisvollen) Gründen des Wachstums in einen veränderten Bewußtseinszustand einzutreten. »Man sollte ihn nicht stören, damit er lernen kann, was auch immer diese Erfahrung ihn lehren mag.«

Die andere Auffassung (die mehr en vogue ist, obwohl sie zweifellos schon von Cicero geteilt worden wäre), besagt, daß Galin, der für seinen Geisteszustand verantwortlich sei, nicht Wachstum anstrebe, sondern Wahnsinn. Dieser Zustand sei eine selbstschädigende »Manipulation«. »Man sollte ihm entschieden entgegentreten und ihm nicht gestatten, mit diesem Verhalten der Gemeinschaft Zeit und Energie zu rauben.«

Eine pensionierte psychiatrische Krankenschwester, ein Kardiologe und der Bruder eines Psychiaters, der einmal mit C. G. Jung gesprochen hatte, geben ihre (widersprüchliche) »sachverständige« Meinung bekannt, wie Galin behandelt werden sollte.

Eine andere Teilnehmerin möchte die »spirituelle Heilkraft« der Gemeinschaft dazu benutzen, um Galin zu kurieren. »Synchronisieren wir alle unseren Herzschlag«, fordert Betsy, »stellen wir uns dabei Galin vor, und schicken wir ihm positive Energie«.

Die Gruppe reagiert, als ob niemand gesprochen hätte. Betsy rutscht in ihrem Sessel tiefer.

»Ich bin wirklich verärgert über die Veranstalter«, sagt Sally. »Sie sollten dieses Problem in die Hand nehmen. Sie müßten doch wissen, was zu tun ist.«

Bevor ein Gruppenleiter, das heißt einer der Veranstalter, reagieren kann, antwortet Barbara: »Das ist ein Gemeinschaftsproblem. Francisco ist ein Psychiater, und er weiß auch nicht, was jetzt das Richtige ist. Wir alle haben eine Verantwortung hier. Nicht bloß jene, die es wissen sollten.«

»Ich möchte trotzdem, daß sich ein Therapeut um das Problem kümmert«, erwidert Robert. »Auch wenn es ein ungewöhnliches Problem ist; zumindest ist er dazu ausgebildet.«

»Der letzte, von dem ich Hilfe wollen würde, ist jemand, der dazu *ausgebildet* wurde«, sagt Norma. »Wenn ich mich in einer solchen Krise befinde, dann bin *ich* derjenige, der mir am besten helfen kann. Meine innere Kraft ist mehr, als ich von einem anderen Menschen bekommen könnte, ganz egal, wie *qualifiziert* er ist. Ich werde tun, was ich kann, um mir selbst zu helfen und um anderen zu helfen.«

»Ich weiß nicht, wie man in dieser Situation am *besten* verfährt«, antwortet einer der Veranstalter. »Ich bin besorgt um Galin und Lois *und* um die Gesundheit dieser ganzen Gemeinschaft. Ich hoffe, wir geraten nicht in Panik. Ich hoffe, wir werden gemeinsam zu einer klugen Entscheidung

kommen. Ich glaube, wir sollten herausfinden, wie jeder Einzelne (einschließlich Galin) 'das Problem' sieht, und sollten diese Sichtweise wirklich verstehen. Wenn genügend viele Personen zu einer neuen und vollständigeren Sichtweise gelangen, dann wird sich vielleicht unsere vernünftigste Auffassung durchsetzen, und wir können einen Kurs wählen, der Galin nicht wie eine Krankheit, einen Feind oder einen Guru behandelt, sondern so, wie er in all seiner Komplexität und Einfachheit wirklich ist.«

Der Veranstalter spielt nicht die Rolle des Leiters, aber er führt im Augenblick ebenso wie die anderen, die ihre Gedanken darlegen. Viele sind zu wißbegierigen, vitalen Lernenden geworden, die alles tun wollen, was sie können, aber nicht, was sie nicht können. Der Veranstalter gibt zu, daß er nicht weiß, was zu tun ist, aber er gibt nicht auf. Seine Frage: Können wir uns alle einsetzen, um eine anständige Lösung für diese Krise unserer Gruppe zu finden?

In Beschreibungen wirken Gruppenleiter und -veranstalter immer gelassen und effizient. Vor allem im Interesse der Effizienz überliefern Autoren nur die wirksamen Worte. Wenn der Veranstalter sagt, er wisse nicht, was zu tun sei, dann verhält er sich nicht bloß diplomatisch oder politisch oder sagt, was er immer in solchen Situationen sagt. Er sagt, er *weiß es nicht*; er *möchte* wissen; er gibt nicht auf, den richtigen Weg *herausfinden* zu wollen, aber im Augenblick kennt er ihn nicht.

Er zeigt, daß er sich durch sein Nichtwissen unbeholfen und unbehaglich fühlt. Solche Momente sind nicht angenehm. In Situationen, die Sprachlosigkeit hervorrufen, zuversichtlich zu bleiben und darauf zu vertrauen, daß jemand in der Gruppe einen intelligenten Vorschlag machen wird, ist äußerst schwierig. Rogers sagte über seinen Anteil an dem Beschluß, Workshops einzuberufen, bei denen die Mitarbeiter dieselben angst-erfüllten Augenblicke durchleben müssen wie jeder andere Teilnehmer: »Entweder hatte ich geholfen, ein unglaublich dummes Experiment zu machen, das zum Scheitern verurteilt war, oder ich hatte geholfen, eine völlig neue Art und Weise einzuführen . . . , Menschen zu gestatten, ihre eigenen Möglichkeiten zu spüren und bei der Gestaltung ihrer eigenen Lern-erfahrungen mitzuwirken« (Kirschenbaum, 1979, S. 428).

Da das Ereignis, über das er schreibt, vorüber ist, wissen wir alle, daß es erfolgreich war, und seine Worte klingen deshalb selbst-beglückwünschend. Ich bin jedoch sicher, daß *während* dieser Augenblicke der Krise seine Gefühle von tiefem Zweifel durchsetzt waren.

Kehren wir zu den Beratungen der Großgruppe zurück: Frederick spricht mit leiser, nachdenklicher Stimme. »Ich könnte Galin in dieser Krise eine Hilfe sein. Ich habe gestern abend sein Zimmer verlassen, und jetzt bedauere ich, daß ich das getan habe. Ich habe den 'Experten' und den 'ausgebildeten Fachleuten' Platz gemacht, weil ich dachte, daß sie Galin mehr helfen können als ich. Jetzt beginne ich zu begreifen, daß es in einem solchen Augenblick vielleicht keine Fachleute gibt; es gibt nur Menschen, die helfen können, und Menschen, die das nicht können. Ich glaube, Galin braucht *meine* Unterstützung.«

Die Stimmung wird ruhig und nachdenklich, während andere von ihrer Bereitschaft zu sprechen beginnen, ihre Furcht zu akzeptieren; sie können damit leben. Obwohl Gott sei Dank nicht alle ein echtes Bedürfnis empfinden, Galin zu helfen, können sie sich vorstellen, wie sie normal mit Galin umgehen könnten. Ein langes Schweigen beendet diese Sitzung.

Krisenmanagement

Am folgenden Tag scheucht Galin Teilnehmer auf, die im Hof ein Sonnenbad nehmen. Er zerbricht ein Trinkglas in der Küche, in der er barfuß herumspaziert. Später zerschellt eine Bierflasche, die er über die Terrasse schleudert, in dem seichten Plantschbecken. Wie man hört, versucht er, Enrique in den Arm zu beißen.

Die meisten Gruppenteilnehmer sind tolerant. Sie akzeptieren Galin und seine Mätzchen. Andere sind verärgert, gehen ihm aus dem Weg und beginnen, sich vor ihm zu fürchten. Ob wir es wollen oder nicht, jeder von uns lebt in einer Beziehung zu Galin.

Das Abendmeeting beginnt mit einem unbehaglichen Schweigen. Schließlich ergreifen einige Teilnehmer das Wort. Das Gespräch wandert ohne echtes Engagement von Thema zu Thema.

Nach einem weiteren unruhigen Schweigen schneidet Frederick das Thema an, das alle anderen vermeiden: Galin. »Ich habe heute eine sehr gute Erfahrung mit Galin gemacht. Ich bin auf seinen Trip eingestiegen. Es war toll. An der Universität lehre ich Philosophie, und da ich aus einer deutschen Familie stamme, habe ich immer sehr aus dem Kopf gelebt. Heute habe ich meinen Körper benutzt, ohne nachzudenken. Jetzt bin ich müde und erschöpft, aber dieser Tag hat mir sehr viel gegeben.« Frederick

und Galin waren miteinander herumgesprungen, hatten miteinander getanzt, geknurrst, gespuckt und schweigend beisammen gesessen. Er hatte sich auf Galins Welt eingelassen und glaubt, eine Menge gelernt zu haben. »Galin war heute mein Lehrer«, schließt er.

Mehrere Anwesende berichten Beispiele von *ermutigendem* Verhalten, das sie heute bei Galin bemerkt hätten. Man erinnert sich an positive Bemerkungen, die er machte. Einige erzählen von rührenden Augenblicken der Unschuld. Andere schildern, wie *gemein* sich Galin benommen habe, die beleidigenden Bemerkungen, die er machte, seine obszönen Gesten.

Obwohl sich manche echt mit Galin angefreundet zu haben scheinen, sieht es auch so aus, als ob andere Galin benutzten, um ihre persönlichen Bedürfnisse — sei es als Retter oder als Polizist — zu befriedigen. »Es klingt für mich, als würden wir Galin den Prozeß machen«, meint Lois. »Er hat viele Dinge richtig und viele falsch gemacht. Ich glaube nicht, daß es nötig ist, ihn als 'gut' oder 'schlecht' abzustempeln. Wichtig ist doch zu entscheiden, wie wir dieses Problem in dieser Gemeinschaft bewältigen können.«

Einer der Organisatoren äußert sich heftig und mit Überzeugung: »Ich habe wirklich die Nase voll von Galin hier. Mir reicht es mit dieser Nervensäge. Er manipuliert uns nach allen Regeln der Kunst, und er geht mir auf den Geist. Ich möchte, daß er sich ordentlich aufführt oder schaut, daß er weiterkommt«. Auch in diesem Fall decken sich die Äußerungen eines Veranstalters mit seinem inneren Erleben, wenn dies auch anderer Art ist. Er nimmt so teil, wie er ist. Zweifellos befindet er sich auch in einem Prozeß der Veränderung, während er seine intensiven und wechselnden Empfindungen verfolgt.

Michael sagt: »Ich bin bloß ein Laie, kein Psychologe. Aber ich bin empört über die Psychologen hier. Die ganze Gruppe ist zur Diagnose aufgerufen, was eine Gemeinschaft kann oder soll. Versucht ihr nicht geradezu eine Krise heraufzubeschwören mit dieser Technik der nichtdirektiven Gruppenleitung? Warum gebt ihr Galin nicht irgendeine Medizin, und wir können mit dem weitermachen, wofür wir hergekommen sind? Ich bin erschöpft von diesen endlosen Diskussionen.«

Ein anderer der Veranstalter spricht: »Dieses Problem ist Jahrtausende alt und muß von zivilisierten Menschen dennoch erst gemeistert werden. Es wäre sehr leicht, Galin in eine psychiatrische Klinik zu schaffen, ihm nachzuwinken und das Problem loszuwerden. Es ist viel schwieriger, zu

einer kollektiven Weisheit zu gelangen, die ihn als einen Menschen betrachtet, der Respekt verdient, und die uns gleichzeitig alle ein Gefühl von Würde beläßt. Wie wir zu einer Entscheidung gelangen, ist ungeheuer wichtig, glaube ich, für die Zukunft der Menschheit; wie wir uns selbst behandeln, auch im Wahnsinn, ist ungeheuer wichtig.«

»Ich stimme dir zu«, antwortet Mario. »Die Fragen, mit denen wir uns auseinandersetzen, zählen zu den zentralen Aspekten des menschlichen Zusammenlebens. Geisteskrankheit, Freiheit, Respekt, Verantwortung — sowohl gegenüber Einzelnen als auch gegenüber dem Kollektiv — wie man klug und kooperativ zusammenlebt, was könnte dringlicher unserer Aufmerksamkeit bedürfen? Kein Weg ist leicht. Wir versuchen doch, unseren eigenen besten Weg gemeinsam zu finden?«

»Und jeder Weg, den wir entdecken«, fügt einer der Organisatoren hinzu, »muß einleuchtend sein für Enrique und Michael, Lois, Mario, Galin und alle übrigen Teilnehmer. Wir sind alle ein Teil dieses Problems.«

Viele steuern jetzt in einem Schwall von Äußerungen ihren Rat bei:

»Wir sollten Galin wie einen *Menschen* behandeln.«

»Ich finde, er sollte tun und lassen können, was er will.«

»Wir sollten zu ihm gehen, ihn unterstützen.«

»Schafft ihn fort, bringt ihn weg von hier.«

Es scheint, als hätten sich die früher geäußerten Meinungen vervielfacht.

In diesem Augenblick erscheint Galin selbst. Er hat beschlossen, an der Versammlung teilzunehmen. Er bewegt sich langsam. Mehrere Personen gehen auf ihn zu und heißen ihn willkommen. Viele äußern offen ihre Verärgerung, ihre Furcht und ihre Anteilnahme. Francisco gesteht, er finde, daß sich Galin sonderbar benehme, viele Leute erschrecke und daß er sich Sorgen mache. Er ist auch besorgt über die Auswirkung dieser Verhaltensweisen auf Galin. Andere, die sich Sorgen um ihn machen, sprechen das aus.

Galin ist sichtlich gerührt über die geäußerte Anteilnahme an ihm. Er sagt, er glaube, es sei am besten für ihn nach Hause zurückzukehren. Er werde darüber nachdenken. Da es nichts mehr zu sagen gibt, erheben sich die Anwesenden von ihren Sitzen, umarmen einander und begeben sich zum Abendessen, wobei Pläne für ein Fest besprochen werden, das man morgen veranstalten will.

Auf der nächsten Morgenversammlung erscheint Galin glatt rasiert — zum ersten Mal seit mehreren Tagen. Sein Haar ist gewaschen und frisiert,

und er trägt einen sauberen Anzug. Er spricht ohne die geringste Absonderlichkeit. Er hat sich gestern abend wie auch an früheren Abenden mehrere Stunden lang mit Frederick, Mario und Sally unterhalten, mit denen er eine enge Freundschaft geschlossen hat.

Galín spricht mit fester Stimme: »Ich habe hier eine Menge über mich gelernt. Ich mußte es tun. Aber jetzt habe ich wirklich das Bedürfnis, nach Hause zu fahren. Ich brauche Ruhe, muß weg von diesem Lärm, von diesen Menschen, von der 'Energie' hier. Zu Hause kann ich ruhig in meinem Garten mit meiner eigenen Musik, meinen eigenen, persönlichen Dingen um mich herum sein. Ich und Saturna. Wußtet ihr, daß ich eine Katze habe? In meinen eigenen vier Wänden kann ich darüber nachdenken, was hier mit mir passiert ist. Ich habe Frederick und Mario gebeten, mich heimzufahren.«

Die Gruppe akzeptiert diese Entscheidung. Sie ist richtig für Galín und für Mitglieder der Gruppe. Fast eine Stunde wird mit tränenreichem Abschiednehmen zugebracht.

Wohlbehalten zu Hause angekommen, ruft Galín Sally an, um der Gruppe zu sagen, daß er bei seinen Angehörigen und Freunden sei. Er sei müde, er fühle sich verletztlich, aber umsorgt und geborgen.

An diesem Abend wendet sich Lois, in deren blasses Gesicht jetzt Farbe zurückkehrt, an die große Gruppe: »Ich möchte meiner kleinen Gruppe danken. Als ich durch meine 'dunkle Nacht' ging, blieb sie bei mir, insbesondere du, Sally; ich möchte dir danken. Ich glaube, das hat mein Leben gerettet. Ich bin in die Tiefe meiner Existenz vorgedrungen und wieder zurückgekehrt... eine unglaubliche Geburt... wirklich. Ich kann euch nicht genug danken, daß ihr mich *sein* gelassen habt und mir bis zuletzt geholfen habt.«

Die Großgruppe hatte sich mit der Störung ihrer Gemeinschaft in neuer Weise auseinandergesetzt und Entscheidungen getroffen, die die Teilnehmer unter diesen Umständen für die bestmöglichen hielten. Alle Gruppenmitglieder hatten an den Beratungen teilgenommen. Niemand, am allerwenigsten Galín, wurde von diesen Diskussionen ausgeschlossen. Galín faßte seine eigenen Beschlüsse. Niemand entschied für ihn. Dennoch trugen alle Anwesenden zu der schließlichen Lösung bei. Von Augenblick zu Augenblick wurde der Kurs »festgelegt«. Viele Teilnehmer revidierten ihre Wertvorstellungen. Die Bedeutung von psychischer Krankheit, Aggressivität, Freiheit, sich auszudrücken, Sicherheit, Menschenrechten und

sozialer Verantwortung zählten zu den Vorstellungen, die eine Veränderung erfuhren. Man könnte auch sagen, daß die Kultur selbst verändert wurde, und daß die schließliche Lösung, die als solche nicht außergewöhnlich war, dieser neuen Kultur entsprach. In *diesem* Prozeß, dieser Art der Selbstheilung, ja der Selbsttranszendenz, war die Gemeinschaft ganz und gar »erfolgreich«. Zu einem anderen Zeitpunkt, an einem anderen Ort und in einem anderen Personenkreis könnte das Ergebnis zweifellos anders ausfallen. Aber wenn die Menschen ehrlich miteinander redeten, zusammenblieben und offen für Überraschungen waren, dann konnte es nicht ausbleiben, wie die Gruppe schließlich fand, daß die beste Entscheidung so gefunden wurde.

Was die Heilung eines »psychisch Kranken« betrifft, so gestand die Gruppe ihre Unzulänglichkeit. Während Lois »zurückkehrte«, fuhr Galín nach Hause. Auch in der Auseinandersetzung mit den Grenzen ihrer Fähigkeiten verhielten sich die Gruppenmitglieder anders als die Gesellschaft »draußen«. Sie wählten keinen einfachen Ausweg. Sie gestanden sich ihre Grenzen ein und übernahmen Verantwortung für ihre Handlungen.

Echtheit

Solange die Probleme, mit denen die Gruppe konfrontiert ist, wirklich und nicht künstlich sind, besteht die Möglichkeit, sie schöpferisch zu lösen. Obwohl Simulationen, Demonstrationen oder Situationen, in denen eine Reihe von Personen Beobachter sind, lehrreich und unterhaltsam sein können, zeichnen sie sich nicht immer durch die Vitalität aus, die für sehr komplexe Probleme nötig ist. Es ist nicht notwendig, die Gruppe im voraus zu organisieren, ein Thema festzulegen oder eine Tagesordnung aufzustellen. Die Gruppe kann sich, wie gezeigt wurde, ihren Erfordernissen entsprechend selbst organisieren. Dies gilt also, wenn die Teilnehmer ein dringendes Anliegen haben wie die persönliche Krise eines Mitglieds oder einen regionalen Konflikt. Wenn in der Gruppe selbst eine Krise eintritt, mobilisieren die Teilnehmer ihre inneren Kräfte, um damit fertigzuwerden. Wenn nichts Dringlicheres anliegt als die *Frage*, wie man sich organisieren soll, dann wird sich die Gruppe damit beschäftigen.

Konfliktlösung

Carlos, ein zwölfjähriges Waisenkind aus einer armen Familie, war kein eingeschriebener Teilnehmer des Workshops. Er lebte vorübergehend bei seinem Bruder, der an dem Institut, das den Workshop beherbergte, als Faktotum beschäftigt war. Carlos wird verdächtigt, das Geld und den Schmuck gestohlen zu haben, die als fehlend gemeldet wurden. Auch berichten Teilnehmer, sie hätten gesehen, wie er einen streunenden Hund im Plantschbecken zu ertränken versuchte. Eine Frau beschwert sich, daß er sie sexuell belästigt habe. »Mit dem Jungen muß etwas geschehen«, fordert sie. »Das Kind muß nach Hause geschickt werden«, folgert ein anderer.

Da es keine offiziellen Leiter und keine allgemein anerkannten Verfahrensweisen gibt, die man in diesem Fall anwenden könnte, folgt eine lange und häufig hitzige Diskussion. Auf der einen Seite wird die Liste der Verdächtigungen des Jungen immer länger. Eine Frau bemerkt, daß Carlos sie durch eine Grimasse beleidigt habe. Ein Mann sagt, er glaube, Carlos habe einen schlechten Charakter. Wieder ein anderer erinnert die Gruppe daran, daß Tausende von obdachlosen Gewalttätern in Carlos' Alter in den großen Städten die Leute berauben und ermorden. Diese Gruppe von Disputanten kommt zu dem Schluß, daß der Junge eine Gefahr für die Sicherheit der Gemeinschaft darstelle und sofort entfernt werden sollte.

Auf der anderen Seite erklären einige Teilnehmer des Workshops, daß sie ihm nichts vorzuwerfen hätten. In Begegnungen mit ihnen sei er höflich gewesen. Einer Dame hat er sogar bei ihrer Ankunft mit ihrem Gepäck geholfen. Sie verteidigt sein Verhalten als nicht aggressiv, bloß verspielt. Manche meinen, daß der Junge intelligent sei, und nach den Bildern zu urteilen, die er im Kunstraum gemalt hat, der von Teilnehmern eingerichtet wurde, scheint er sogar künstlerisch begabt zu sein. Sie argumentieren, daß Carlos zu Hause nicht angemessen beaufsichtigt werde, und wenn er in der Workshop-Gruppe bleibe, habe er zumindest eine Chance zu einer positiven Erfahrung mit verantwortungsbewußten Menschen.

Obwohl ihn einige als gut und andere als schlecht ansehen, gelangt die Gruppe zu dem Schluß, daß sie nicht zwischen diesen Alternativen zu wählen brauche. Sie muß jedoch einen Beschluß fassen, was sie bezüglich der heftigen Gefühle mancher Teilnehmer ihm gegenüber tun und wel-

chen Kurs sie hinsichtlich seiner Anwesenheit einschlagen will: Wenn er fortgeschickt wird, erwarten ihn zu Hause Armut und häufige Prügel. Wenn man ihm erlaubt, dazubleiben, kann er eine Gefahr für die Teilnehmer darstellen.

Einige Teilnehmer insistieren, daß Carlos de facto ein Mitglied der Gemeinschaft sei und es die Fairness deshalb verlange, ihn über jede Entscheidung zu befragen, die ihn betrifft. »Wir sind eine Familie«, meint jemand schließlich. Dank dieser Metapher können sich die Teilnehmer näherkommen und ihre Wertvorstellungen integrieren. Man einigt sich, daß diejenigen, die intensivere Gefühle ihm gegenüber (sowohl für als auch gegen seine Anwesenheit im Workshop) hegen, ihm die Besorgnisse der Gruppe darlegen sollen. Sie werden mit ihm erörtern, wie sie sich fühlen, werden herausfinden, wie er sich fühlt, und Ausschau halten, ob irgendeine Lösung gefunden werden kann, die alle zufriedenstellt.

In der Versammlung sagte Carlos, es sei ihm nicht bewußt gewesen, daß sein Verhalten irgendwen erschreckt habe. Er benehme sich so, wie er es gewöhnt sei. Wenn er erkenne, daß sich andere bedroht fühlen, wolle er sich ändern. Auch wolle er mehr am Workshop teilnehmen. In der Gruppe von Grace wolle er tanzen lernen; von Laura wolle er Massage lernen, von Claire Musik und Malerei und von seinem Bruder Autofahren. Alle stimmen zu. Er verspricht, sich nach den Grundsätzen zu benehmen, die sie vorschlagen. ⁽¹¹⁾

Carlos blieb in unserem Workshop. Er hielt sich nicht nur an die Spielregeln, er wurde zu einem vorbildlichen Gruppenmitglied. Diejenigen, die ihn zuvor gefürchtet hatten, wurden seine Freunde. Jene, die ursprünglich seinen Standpunkt vertreten hatten, wurden nicht enttäuscht. Am Ende machte er eine recht treffende Bemerkung über die Gruppe: »Dieses Jahr hat es viel Drama und nicht viel Abenteuer gegeben. Ich hoffe, daß es nächstes Mal mehr Abenteuer und weniger Drama geben wird«.

Einzelne Teilnehmer lernten viele Dinge. Darüber hinaus kann man sagen, daß auch die *Gruppe* gelernt hat. Obwohl die Teilnehmer ihre gewohnten Lösungen vergeblich anwandten, und Verfahrensweisen, die im letzten Workshop funktionierten, diesmal nichts ausrichteten, lernte die Gruppe, ein Problem zu lösen, vor dem niemand zuvor gestanden hatte.

Dies wird noch deutlicher aus der Perspektive einer siebenjährigen Entwicklung von Großgruppen-Workshops. Jahr um Jahr schien die Großgruppe mit jeweils anderen Teilnehmern ihre Fähigkeit zu steigern, sich

mit schwierigen Problemen auseinanderzusetzen und sie zu lösen. Jedes Jahr übertraf die Großgruppe die Offenheit der Gruppe des Vorjahres — schien quasi dort weiterzumachen, wo die vorherige Gruppe aufgehört hatte. Zweifellos hatten die Organisatoren diese »Lernfortschritte« durch die Gelassenheit beeinflußt, mit der sie dank früherer Erfahrungen imstande waren, neue Richtungen zu akzeptieren, die von der Gruppe eingeschlagen wurden.⁽¹²⁾

In dem eben zitierten Beispiel kamen im Gespräch die folgenden Wertvorstellungen zur Sprache:

»Ein Bürger hat das Recht, frei von Bedrohung zu leben. Die Gemeinschaft hat eine Verantwortung, ihre Mitglieder zu schützen und das Verhalten ihrer Mitglieder zu steuern.«

»Der Einzelne sollte frei sein, sich anders zu verhalten, und dennoch akzeptiert werden. Wir sollten uns nicht an die Vorstellungen anderer von richtigem Verhalten anpassen müssen.«

»Die Gemeinschaft hat die Verantwortung, sich um ihre Kinder zu kümmern. Die Gruppe sollte von menschlichen Gefühlen geleitet werden, nicht von kalten Regeln.«

»Sicherheit ist wichtiger als Gefühle eines Teilnehmers. Wenn sich Leute um den Jungen Sorgen machen, dann ist das deren Problem, nicht meines.«

»Wenn irgendein Mitglied der Gemeinschaft ein Problem hat, dann ist es das Problem der ganzen Gemeinschaft.«

Wiegt das Recht auf Selbstverwirklichung, wenn es andere bedroht, schwerer als das Recht der anderen auf Sicherheit? Wiegt das Gefühl der Unsicherheit des einen schwerer als das Recht des anderen auf Selbstverwirklichung?

Unter der Metapher der »Familie« wurden diese Werte miteinander vereinbart. Die Metapher kann somit eine labile Konstellation widersprüchlicher Werte integrieren. »Familie« ist zum Beispiel allgemeiner, weil sie weitaus mehr Werte verkörpern kann; gleichzeitig ist dieser Begriff spezifischer, da jeder Einzelne eine sehr bestimmte Vorstellung von Familie hat. Die Gruppenteilnehmer können sich auf Lösungen einigen, die in Einklang mit der Metapher stehen. Die Wahrnehmung eines Menschen verändert sich radikal, sobald er diese Metapher akzeptiert. So kann zum Beispiel der Teilnehmer, der skeptisch in bezug auf Carlos' Vertrauenswürdigkeit ist, den Charakter des Jungen, sobald er ihn als Teil der »Fami-

lie« akzeptiert, als etwas sehen, was er nicht mehr zu fürchten braucht, sondern was zu verbessern, er behilflich sein kann.

Die Neukonzeption von Werten durch Metaphern kann eine der erstaunlichsten Wandlungen erklären, die die Gruppe in einem Augenblick der Krise durchmachen kann.

Die Bedürfnisse jeder Person, ihre Ideen, Gefühle, Überzeugungen, kurz, jede Stimme trägt zur Formulierung von Grundsätzen bei, die die Gruppe befolgt. Gewöhnlich läßt sich die Komplexität nicht in einfachen Worten ausdrücken. Aber sie kann metaphorisch ausgedrückt werden: z. B. »die Gruppe ist wie ein Orchester«, in dem jeder seine eigene Komposition spielt, aber auch dem anderen zuhört, um mitmusizieren zu können. Das »Orchester« gibt einerseits Struktur und läßt andererseits Freiheit. Seine Mitglieder können übereinkommen, »zusammen Musik zu machen« und dann zu sehen, ob es ihnen gefällt oder nicht.

Die Gruppenmitglieder brauchten Geduld, um das Problem umsichtig zu formulieren; sie mußten all die verschiedenen Seiten des Problems beleuchten, um eine übereilte Schlußfolgerung zu vermeiden, mußten jede Stimme anhören, mußten die Bürde ausgedehnter Diskussionen auf sich nehmen, mußten vermeiden, in den chaotischen Augenblicken zu verzweifeln. Obwohl sie von hastigen und radikalen Lösungen in Versuchung geführt wurden, wie etwa, die »irrationalen« Ängste einiger zu ignorieren oder »den Quälgeist« ohne weiteres Nachdenken wegzuschicken, gelang es den Teilnehmern, ein Verständnis des Problems zuzulassen und dessen eigene Dimensionen zu finden.

Die Teilnehmer waren gleichermaßen verantwortlich für das Geschehen. Keine Gruppenleiter wurden ernannt, sie fanden sich von selbst. Wenn Organisation nötig war, dann sorgte jemand dafür, daß sie Gestalt annahm. Wenn technische Kenntnisse gebraucht wurden, waren gewöhnlich Fachleute zur Stelle. Wer ein bestimmtes Gefühl genau ausdrücken konnte, das andere nur vage verspürten, wer einen Gedanken so formulieren konnte, daß er den Nagel auf den Kopf traf, wer im richtigen Augenblick ein Faktum, eine bedeutsame Erkenntnis beisteuern konnte, der wurde jeweils zum Führer der Gruppe. Obwohl ihre Entstehungsbedingungen selten sein mögen, ist dieses spontane Auftreten von Führung nicht ungewöhnlich. Xenophon schildert, wie seine Kameraden, zehntausend führerlose griechische Soldaten, den gefährlichen Rückmarsch von Persien nach Griechenland wohlbehalten überstanden. Sie hätten sich da-

bei auf ihre individuelle Intelligenz und Initiative verlassen, jeder von ihnen ein Führer, »freie Individuen, vereint durch einen spontanen Dienst am Leben« (Hamilton, 1930).

Die Griechen überlebten, indem sie sich der Regeln und Vorschriften entledigten, die ihnen adressiert worden waren. Wer auch immer einen besseren Plan hatte, meldete sich zu Wort. Ihr Ziel war die Sicherheit aller. In Edith Hamiltons Worten: »Die zehntausend Anführer wurden zehntausend Richter, dann zehntausend Diener, um die Bedürfnisse der Gruppe zu erfüllen«.

Gruppenlernen: Die verwandelte Kultur

Als ein System funktionieren zu lernen, das auf unvorhersagbare Veränderungen und größere Komplexität mit intelligenter Reorganisation und der Fähigkeit reagieren kann, seine Probleme zu lösen, kann eine der wichtigsten Aufgaben dieser Großgruppen sein. Obwohl sich die Gruppenmitglieder an selbstbezogenen Aktivitäten beteiligen können oder nicht, können sie auch intensiv an Gruppenentscheidungen mitwirken und können sogar die Gruppenkultur in einen Zustand umwandeln, der für die Konfrontation mit der Ungewißheit besser geeignet ist. Das folgende Beispiel veranschaulicht dies.

»Ich bin wütend«, bricht Marvin das Schweigen, wobei seine braunen Augen leicht hervortreten und wütend funkeln. Er sitzt aufrecht und angespannt da; nur sein Mund wirkt entspannt. Eine Zigarette zittert ganz leicht zwischen rosigen, nervösen Fingern. Marvin ist schwarz gekleidet. Sein blonder Bart, der in der Nachmittagssonne Eberborsten gleicht, verbirgt sein Alter von fünfzig.

»Ich möchte jetzt sprechen«, fährt er mit leiser, fester Stimme fort.

In dem Saal mit den Bücherwänden tritt Stille ein. Dies ist nicht die kontemplative Stille, an die sich die Gruppe in den vergangenen zwei Wochen gewöhnt hat; es ist nicht die lockere Geräuschlosigkeit, die Sprecher begleitet, die mit der Gruppe in psychologischer Weise »arbeiten«. Es herrscht lautlose Stille wie nach dem ersten Schneefall, eine erwartungsvolle Stille, während 65 Anwesende den Atem anhalten. Was wird jetzt geschehen?

»Ich möchte jetzt *meine* Arbeit machen. Sie ist sehr schwierig. Ihr sagt,

ihr wollt ein heißes Eisen? Nun, so etwas habt ihr noch nicht gesehen. Es ist sehr heiß, eine sehr schwierige Arbeit.«

Eine lautlose Bewegung geht durch den Raum. Niemand sonst spricht. Die Teilnehmer bilden einen engeren Kreis um Marvin. Sie sind bereit, ihn zu unterstützen, Zeuge eines psychodramatischen Gefühlsausbruchs zu werden: Sie erwarten, daß er auf Kissen einschlagen, sie treten und schreien wird, Verhaltensweisen, die in dieser Gruppe bereits eingeführt sind. Aufmerksam, bereit, signalisieren sie ihm, »wir hören dir zu«, indem sie ihm näherrutschen und einen engen, geschlossenen Kreis um ihn bilden.

»Ich möchte ein Happening inszenieren. Ich möchte Lori, meine Frau spielen, um sie zu verstehen. Und ich möchte, das Steve Marvin spielt. Da sind wir beide: Lori und Marvin. Die anderen bilden den Rahmen. Ich spüre eure Unterstützung. Ich möchte das mit euch durcharbeiten.«

Seine Worte sind sorgfältig gewählt: »Ich werde euch die Szene verdeutlichen. Lori und ich sind verheiratet. Ich habe viele Frauen geliebt, aber keine wie Lori. Wir sind seit zehn Jahren verheiratet. Ich liebe meine drei Kinder. Wir führen ein ruhiges Leben.« Er macht einen tiefen Zug an der Zigarette und drückt sie dann bedächtig in dem schweren gläsernen Aschenbecher an seiner Seite aus. Marvin spricht das akzentbehafte effiziente Englisch eines Menschen, der sich diese Sprache in späteren Jahren angeeignet hat, doch er vermeidet die übertriebenen Metaphern, zu denen die meisten Europäer neigen.

»Da war ein junges Mädchen, das oft in unser Haus kam. Sie ging bei uns aus und ein. Bis sie etwa fünfzehn war. Dann erzählte sie eines Tages Lori, daß sie schwanger sei. Ihre Eltern ahnten nichts. Sie wußte nicht, was sie tun sollte.« Er verändert seine Stellung in dem Sessel etwas. Langsam zündet er sich eine weitere Zigarette an. Jede Bewegung, jedes Wort ist abgezirkelt. Keine überflüssigen Gesten, nichts wird ausgelassen. Geschickt spinnt er die Fäden des Dramas. Da ist der Eindruck, daß tatsächlich ein Theaterstück begonnen hat. Wir sind die Zuschauer *und* die Akteure auf einer Bühne. Spannung zeichnet die Gesichter der Mitspieler, die den Protagonisten umgeben.

»Lori beschloß, dem Mädchen zu helfen. Sie arrangierte einen Flug nach New York und eine Abtreibung. Die Eltern stimmten dem Ganzen zu. Sie waren sehr dankbar. Das Mädchen und Lori reisten ab. Der Schwangerschaftsabbruch verlief ohne Komplikationen. Bald nach ihrer Rückkehr verließ das Mädchen die Stadt, und wir verloren sie aus den Augen.«

»Marvin«, spricht ihn die zu seinen Füßen sitzende Sally, eine junge Sozialarbeiterin an, »äh, Marvin... äh... hast du das Mädchen geschwängert?«, fragt sie ihn in einer Stimme, die fast zu einem Flüstern schwindet.

Marvins Mund deutet ein Lächeln an, seine Augen funkeln immer noch wütend. »Nein es war eine... gewöhnliche Schwangerschaft.« Die Gruppe läßt ein gedämpftes Lachen vernehmen. Auch die Reaktionen der Zuschauer wirken geschickt in das Drama eingebaut. Wir verfolgen nicht bloß Marvins Erzählung. Wir beteiligen uns. Das Stück ist hervorragend inszeniert. Die Frage ist, wer ist der Regisseur? Ist es Marvin alleine?

»Dann im Jahre 1970«, fährt er fort, »kehrte das Mädchen zurück. Fünf Jahre danach. Sie war sehr krank. Im Sterben. Sie kam zu ihren Eltern nach Hause. Lori nahm sich ihrer sehr an. Verliebte sie sich? Ich weiß es nicht. Sie besuchte sie jeden Tag und verbrachte immer mehr Zeit mit ihr.

Und dann eines Tages erklärte Lori, daß sie in das Haus der Eltern ziehen werde. Sie werde bei dem Mädchen bleiben bis zum Ende. Ich war überrascht, stimmte aber zu. Ich versprach, mich um unsere Kinder zu kümmern. Am gleichen Nachmittag ging sie.

In den folgenden Wochen ruhte Lori stärker 'in sich'... oder in diesem Mädchen. Sie übernahm den gesamten Haushalt. Langsam, aber entschieden leitete sie die gesamte Pflege. Sie gab sogar den Eltern Anweisungen. Sie waren schließlich nichts weiter als Dienstboten in ihrem eigenen Haus. Lori war die Arme und Beine und Stimme ihrer jetzt völlig hilflosen und fast leblosen geliebten Freundin. Lori war eine Tyrannin, sie trieb sich selbst und andere mitleidslos an. Sie schlief kaum. Jeder Funken Energie wurde von dem sterbenden Mädchen verzehrt.

Und dann kurz vor dem Tod des Mädchens riefen mich die Eltern. Sie könnten es nicht länger ertragen. Etwas müsse in bezug auf Lori geschehen. Sie sei völlig von Sinnen. Natürlich machte ich mir Sorgen. Ich ging hin, um mit ihr zu reden. Aber sie erkannte mich kaum. Ich glaubte, ich wäre zu ihr durchgedrungen, aber dem war nicht so. Ich ging mehrmals hin, schien ihr aber überhaupt nicht helfen zu können. Zwei Wochen später ist das Mädchen gestorben.

Eines Tages, als ich hinkam, ging mir der Vater aus dem Weg. Er fuhr im Auto weg, ohne sich umzusehen. Lori war im Bibliothekszimmer und startete abwesend vor sich hin. Wir stritten uns. Sie hatte sich vollkommen

an dieses Mädchen verloren, war wie verhext. Ich wollte sie zurückhaben. Die Kinder brauchten eine Mutter. Die Eltern des Mädchens wollten Lori loswerden. Lori hatte einen Wutausbruch. Sie raste wie von Sinnen. Jeden letzten Rest an Energie in ihr schleuderte sie in diese tollwütige Eruption. Zuletzt schrie sie mich an: 'Du Mörder!' Diese Worte klingen mir immer noch im Ohr.«

Marvin seufzt tief. In dem entstehenden Schweigen verharrt die ihn umgebende Gruppe regungslos. Kein Seufzer, nicht einmal ein Atemzug ist zu hören.

»Der Vater, der das nicht mehr länger ertragen konnte«, fährt Marvin mit resignierter Stimme fort, »kehrte mit dem Arzt zurück. Lori erhielt eine Injektion, und in wenigen Augenblicken war sie ruhig. Man brachte sie ins Krankenhaus. Ich habe sie nicht mehr gesehen... fast ein Jahr lang. Das ist alles sehr belastend für mich. Ich möchte ihre Liebe verstehen.«

»Du möchtest Loris persönliche Erfahrung verstehen, damit du sie lieben kannst? Ist es das?«, fragt ihn ein junger Mann, der gerade eine Bera-
terausbildung macht.

»Ja, das ist es«, antwortet Marvin. Seine Stimme ist jetzt fester.

»Mit anderen Worten, du möchtest die Erfahrung von Lori ausagieren. Du möchtest ihre Rolle spielen, um zu empfinden, was sie empfunden hat?«

»Ja, genau.«

»Und was ist meine Rolle?«, fragt Steve besorgt.

»Nun, ich wollte, daß du Marvin spielst. Ich habe dich ausgesucht. Du bist ich. Ich habe es gesehen. Da sitzt du jetzt mir genau gegenüber. Du paßt vollkommen. Zuerst wollte ich Bill. Aber Bill ist Lori, nicht Marvin. Ich brauche dich als Marvin: verwirrt, bedürftig, verständnislos, selbstgerecht, ungeduldig.«

»Und was willst du von uns übrigen?«, fragt jemand in der Gruppe.

»Ich möchte, daß ihr alle an den Rand rückt. Nur ich und Steve. Niemand sonst soll sich einmischen. Ich habe Steve Anweisungen gegeben. Wenn er zu irgendeinem Zeitpunkt aufhören möchte, kann er es sagen, und ich werde das Stück stoppen. Ich vertraue Steve.«

»Das gibt mir ein gutes Gefühl«, fügt Steve hinzu.

»Das klingt okay. Fangen wir an. Jetzt ist Marvins Stunde«, sagt einer der Befürworter des Psychodramas.

»Moment mal«, beginnt Marilyn stockend. »Mir ist das ganze unheim-

lich. Ich bin nicht sicher, warum. Wahrscheinlich bin ich mir nicht sicher, was du vorhast. Ich habe ein bißchen Angst, was geschehen könnte.«

»Ich vertraue Marvin«, entgegnete Alice. »Wir sollten ihn unterstützen, wenn er an sich arbeiten will.«

»Hauptsächlich nehme ich an«, fährt Marilyn fort, »macht es mir Sorgen, daß du etwas tun könntest, was so endet wie die Erfahrung deiner Frau . . . verstehst du, daß du in einer psychiatrischen Klinik landest. Marvin hast du . . . hast du etwas vor, was dazu führen wird, daß man dich wegbringt?«

»Nun, ich weiß nicht genau, was das Ergebnis sein wird. Aber ich bin darauf vorbereitet«, antwortet Marvin, auf den Boden starrend.

»Ich höre dich sagen, daß du die Verantwortung übernimmst für alles, was immer geschieht. Ist das richtig?«, fragt ihn Francisco.

»Ja, das ist richtig.«

»Nun, dann laßt uns anfangen«, ruft jemand am äußeren Rand des Kreises.

Der Raum um Marvin weitet sich bis zu den Wänden. Er stellt einen Blumentopf neben einen kleinen Teppich, der Loris Bett repräsentiert, in der Mitte des Raumes. Er borgt sich die Holzpantinen einer Frau und stellt sie neben das »Bett«.

Die Abenddämmerung hat sich auf den Raum gesenkt und verschleiert die Gesichter der Menschen, die dichtgedrängt an der westlichen Wand sitzen. Marvins Bewegungen, die Gesten der Zuschauer sind bedächtig und überlegt. Sie wirken gesammelt, als würden sie von den gewaltigen und geheimnisvollen Kräften gesteuert, die den Lauf der Planeten und die Länge der Tage bestimmen.

Manche sagen soviel wie: »Los, Mann, stürz dich rein. Das Risiko lohnt sich.« Aber andere sind skeptisch. Worin besteht das Risiko? Sie zögern. Niemand sagt zu Marvin: »Tu das nicht«. Aber ein vages Zögern hat einige der Fragenden erfaßt. Ihre Stimmung scheint zu besagen: »Wir würden dir gern helfen. Kannst du bitte deine Absichten klarstellen, damit wir dich verstehen können?« Die liebevolle Anteilnahme von Freunden ist offensichtlich.

Schließlich sagt jemand: »Stoppt mal. Ich kann da nicht weitermachen. Ich fühle mich hier immer machtloser. Ich bin wie ein Mauerblümchen, das am Rande steht. Ich soll bereit sein, mich nicht einzumischen, bloß zuzusehen. Aber du, Marvin, du legst dich nicht fest. Ich weiß nicht,

ob du den Laden auseinandernehmen wirst, Leute verletzen, dich selbst verletzen oder was. Ich möchte dich beteiligen, aber mir gefällt das so nicht.«

»Ja, du hast ganz recht«, antwortet Marvin.

»Ich möchte, daß du es machst. Wirst du etwas kaputt schlagen, Marvin?«, will Sally wissen.

»Ich kann für nichts garantieren.«

»Wirst du jemand verletzen?«

»Es ist nicht meine Absicht, jemand zu verletzen.«

»Ich denke, wenn er versucht, jemand zu verletzen«, antwortet Bill, »können wir ihn stoppen. Schließlich sind wir viele.«

»Das glaube ich nicht«, widerspricht Marilyn. »Wir sind so weit von ihm entfernt. Ich habe Angst. Ich möchte eine Menge starker Männer um ihn herum haben, oder ich bin mit diesem Spiel nicht einverstanden.«

»Ich möchte die *Gewißheit*, daß keine Personen oder Sachen zu Schaden kommen werden, oder ich gehe!« Virginia erhebt sich und wendet sich, laut ihre Bemerkung rufend, der Tür zu.

»Wart einmal«, erwidert Marvin hastig. »Ich begreife etwas. Ich brauche euch alle hier.«

»Hat deine Frau Dinge zerdeppert?«, fragt Sally.

»Ja.«

Eine lange, lautlose Stille . . . gedämpfter Lampenschein hat die Schatten im Raum anders verteilt und läßt die Gruppenmitglieder schärfer hervortreten. Minuten haben sich in Stunden verwandelt. Während wir auf die Hauptakteure, Lori und Marvin, warteten, hatte das Stück bereits stattgefunden. Das Drama, das sich abspielte, war weniger und gleichzeitig mehr, als was Marvin vorschwebte. Er und die Gruppe waren die Akteure, die sich Schritt um Schritt in einem Drama vorankämpften, an dem sie alle mitwirkten, auf der Suche nach einem Ausgang, der allen entsprechen würde.

Marvin sagt nachdenklich: »Ich bin bereit, das aufzugeben. Das war genug. Es ist abgeschlossen. Ich habe, was ich brauche. Das reicht. Ich bin euch dankbar.«

»Ich brauche nicht das Trauma meiner Frau zu wiederholen, wie ich dachte. Ich *empfinde* in diesem Augenblick, was sie empfunden hat, und *ihr* empfindet es mit mir. Ich brauchte euren Beistand. Und ich brauchte es, daß ihr stark seid, daß ihr mich drängt, damit ich die Stärke aufbrin-

gen konnte, mir selbst ins Gesicht zu sehen. Ich brauchte eure Fürsorge, das Verhindern, daß jemand Schaden nimmt. Ich brauchte eure Anteilnahme, um zu spüren, was das alles für mich bedeutet. Ich habe bekommen, was ich brauchte, nicht, was ich wollte. Plötzlich verstehe ich die Liebe zweier starker Menschen.«

Der Weg, nicht das Ziel, hatte sich verändert. Marvin und die Gruppe hatten sich verwandelt. Bei der Suche nach Wahrheit war echte menschliche Teilnahme an die Stelle psychodramatischer Zauberei getreten. Marvins Schultern hängen herunter, während er sich eine Zigarette anzündet. Er hat begriffen.

Marilyn macht einen tiefen Atemzug. Virginia läßt sich in einen Sessel fallen. Steve streckt sich, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, auf dem Boden aus.

Niemand brauchte »es« zu tun. Dennoch hatten alle etwas gemeinsam durchlebt. Dem »Es« wurde ins Auge gesehen. Die Gruppe hatte sich mit Marvin auf das Chaos eingelassen, und alle waren zurückgekehrt.

»Was hat Lori eigentlich getan?«, fragt jemand, während die Gruppe langsam die Bibliothek verläßt, wo die Versammlung stattfand. Während er durch die gläserne Schwingtür geht, antwortet Marvin beiläufig: »Bei ihrem verrückten Wutausbruch hat sie mich mit Dingen beworfen, hat sich die Kleider vom Leib gerissen und mit ihrem nackten Körper eine Fensterscheibe zerschmettert.«

Irgendwie hatte die Gruppe gespürt, daß Marvins Absichten gefährlich sein könnten. Selbst wenn er die Verantwortung für seine Handlungen übernahm, war die Gruppe nicht bereit, zuzulassen, daß jemand oder etwas zu Schaden kam. Aber vielleicht hatte Marvin gar keine bestimmten Absichten. Sein Drama hing von der Gruppe ab. Alle tasteten sich gemeinsam voran; Gefahr war ein Teil dieses Erlebnisses. Gemeinsam schufen sie eine konstruktive Alternative.

Konventionelles Denken könnte den Richtungswechsel so deuten, daß der »Gruppendruck« den Einzelnen gezwungen habe, sein Verhalten an die Gruppennorm anzupassen. Aber man darf nicht vergessen, daß Marvin mit der Absicht begann, der Gruppennorm einer explosiven Zurschaustellung von Emotionen zu genügen, und daß die Gruppe anfangs dieses Vorgehen unterstützt hatte und bereit gewesen war, ihm dabei zu helfen.

Stattdessen wurden die etablierten Ideen der Gruppe — das heißt, ihre Kultur — in einem kohärenten Akt verwandelt, indem sie mit der neuen

Realität der Gruppe in Konflikt kamen. Die »Traditionen«, das »Erbe«, der »Lebensentwurf« in dieser Gruppe wurden verändert. Die Gruppenmitglieder hatten zuerst ihr soziales System installiert und es dann umgewandelt. Sie partizipierten nicht bloß an diesem System, sondern revidierten, als es nötig wurde, auch manche der ihm zugrundeliegenden Werte.

Marvin folgte seinem Wunsch, sich selbst zu verstehen, und dieser führte ihn in eine überraschende Richtung — nicht zur Gewalt, sondern weg davon. Die Gemeinschaft hätte mit der Krise eines »emotionalen Zusammenbruchs« fertigwerden können, falls er ein »Problem« geworden wäre. In dieser Gruppe waren sich die Teilnehmer des Verhaltensmusters der Gruppe und seiner Konsequenzen für den Einzelnen jedoch deutlich bewußt. In gewissem Sinn durchlebten sie empathisch seine Erfahrung mit ihm. Sie veränderten sich gemeinsam.⁽¹³⁾

Wir hätten als Spezies nicht überleben können, wären wir nicht imstande, uns konditionieren zu lassen. Die Kultur zu verändern, ist jedoch vielleicht eine ebenso natürliche Funktion, wie sich an sie anzupassen. Midgley (1978) bemerkt: »Wenn Menschen der Kultur, in der sie aufgezogen wurden, Widerstand leisten und sie verändern, dann tun sie dies, weil ihre Natur dies fordert. Die Konditionierung versagt hier, weil das, was konditioniert wurde, stärker ist als seine Konditionierung.«

Ich habe zuvor von einer Episode berichtet, bei der sich Einzelne, offenbar persönlichen Impulsen folgend, zur gleichen Zeit entschlossen, in den Versammlungsraum zu gehen. Das Ergebnis war eine spontane Zusammenkunft der Gemeinschaft. Das heißt, das Muster vieler bewußter, persönlicher Handlungen resultierte in einer koordinierten Handlung der Gruppe. Bei dem eben zitierten Beispiel bewiesen die Teilnehmer eine Sensitivität gegenüber dem Muster ihrer Handlungen. Obwohl ihre individuellen Gedanken, Gefühle und Verhaltensweisen nicht ungewöhnlich waren — tatsächlich standen sie völlig in Einklang mit der vorhandenen Kultur —, war das entstehende Muster nicht das, was sie anstrebten.

Genau diese *Wahrnehmung* des entstehenden Musters im gleichen Moment, in dem sich jeder Einzelne individuell verwirklicht, erscheint mir als wichtig, und zwar deshalb, weil es dazu führen kann, unerwünschte Muster in wünschenswerte zu verwandeln, ohne offen eine Kontrolle über individuelle Entscheidungen auszuüben. Die Fähigkeit, die Muster der Gruppe wahrzunehmen, vermindert die Wahrscheinlichkeit, daß Gruppenmitglieder ihre Verantwortung für die Konsequenzen ihres kollektiven

Handelns ignorieren. Ein häufig auftretendes Verhaltensmuster bei Großgruppen-Workshops ist zum Beispiel die Ablehnung eines Mitglieds durch die Gruppe, obwohl jeder Einzelne für sich den Betreffenden zu akzeptieren scheint. Sich das Muster dieser Ablehnung bewußt zu machen, könnte es Gruppen erschweren, Ungerechtigkeiten zu begehen, während ihre Mitglieder mit den Achseln zucken und einander erstaunt ansehen.⁽¹⁴⁾

Partizipation

Ein Mann, der in den Großgruppenversammlungen bisher noch nicht das Wort ergriffen hat, sagt, er möchte, daß alle wüßten, daß er trotz seines Schweigens intensiv beteiligt sei. Er tue alles, wozu er fähig sei, für andere zu tun. Er nehme Anteil. Gleichzeitig gibt er zu, daß er an seine Grenzen gestoßen sei. Er wisse einfach nicht, ob er alles getan habe, was möglich sei. Er glaube, es sei Enttäuschung, was er empfinde; vielleicht hätte er mehr tun können.

Viele andere, die ebenfalls schweigen, sind in ernstes Nachdenken versunken; sie partizipieren auf ihre Weise. Nur einige wenige agieren als die Hauptfiguren in jedem Geschehen; weitaus mehr durchleben still das gleiche Drama, empfinden die Gefühle, ringen mit den Schwierigkeiten, bemühen sich um eine unergründliche Weisheit, die außerhalb ihrer Reichweite bleibt.

Heute äußern viele Menschen so etwas wie Enttäuschung: Manche sind enttäuscht, daß sie den Workshop verlassen müssen; andere sind enttäuscht von ihrem Leben zu Hause, wieder andere, weil die Kissen im Versammlungsraum von denjenigen gehamstert werden, die früher da sind. Gestern war auch ich enttäuscht, daß ich vielleicht nicht genügend zu diesem Workshop beigetragen hatte. Tag für Tag hatte ich alles getan, was mir möglich erschien. Auch rückblickend empfand ich es noch so; dennoch erschien mir meine Bemühung, alles in allem genommen, unzureichend. Was wir alle miteinander gemein zu haben schienen, war diese *Enttäuschung*.

Mir ist das bereits vertraut: ein Zeitpunkt im Workshop, an dem wir uns alle enttäuscht und unzulänglich fühlen. Verschiedene Erklärungen für dieselbe Emotion? Ist es eine Stimmung, ein Gefühl, was uns alle zusammenhält? Wird ein Gemälde oder eine Plastik aus verschiedenen Per-

spektiven und mit verschiedenen Augen gesehen, so ergibt dies unterschiedliche Beschreibungen ein und desselben. War es hier auch so? Empfanden wir gemeinsam dieselbe Stimmung, und schufen wir uns nur verschiedene Erklärungen?

Coming out

Am ersten Abend des Workshops berichtete Virginia sehr amüsant über ihre Arbeit in Sexualerziehung. Bei der Beschreibung ihrer Kurse erzählte sie eine Menge Witze und spielte mit Doppeldeutigkeiten, was ihrer Rede einen verführerischen Touch verlieh. Die meisten Gruppenmitglieder lachten belustigt.

Einige Frauen wandten jedoch ein, daß die weibliche Sexualität ein ernstes Thema sei und nicht Gegenstand von Witzen sein sollte. Benehme sich Virginia nicht bloß verführerisch, um die Aufmerksamkeit ihres Publikums zu gewinnen? Natürlich nicht, entgegnete Virginia. Könnte es sein, daß diejenigen, die ihre Bedenken äußerten, sexuell etwas verklemmt seien?

Heute ist es klar, daß Virginia tatsächlich die Zuhörer für sich gewinnen will. Sie nutzt eine Pause in den Diskussionen, um eine rührende persönliche Geschichte zu erzählen. Sie entstammt einer großen und wohlhabenden Familie, und als Kind war es ihr nie gestattet gewesen, zu tanzen oder sich in irgendeiner Weise zu produzieren. Sie hätte das ungeheuer gern getan, aber man zwang sie, sich »wie eine Dame« zu benehmen.

Sie fand eine akzeptable Form der Selbstdarstellung durch das Unterrichten. Aber jetzt möchte sie zum ersten Mal seit ihrer Kindheit Gelegenheit haben, so aufzutreten, wie *sie* es sich wünscht, nicht in Form kluger Vorträge, sondern durch Tanz und Bewegung. Die Gruppe summt eine Melodie, und sie improvisiert. Anfangs gibt es Schwierigkeiten, aber dann bringt die Gruppe Musik und Bewegung in Einklang, als ob diese Darbietung schon viele Male geprobt worden sei. Sie bewegt sich elegant, ungezwungen, in fließenden Abläufen. Es ist unterhaltsam. Es ist legitim. Sie ist genau so, wie sie sein möchte, und sie verwirklicht sich selbst.

Noch Minuten zuvor trennten uns Meinungsverschiedenheiten, und jetzt sind wir ein zusammengehöriges Ganzes, das koordiniert und spontan einer Ballettvorstellung beiwohnt.

Weitere Metaphern

Das Plenum findet heute im Freien statt. Die Sonnenstrahlen schmelzen die Anspannung aus meinem Körper. Träge verlagere ich meine Konzentration von meinem Inneren auf die Außenwelt. Ich denke über mein Verhältnis zur Welt nach. Die Wärme meines sonnengebräunten Rückens absorbiert die Ereignisse des Tages.

Heute herrscht Schweigen. Es ist anders als die gespannte Geräuschlosigkeit unserer ersten Versammlungen. Diese Stille ist friedlich. Die Teilnehmer scheinen es zu akzeptieren, daß sie nichts zu sagen haben.

Als wir bei dem Workshop eintrafen, schienen wir alle zu wissen, was wir wollten, und was wir tun mußten, um es zu bekommen. Wenn wir Erfolg haben wollten, mußten wir rasch arbeiten und uns unter Druck setzen, da wir nicht viel Zeit hatten. Jetzt ist es nicht nötig, irgendwohin zu gelangen. Wir können sein, wo wir sind, selbst wenn wir im »Nirgendwo« sind.

Bald fangen die Teilnehmer an, Metaphern zur Beschreibung des Workshops anzubieten. Ralph zum Beispiel vergleicht den Workshop mit einer Perle, die aus einem Brocken Erde, einer Unreinheit entstanden ist. Aus unseren Ängsten, unseren kleinlichen Problemen, unseren Konflikten, unseren negativen Gefühlen ist etwas Reines und Wertvolles hervorgegangen.

Sally sagt, der Workshop erscheine ihr wie eine Amöbe, eine primitive Form von Leben, manchmal rund und integriert, manchmal länglich und unregelmäßig, doch immer von wechselnder Gestalt, fließend und organisch, lebendig.

Betty vergleicht den Workshop mit einer Geburt. Die Zeugung sei neun Monate zuvor durch die Veranstalter erfolgt. Der Keim habe sich im Bewußtsein aller Teilnehmer unsichtbar entwickelt und Form angenommen. Unsere Zusammenkunft an diesem Ort sei die Geburt gewesen, und das Neugeborene habe sich als ein lebendiges Geschöpf entwickelt, habe mit seinen Gefühlen, seinem Egoismus, seiner Adoleszenz gerungen, habe seinen Platz in der Welt als Erwachsener mit seiner Midlife Crisis, seinen Freuden und Enttäuschungen gefunden und sei schließlich gereift.

Ein junger Mann, von dem man zuvor nichts gehört hatte, erklärt, der Workshop sei wie ein Symphonieorchester gewesen, das ohne Dirigent gespielt habe, wobei jeder Musiker seinen klaren und unverwechselbaren

Sound hervorgebracht und damit zu einer Melodie beigetragen habe, die schließlich in eine Symphonie mündete. Sobald die Tonlage jedes Einzelnen entdeckt wurde, habe das Orchester voll Kraft und Freude gespielt.

Gegensätze, die verschmelzen

*Sobriety doth rob me of delight,
And drunkenness doth drown my sense outright;
There is a middle state, it is my life,
Not altogether drunk, nor sober quite.*

Omar Khayyám

Ich sitze schweigend in der Plenarversammlung. Es ist das letzte Mal in diesem Workshop, daß die ganze Gruppe beisammen ist. Sally spricht und schließt mit den Worten: »Ich weiß noch nicht, was diese Erfahrung für mich bedeutet, aber ich bin aufgeregt. Seit ich ein Kind war, habe ich mich nicht mehr so gefühlt.«

David: »Mir ist jede Versammlung vom Anfang bis zum Ende unheimlich *auf den Geist gegangen*. Alle Gemeinschaftstreffen schienen das Schlechteste bei jedem ans Licht zu bringen, trotz des eindeutigen aktiven Aufwands von ungeheurer Mühe und Anteilnahme. Und dennoch«, schließt David, »hätte ich nirgends sonst sein mögen. Hier gehöre ich hin!«

Die Leute, die sich jetzt zu Wort melden, sind mir inzwischen vertraut. Obwohl ich sie nicht sehr gut kenne, fühle ich mich ihnen nahe. Aber ich fühle mich auch der *Gruppe* nahe, dieser Gemeinschaft, unserer kollektiven Präsenz.

Das eben ablaufende Gespräch dringt wiederum in mein Bewußtsein. Manche Teilnehmer sprechen davon, wie positiv sie das finden, was mit ihnen geschieht. Manche drängen bis zum Ende, um eine Antwort auf ihre Fragen zu finden. Andere versuchen, die fehlenden Antworten zu liefern. Wieder andere erklären, ihnen mißfielen die Frustration der Versammlungen, aber etwas sei im Begriff, sich innerlich bei ihnen zu verändern. Andere machen Vorschläge, wie künftige Workshops besser organisiert werden könnten. Manche äußern Ungeduld angesichts solcher

Überlegungen. »Was fühlst du eigentlich?«, wollen sie wissen. Andere verübeln diese Konzentration auf Gefühle: »Was ist gegen Denken einzuwenden?«. Andere fordern eine Verbindung von beidem. Eine Frau erklärt, dies sei unmöglich. Eine andere sagt: »Nein, das ist es nicht, genau dies geschieht hier. Ich stimme Ihnen allen zu«.

Obwohl die Komplexität unserer Diskussionen, Probleme und ihrer Alternativen verwirrend ist, fühle ich mich klar im Kopf. Ich bin völlig auf das eben besprochene Thema konzentriert. Meine Gedanken kreisen um die Frage, die gerade besprochen wird, um das Problem, das es zu lösen gilt, um das Bemühen, einander in Konflikten zu verstehen. Meine Aufmerksamkeit verfolgt die Gesichter der Sprechenden, ihre Worte, einen abstrakten Gedanken, eine flüchtige Erinnerung, meine eigenen inneren Gefühle. Obwohl meine Aufmerksamkeit gebündelt ist, bin ich auch merkwürdig distanziert.

Auf jede Aussage, selbst solche, die gegensätzliche Argumente repräsentieren, kann ich antworten: »Ja, ich stimme dir zu«. Jede Erklärung, die hier abgegeben wird, klingt glaubhaft für mich. Sie ist nicht *völlig* befriedigend für mich, aber nahezu. Wenn ein anderer spricht und die entgegengesetzte Auffassung vertritt, kann ich ebenfalls sagen: »Das ist richtig, ich bin deiner Meinung«. Aber wie kann ich beidem zustimmen? Obwohl ich weiß, daß ich es nicht kann, tue ich es paradoxerweise doch!

Mit jeder Aussage wächst mein Gefühl des Verständnisses, und mein Bewußtsein der Wahrheit wird schärfer, obwohl meine Fähigkeit, diese zu formulieren, abnimmt. Ich kann die bevorstehende Antwort spüren, doch wenn ich versuche, mein erweitertes Verständnis in Worte zu fassen, ist das Ergebnis nicht ganz befriedigend. Mit einem Gefühl von Überraschung und Enttäuschung stelle ich fest, daß meine Konzepte in dieser neuen Situation nicht ausreichen. Erleichtert fühle ich mich erst, als dieselben Konzepte durch die Diskussion zu etwas weiterentwickelt werden, was nützlich sein könnte.

So sitze ich also gespannt und innerlich beteiligt da, konzentriert, verwirrt, und ringe um die Formulierung von Worten, die genau diesem sich entfaltenden »Es« entsprechen. Obwohl keine Worte »es« zu beschreiben scheinen, vermag das Schweigen schließlich auszudrücken, was wir alle hören wollen. Manchmal kann *nur* das Schweigen es ausdrücken, und wir geben uns damit zufrieden.

Aber manchmal erkennen wir, als hätte das Schweigen selbst ausge-

sprochen, daß der Gruppe eine treffende Formulierung gelungen ist. All die Kommentare, die unvollständigen Bilder und Worte »versammeln sich« mit dem Schweigen, der Unruhe, dem Kommen und Gehen zu einer schlüssigen Aussage darüber, wer und was »es« ist.

Ich bin ganz, und ich bin Teil eines Ganzen. Ich beginne Ähnlichkeiten zu bemerken zwischen dem, was in der Gruppe geschieht und was in mir geschieht. Ich »weiß«, was als nächstes in der Versammlung geschehen wird, welches Thema zur Diskussion stehen wird, welche Gefühle die Anwesenden haben werden, welche Sorgen vorgebracht werden, welche Aktion ansteht. Ich kann das nächste Ereignis voraussehen. Ich kann mir selbst weder als ein Experte noch als ein Lehrer, aber als simple Quelle der Einsicht dienen. Dennoch *folge* ich dem Fluß der Ereignisse, ich *steuere* ihn nicht. Ich folge einem »Etwas«, das meinen eigenen Gedanken folgt.

Nachdem ich erlebt hatte, wie die Großgruppe in ihrer umständlichen Weise sensibel eine gerechte Entscheidung formuliert oder effizient und fair gehandelt hat, begann ich den Bewußtseins- und Erkenntnisstand und die Fähigkeit einer Menschengruppe, mit komplexen Problemen umzugehen, zu respektieren. Ich konnte mich wie jedes andere Mitglied der Gruppe in dem Bewußtsein beteiligen, zu diesem Vermögen der Gruppe beizutragen. *Vertraute* ich der Gruppe? Ich hatte mehr Gründe, der Gruppe zu vertrauen, als dies nicht zu tun. Aber ich erkannte nicht immer, wie die Gruppe denn mit der *gegenwärtigen* Krise fertigwerden könnte. Würde sie diesmal versagen? Als der Ausweg aus dem Dilemma gefunden war, war ich erneut beeindruckt, und zwar genügend, um weitere Workshops ohne designierte Leiter zu organisieren. In diesem Sinne vertraute ich der Gruppe. Was ich dabei kultivierte, war vielleicht eine Toleranz für Mißbehagen und eine Offenheit für die Möglichkeit, daß die Gruppe einen Ausweg finden könnte.

Satire

Heute abend versammelt sich eine Schar von Leuten auf der Vortreppe des Wohnheims. Niemand hat die Zusammenkunft arrangiert. Einige unterhalten sich miteinander, und nach und nach gesellen sich andere zu ihnen. Sie machen sich über den Workshop lustig. Sie lachen. Sie improvisieren ein Theaterstück. Sie imitieren die Veranstalter und die Hauptper-

sonen des Workshops und spielen einige der dramatischeren Augenblicke der Gruppe nach. Die komische Seite unserer heiligsten Handlungen wird freigelegt. Die heikelsten Momente werden übertrieben und durch den Kakao gezogen. Die Wahl des Zeitpunkts ist optimal. Hätten sie das gestern getan, so wäre es zu früh gewesen; morgen, zu spät. Heute abend können wir über uns selbst lachen, und es wirklich genießen.

In jedem Workshop hat sich etwas ähnliches ereignet. In manchen war es ein Sketch, eine Talentschau, alles sehr organisiert. Unternehmende Mitglieder eines Workshops ließen T-Shirts mit den Parolen der Gruppe drucken. Sie machten Kostüme und texteten Songs. Die meisten dieser Darbietungen enthielten einen erfrischenden, »bilderstürmerischen« Humor.

Ob diese Aktivitäten geplant sind oder spontan erfolgen, sie zählen sicher zu den schöpferischsten Erfindungen der Gruppe. Ist, ernsthaft leben und über sich selbst lachen zu können, nicht eine unbezahlbare menschliche Qualität?

Abschluß

Die ersten paar Stunden des Workshops schienen Wochen zu dauern. Die nächste Woche schien in wenigen Stunden zu vergehen. Jeder Augenblick war mit etwas ausgefüllt — Angst, Wut, Enttäuschung, Problemen, Frustration, Erregung, Lachen, Freude, Befriedigung, Lösungen.

Das letzte Plenum ist wie das erste: wie es anfängt, wie sich die Einzelnen zu Wort melden. Wir scheinen zu unserem Bewußtsein jenes ersten Tages zurückgekehrt zu sein, aber ohne jene gespannte Erwartung.

Die Versammlung endet nach einem langen und friedlichen Schweigen. Dann beginnen die ersten, sich zum Abschied zu umarmen. Als ich das letzte Auto voll Teilnehmer um Murphey's Place biegen sehe, läuft mir eine Träne über die Wange.

Setting

So wie der Pilger scheidet, während das Land bleibt, so scheiden die Menschen von dieser Erde; die Erde aber bleibt ewiglich.

William Blake

Daß sich viele der Vorzüge der Zweiergruppe und der Kleingruppe auch in den Großgruppen-Workshops wiederfanden, war nicht überraschend. Diese Großgruppen-Workshops hielten jedoch zwei Überraschungen für uns parat. Die erste war, daß eine Gruppe von gebildeten, gutmütigen Menschen, überwiegend aus den helfenden Berufen, sich nicht besser verhalten können, als eine wilde Horde, und daß sich einzelne Gruppenmitglieder, obwohl sie in anderen Situationen stabil sind, in dem Gruppen-Setting recht bizarr benehmen können.

Die zweite Überraschung war, daß angesichts des eben Gesagten und des manchmal hoffnungslos chaotischen Verlaufs der Gruppensitzungen die Gruppe zu durchaus delikaten, intelligenten und partizipatorischen Handlungen mit sensitivem Respekt für jedes einzelne ihrer Mitglieder imstande war.

Erwartungen

Meine Überraschung angesichts des chaotischen Verhaltens von Großgruppen betraf größtenteils meine eigenen Erwartungen. Nachdem ich in einer relativ geordneten und individuumorientierten Gesellschaft gelebt hatte, besaß ich wenig Erfahrungen mit großen Gruppen dieser Art. Ich war natürlich schon ein Teil von Menschenmengen gewesen und hatte die starken, ansteckenden Emotionen von religiösen Ritualen und politischen Versammlungen, von Konzerten und sportlichen Wettkämpfen empfunden. Dennoch war ich zu der Überzeugung gelangt, daß die bizarren und destruktiven Handlungen von Mobs das Werk von Gewalttätern seien, die, von der Welle der Ansteckung getragen und in der Anonymität der Masse verborgen, ihre Aggressivität austobten. Brave Bürger, gebildete Leute würden sich dagegen auch in einer großen Menge, so stellte ich mir vor, weiterhin in zivilisierter Weise benehmen.

Als ich entdeckte, daß dies häufig nicht der Fall war, erklärte ich mir ihr

sonderbares Verhalten und die krause Logik ihres Denkens als Resultat der ein oder zwei schlechten Charaktere, die die Gutmütigkeit der Gruppe ausnutzten, um Zoff zu machen. In Fällen, wo diese Erklärung nicht ausreichte, vermutete ich, wie viele Teilnehmer, daß der chaotische Gruppenverlauf auf die Organisatoren zurückzuführen sei, die die Gruppe direkt oder indirekt frustriert und dadurch deren aggressives Verhalten provoziert hätten.

Obwohl all diese Erklärungen plausibel sind, gab es immer noch viele Fälle, in denen keine davon zu passen schien. Nach und nach begann ich zu argwöhnen, daß das Verhalten der Teilnehmer und der Gruppe-als-Ganzes in diesen Großgruppen-Workshops nichts Außergewöhnliches ist, ja, daß es de facto einen gewöhnlichen Aspekt der menschlichen Natur darstellt. Auch gute Menschen mit guten Absichten und manchmal sogar guten Ideen können, weil sie nicht das vollständige Bild sehen oder die vollen Konsequenzen ihrer Handlungen überblicken, Böses tun (Milgram, 1974).

Mit anderen zusammenzukommen, hat offenbar eine *Auswirkung* auf Personen, die sich in kollektives Verhalten umsetzt, das destruktiv (oder auch konstruktiv) sein kann. Oder es kann auch einfach nur beunruhigend sein, wie bei dem folgenden häufigen Vorfall.

Die Großgruppe hat ihre Beratungen über ein verwickeltes Thema abgeschlossen. Die Pro- und Kontrastimmen sind leidenschaftlich zu Wort gekommen; das Problem wurde von verschiedenen Gesichtspunkten aus angepackt. Die erschöpfte Versammlung akzeptiert widerstrebend einen Kompromißvorschlag.

Beim Verlassen des Versammlungsraums kreuzt sich der Blick eines Teilnehmers mit dem eines Freundes: »Ich fühle mich schrecklich«, bemerkt er zur Bestürzung des anderen.

»Ich auch«, gibt der andere bereitwillig und quasi über sich selbst überrascht zu.

»Ich habe drinnen zugestimmt, aber jetzt ist mir gar nicht wohl dabei.«

»Warum hast du nicht protestiert oder entschiedener dagegengesprochen? Warum habe ich selbst das eigentlich nicht getan?«

»Ich weiß nicht. Ich bin mir erst jetzt über dieses Gefühl klargeworden. Drinnen schien es mir in Ordnung; ich hatte nichts zu sagen.«

Sie sind verduzt über ihr eigenes Verhalten. Sie hatten jede Möglichkeit, in der Gruppe ihre Meinung zu sagen. Sie empfanden keinen Druck,

den Mund zu halten. Sie hatten keine Angst. Dennoch fehlte ihnen aus irgendeinem Grund der Antrieb zu sprechen. Sobald sie den Versammlungsraum verlassen hatten, kam ihnen jedoch sofort eine deutliche Empfindung zu Bewußtsein, die der Gruppenentscheidung zuwiderlief. Obwohl sie alles getan hatten, was sie im Augenblick für nötig hielten, empfinden sie jetzt dennoch Bedauern.

In bezug auf einen Workshop, an dem ich nicht teilnahm, veranschaulicht der ausgezeichnete Bericht der Veranstalter ebenfalls, welche Wirkung es auf Teilnehmer haben kann, die nicht handeln, wenn sich die Gelegenheit bietet. In dieser Gruppe griffen einige Teilnehmer einen ihrer aktiveren Kollegen an; der war »zweifelloos verletzt und verärgert« über dieses Vorgehen. Andere Teilnehmer schämten sich später, daß sie durch ihre Passivität indirekt zu der Demütigung dieses Mannes beigetragen hatten. »Ich kann mir einfach nicht vergeben, daß ich das geschehen ließ«, entschuldigte sich ein Gruppenmitglied immer wieder (Doob & Foltz, 1973).

Heinz Kohut (1985) hat in einer Analyse von Gruppen die Auffassung vertreten, daß einem Teil der Mitglieder einer großen Gruppe von der Gruppe-als-Ganzes gestattet wird, ein bestimmtes Mitglied zu hänseln, zu verspotten, zu unterdrücken oder gar zu beleidigen — Akte, die die Ethik der ganzen Gruppe nicht gestatten würde. Gruppenmitglieder, die das Opfer der Aggressionen nicht mögen, aber deren Sinn für Fairness sie daran hindert, den oder die Betreffende zum Schweigen zu bringen, tun nichts, um andere daran zu hindern. Deshalb übernimmt manchmal eine Person oder eine kleine Gruppe die Führung, um ein unangenehmes Ziel zu erreichen, das die Gruppe-als-Ganzes ebenfalls wünscht, aber zu dem sie sich nicht bekennt. Sobald diese Tat vollbracht ist, werden natürlich diejenigen von Schuldgefühlen geplagt, deren Wünsche in Widerspruch zu ihrer Ethik standen, obwohl sie sich nicht unmittelbar an der Untat beteiligten.

Diese Ambivalenz kann sich mehr oder weniger direkt äußern. So gelangen zum Beispiel Schwurgerichte und andere autoritative Gremien oft zu Entscheidungen, die jedes einzelne Mitglied bei der Abstimmung unterstützt, obwohl Einzelne vielleicht anders entschieden hätten, wären sie nicht als »Volksvertreter«, sondern als Privatperson gefragt worden.

In einem anderen Workshop trat eine ähnliche Diskrepanz zwischen öffentlichen und privaten Meinungen zutage. »Immer wieder«, schreiben die Organisatoren des Workshops, »erlebten wir Fälle, daß ein und diesel-

be Person sich widersprüchlich verhielt, zum Beispiel in ihrer T-Gruppe konziliante Auffassungen vertrat und dann im Plenum schwieg oder eine rigide Haltung einnahm« (Doob, Foltz & Stevens, 1970).

Es kann auch sein, daß einzelne Teilnehmer *keine* Reue in bezug auf ihre Aggressivität in der Gruppe verspüren. John Allaway (1971) sagt aufgrund seiner Erfahrungen in der Tavistok Klinik über ähnliche Großgruppen, daß die große Gruppe »eine angsterfüllte Gruppe (sei) —, die meiste Zeit angsterfüllt. Es entsteht ein starkes Verlangen nach Führung, von der man sich abhängig machen kann, insbesondere seitens der Veranstalter, und wenn diese Funktion nicht übernommen wird, dann manifestiert sich starke Feindseligkeit. In der großen Gruppe werden von Einzelnen und der Gruppe bestimmten Mitgliedern Verletzungen zugefügt, ohne daß den Opfern Mitgefühl bewiesen würde. Und recht häufig streiten diejenigen, die diese Dinge tun, glatt jede Verantwortung dafür ab« (S. 5).

Nicht selten kommt es vor, daß Teilnehmer einzelne andere Gruppenmitglieder mögen und auch außerhalb der Gruppentreffen sehr gute Beziehungen zu ihnen haben und gleichzeitig die *Gruppe* hassen. Wie ein Teilnehmer seine Überraschung und Enttäuschung über dieses Phänomen ausdrückte: »Ich hatte einen guten Draht zu vielen Einzelnen, aber als Gruppe flopten wir herum wie Fische, die gehen lernen wollen«.

Selbst was in diesen Großgruppenversammlungen gesprochen wird, ist offenbar nicht immer die alleinige Entscheidung des Sprechenden. Ich habe oft folgenden Vorfall beobachtet: Jemand spricht ohne Aufforderung, scheinbar aus eigenem Antrieb. Er äußert Meinungen, persönliche Gefühle, eigene Gedanken, die er, wie er sagt, anderen mitteilen möchte. Die Gruppenmitglieder reagieren normal. Manche schauen ihn an und nicken, andere zeigen kein Interesse. Die Gruppe behandelt den Sprecher im großen und ganzen so, wie sie frühere Sprecher in den Versammlungen behandelt hat. Obwohl ein oder zwei Anwesende an irgendeinem Punkt um Klarstellung bitten mögen, wird der Betreffende nicht offen unter Druck gesetzt, weiterzusprechen.

Am Ende dieser Episode scheint er befriedigt. Er sagt, viele Dinge, die ihn beschäftigten, gewisse Einzelheiten seines Lebens, habe er zum ersten Mal enthüllt. Das freue ihn.

Beim nächsten Gruppentreffen erklärt er jedoch, daß er sich »von der Gruppe verraten« fühle. Er habe sich gestern Abend gut gefühlt, aber heute habe er den Eindruck, daß »die Gruppe ihn ausgenützt und ge-

drängt habe, zu weit zu gehen«. Er schäme sich und wünsche, er könnte einige der Dinge zurücknehmen, die er gesagt habe. Die Gruppenmitglieder sind erstaunt. Sie bestreiten, irgendein besonderes Interesse an seinen Angelegenheiten gehabt zu haben. Niemand habe ihn unter Druck gesetzt, sagen sie. Sie hätten gemeint, er sage, was er sagen wollte.⁽¹⁵⁾

In diesen Beispielen sind sich die Gruppenteilnehmer ihrer Handlungen bewußt. Sie haben im Augenblick nicht das Gefühl, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei, aber später, unter anderen Umständen, bereuen sie ihr Verhalten. Es kann jedoch auch geschehen, daß sich der Gruppenteilnehmer seiner Handlungen nicht bewußt ist. Der folgende Bericht von einem Treffen von Angehörigen gegnerischer Fraktionen verrät zum Beispiel einen gespaltenen Bewußtseinszustand, der auch bei intensiven Gruppensitzungen auftritt: »Ein Mann erhob sich auf einer Großgruppensitzung verdattert und erzählte, daß er soeben wie in Trance einen Campus-Laden verlassen und dann entdeckt habe, daß er einen Kugelschreiber mitgenommen hatte, ohne dafür zu bezahlen. Ein anderer erappte sich dabei, daß er 'draußen herumging und mit sich selbst redete — ich habe das noch nie zuvor getan'« (Doob et al., 1973).

Obwohl die Teilnehmer manchmal mit geringer persönlicher Bewußtheit handeln mögen, setzen sie in anderen Fällen bewußte Akte, die die Möglichkeit von Gruppenlösungen behindern. Mag auch das Ergebnis für die Einzelnen höchst befriedigend sein, es wirkt sich oft katastrophal auf die Effektivität der Gruppe aus.

So versammelten sich zum Beispiel im Sommer 1981 Hunderte von Personen im Auditorium Maximum der City University von London. Sie kamen aus etwa dreißig Nationen zur Teilnahme an der »Ersten Versammlung der Vierten Welt«, einer Konferenz »kleiner Nationen und Gruppen, die auf allen Ebenen, von der Nachbarschaft bis zur Nation, für ihre Autonomie und Unabhängigkeit arbeiten . . . und die gegen den Gigantismus der Institutionen heutiger Massengesellschaften für eine dem menschlichem Maß entsprechende und nicht-zentralisierte, aus vielen Zellen bestehende und auf Machtteilung basierende Weltordnung kämpfen« (O'Conner, 1982). Vielleicht ein vernünftiges Motiv.

Nicht weniger als 255 schriftliche Beiträge waren von den Teilnehmern eingegangen. Die Versammlung teilte sich in spezielle Interessengruppen auf, wie »Araber-Israel«, »Entkolonialisierung der Großreiche«, »Frauen und die Vierte Welt« und so weiter. Den Schilderungen nach war das

Verhalten der Teilnehmer nicht viel anders, als wir es von den hier beschriebenen Großgruppen-Workshops her kennen. Auf jeden Fall war die Interaktion intensiv, und die Teilnehmer hatten ernste Absichten und ehrgeizige Ziele.

Als die Konferenzteilnehmer der Vierten Welt die Ergebnisse ihrer Kleingruppen dem Plenum vorstellen wollten, fielen sie einer Infektion desselben Gigantismus zum Opfer, gegen den sie protestierten. Aufgrund ihrer Unkenntnis der verborgenen institutionellen Kräfte der Gruppe brach ein Streit darüber aus, ob man über zentrale Fragen abstimmen oder darauf bestehen sollte, einen Konsens herbeizuführen: ein häufiges, frustrierendes, aber dennoch lösbares Problem von Großgruppen-Workshops. Nach einem einstündigen Gerangel ersuchte jemand um ein »Handzeichen« (aber keine Abstimmung, wie der Betreffende rasch hinzufügte) derjenigen, die für Abstimmungen waren. Einige der Teilnehmer, die den Konsens bevorzugten, entzogen sich an diesem Punkt den Beratungen, indem sie in der Mitte der Versammlungshalle einen Kreis bildeten, sich an den Händen faßten und »Om« summten.

»Über kurz oder lang«, schreibt ein Berichterstatter, »brach in der Versammlungshalle ein Operettenkrieg aus. Die Kelten (Befürworter der Abstimmung) waren wütender denn je, das Om erklang lauter denn je, und die Gereiztheit nahm ständig zu... Mit jeder Minute verließen mehr Teilnehmer den Saal. Der schlimmste Augenblick kam, als der lettische Vertreter... im Namen der Kelten zu intervenieren versuchte und dabei wiederholt von einem Engländer unterbrochen wurde, der vorschlug, daß alle aufhören sollten zu reden und einander einfach umarmen sollten.... Auf diese Weise endete die 'Erste Versammlung der Vierten Welt'. Nichts wurde entschieden, nichts wurde geklärt, und nichts wurde de facto getan« (O'Connor, 1982). Dieses Szenarium ist nicht ungewöhnlich. Es mag unvermeidlich sein, wenn die Teilnehmer nicht über die nötige, hart erkämpfte Erfahrung aus Großgruppen verfügen, in denen intelligentere Lösungen gefunden wurden.

Obwohl sie störend sein kann, hat die Flucht aus dem gegenwärtigen Augenblick gelegentlich auch schon zu ungewöhnlichen Erkenntnissen geführt. Auf dem Plenum einer Großgruppe ließ uns zum Beispiel eine Frau an ihrer »Vision« teilhaben: Sie habe im Augenblick eine »Waldszenen« deutlich vor Augen. In diesem Augenblick begann ein anderes Gruppenmitglied, leise zu weinen. Unter ihren plötzlich strömenden Tränen be-

richtete uns diese Teilnehmerin von der Erschütterung, die sie darüber empfinde, daß man ihre »Gedanken gelesen« habe. Sie hatte in genau demselben Augenblick um »ihr geliebtes Wäldchen« getrauert, das sie kürzlich durch einen Prozeß verloren hatte.

Auch euphorische Gefühle durch solche Erlebnisse kommen häufig vor. Ein Gefühl des »Einsseins« kann sogar so stark sein, daß jemand die Grenze in Bewußtseinszustände überschreitet, die sich erheblich vom gewöhnlichen Bewußtsein unterscheiden. Dabei kann der Betreffende sich und andere erschrecken. Es ist nicht ungewöhnlich, daß er dann einige Tage lang von anderen betreut wird, bis er zu einem stärkeren Selbstgefühl zurückkehrt.

Teilnehmer an Großgruppen-Workshops denken und handeln manchmal anders, gelegentlich sogar entgegengesetzt, als sie allein denken und handeln würden. In der Gruppe können sie sich in einer Weise verhalten, die ihnen ein Gefühl des Stolzes gibt oder die sie später bereuen. Obwohl sie sich in einer Weise benehmen können, die sie selbst und andere überrascht, verblüfft, enttäuscht oder sogar in Verlegenheit bringt und die manchmal auch prophetische Züge annehmen kann, handelt es sich weder um Charcots Hysteriker von der Salpêtrière noch um Invalide, die um einer Wunderheilung willen nach Lourdes pilgern, noch um Medien eines primitiven Spiritualismus. Es sind normale Menschen, vielfach aus den helfenden Berufen in Europa, Nord- und Südamerika, die lediglich in einem Kreis sitzen und miteinander reden. Wenn Menschen ohne ein vorher festgelegtes Gesprächsschema und ohne besondere Mühe über persönliche Angelegenheiten, über Politik, Inflation, über praktisch jedes Thema reden, aber besonders, wenn sie einfach ehrlich ausdrücken, was sie im Augenblick fühlen, scheint es, daß sie dann manchmal anfangen, sich zu verhalten, als seien sie nicht »sie selbst«.

Der Effekt der Gruppe

Workshops werden meistens in schönen Umgebungen abgehalten: in den Gärten eines Universitätsgeländes, in den Bergen, am Meer. Das Bewußtsein der Teilnehmer an diesen Großgruppen wurde zweifellos durch diese angenehmen Rahmenbedingungen beeinflusst. Die Wirkungen durch die Menschen selbst, der Effekt der Gruppe, spielten ebenfalls eine

Rolle für das Verhalten der Teilnehmer.

Die Bezeichnungen, die auf das ansteckende Verhalten in Großgruppen angewandt wurden, waren nicht schmeichelhaft: »Massenhysterie«, eine wilde, unkontrollierte Erregung, die eine Gruppe von Menschen erfaßt, oder, weniger dramatisch ausgedrückt, »soziale Anpassung«, die Konvergenz ursprünglich divergenter Reaktionen von Einzelnen in einem Gruppen-Setting. Obwohl diese Bezeichnungen nicht das Warum oder Wie solcher Phänomene erklären, deuten sie auf Verhaltensweisen hin, die *wir* uns nie zutrauen würden.

Es besteht jedoch eine gute Chance, daß wir uns unter denselben Bedingungen ähnlich verhalten *würden*. Die meisten von uns benehmen sich weitaus unlogischer und inkonsequenter, als wir glauben. Eine Fülle faszinierender Beobachtungen wurden über dieses Thema aufgezeichnet. So neigen Menschen zum Beispiel viel eher dazu, sich zu etwas überreden zu lassen, was sie nicht tun wollen, wenn die überredende Argumentation das Wörtchen »weil« enthält, als wenn genau dieselbe Bitte ohne dieses Wort ausgesprochen wird (Langer, Blank & Chanowitz, 1978). Die Verwendung eines vertrauten Sprachbildes zur Erklärung einer Idee wirkt ebenfalls überzeugend, nicht aufgrund der inneren Kraft der Idee, sondern dank der Vertrautheit des Sprachbildes (Bowers & Osborne, 1966).

Ein kleines Zugeständnis oder der Anschein eines solchen, wird häufig mit gleichem vergolten, selbst wenn dies unlogisch ist. In einem Großgruppen-Workshop ersuchte zum Beispiel ein Teilnehmer die Gruppe um Erlaubnis, die Versammlungen zu filmen. Es gab mehrere heftige Proteste, und der Mann sagte deshalb, er werde mit dem Filmen warten, bis die Gruppe zu einem Konsens gelange. (Die Erlaubnis zum Filmen wurde ihm schließlich nach einer Woche während einer heftigen Diskussion erteilt.) Ob er inzwischen die Diskussionen der Gruppe auf Band aufzeichnen dürfe? Obwohl die Einwände gegen die Tonaufzeichnung dieselben waren wie gegen das Filmen, wurde die Bitte des Mannes von der Gruppe sofort erfüllt. Er war der Gruppe zuerst entgegengekommen, indem er das Filmen aufschob; die Gruppe revanchierte sich, indem sie ihm die Tonaufzeichnung gestattete. (Ähnliche Beispiele und Analysen finden sich in Cialdini, 1985.)

Der scheinbare Mangel an Anteilnahme der Gruppe am Leiden eines Mitglieds ist als »pluralistische Unwissenheit« erklärt worden: Jeder Anwesende schaut auf die anderen und denkt sich: »Da sich niemand sonst

hier betroffen zeigt, scheint kein Grund zur Besorgnis vorzuliegen« (Latane & Darley, 1968).

Eine neue Erklärung dieser Phänomene, die wir der Gehirnforschung verdanken, besagt, daß uns unser subjektives Erleben die Illusion der Übereinstimmung vorgaukle, als hätten wir ein integriertes Bewußtsein. In Wirklichkeit, meint Ornstein (1986), besitzen wir ein »multiples Bewußtsein«, mehrere »kleine Bewußtseine«, die sich »an- und ausschalten«, um mit verschiedenen Situationen und Notwendigkeiten des Organismus fertigzuwerden. So kann sich eine Person unter dem Einfluß eines dieser »Bewußtseine«, das in Aktion getreten ist, um eine bestimmte Situation zu bewältigen, in einer Weise verhalten, die der Vorstellung des »herrschenden Bewußtseins« widerspricht. Wenn dies geschieht, dann ist eine »kognitive Dissonanz« vorhanden, und die Person deutet ihr Verhalten in einer Weise um, die es in Einklang mit dieser Vorstellung bringt (Festinger, 1957).

So könnte der junge Mann, der der Gruppe mehr über sich erzählte, als ihm später lieb war, dies unter dem Einfluß eines Bewußtseins getan haben, das von den sozialen Umständen auf den Plan gerufen wurde. Deren Regeln gehorchend, gab das Individuum Informationen preis, die das herrschende Bewußtsein als dissonant empfand. Deshalb beschuldigte der Mann später die Gruppe, ihm ein unrichtiges Bild entlockt zu haben. Und in gewisser Weise hatte er damit recht.

Letztlich kann somit ein ungewöhnliches Verhalten von Einzelnen in Gruppen damit erklärt werden, daß die Betreffenden in einem »veränderten Bewußtseinszustand« handeln: nämlich, wenn die Gedanken, Gefühle oder Verhaltensweisen der Betreffenden signifikant von einer allgemeinen Norm subjektiven Verhaltens abweichen« (Ludwig, 1967). Wie W. James (1929) bemerkte: »Unser normales Wachbewußtsein . . . ist nur eine bestimmte Art von Bewußtsein, während ringsherum, nur durch die dünnsten Membranen davon getrennt, potentielle Formen von Bewußtsein bereitliegen, die völlig anders sind . . . ; man braucht nur den erforderlichen Reiz anzuwenden, und mit einem Mal sind sie alle da in ihrer ganzen Vollständigkeit« (S. 378-379).

Nach Auffassung von Shor (1959), einem Hypnoseforscher, ist der gewöhnliche Bewußtseinszustand — das, was als normaler Wachzustand bezeichnet wird — durch einen bestimmten Bezugsrahmen gekennzeichnet, die sogenannte »generalisierte Realitätsorientierung«, die im Hinter-

grund der Aufmerksamkeit »alle Erfahrungen (der Person) unterstützt, interpretiert und mit Bedeutung versieht«. In besonderen Bewußtseinszuständen kann diese Orientierung vorübergehend verblässen oder zerfallen und funktionsunfähig werden. Schlaf ist das beste Beispiel dafür. Nach Shors Definition ist Trance jeder Zustand, in dem die generalisierte Realitätsorientierung einer relativ funktionslosen Unbewußtheit gewichen ist.

Sich hinzulegen, zu entspannen und einzuschlafen, ist das alltägliche Beispiel der Induktion eines Trancezustands. Der Traum ist die lebendige Erfahrung dieses Zustands. Tagträume sind ein weiteres Beispiel. In Tagträumen ist das Bewußtsein der Außenwelt verringert; in diesem empfänglicheren Zustand werden Gedanken flüssiger, und wir gelangen manchmal zu neuen Ideen und Einsichten (Singer, 1976). Auch der *Verzicht* auf Schlaf kann diesen Zustand herbeiführen. Lang andauernde Schlafdeprivation kann sogar psychoähnliche Reaktionen auslösen. Nach nur vierzig Stunden ohne Schlaf beobachteten 70 Prozent der Teilnehmer eines Forschungsprojekts an sich bereits Sinnestäuschungen, Wahnvorstellungen und Halluzinationen. Schon nach der zweiten schlaflosen Nacht litten alle Versuchspersonen unter Denkstörungen. Viele der Teilnehmer fanden es peinlich, als man sie später über ihr Verhalten während des Experiments informierte (Tyler, 1955).

In Großgruppen-Workshops, die bis zu zwei Wochen dauern, kommt es häufig vor, daß die Teilnehmer, bedingt durch die zahlreichen Aktivitäten und die emotionale Stimulierung, nur unregelmäßig schlafen; Sie können auch Euphorien und verschiedene Stimmungsschwankungen erleben oder in Depressionen verfallen. Schlafmangel ist natürlich nicht die einzige Variable. Die Teilnehmer können zu Alkohol und Drogen sowie zu enormen Mengen von Anregungsmitteln wie Kaffee greifen.

Der Konsum von Alkohol und Drogen ist ein häufig benutztes Mittel zur Auslösung anderer Bewußtseinszustände. Es wird angenommen, daß bewußtseinsverändernde chemische Substanzen seit dem siebenten vorchristlichen Jahrhundert bei religiösen Ritualen und Weissagungen benutzt wurden. Bittsteller ersuchten die Priesterin im Tempel Apollos in Delphi um Voraussagen der Zukunft, worauf, wie A. Ludwig (1964) schreibt, »die Pythia Zauberworte murmelte, während sie Dämpfe einatmete, die aus Mohnblättern oder Hanfbestandteilen aufstiegen. Sie fiel dann in eine 'hypnotische' Trance, während welcher Apollo mit ihr rang und sie schließlich seiner Macht unterlag. Aus der Trance erwachend, ver-

kündete sie die berühmten Orakelsprüche, die für ihre Ambiguität und Mehrdeutigkeit bekannt waren«.

Field (1960) hat die Auffassung vertreten, daß auch die hebräischen Propheten durch das Einatmen bewußtseinsverändernder Dämpfe in Trancezustände gelangt sein könnten. So heißt es im Alten Testament beispielsweise, Moses habe »ihre Anliegen dem Herrn vorgetragen, wobei er sich immer in Dämpfe hüllte, bevor er zu reden anhub . . . ; und der Herr sprach zu Moses von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freund spricht« (Das vierte Buch Mose, 11-25).

Die Auffassung, daß die Orakel mit Hilfe halluzinogener Substanzen zustandekamen, wird von Jaynes (1976) bestritten, der ihre Wirkung durch einen »kollektiven kognitiven Imperativ« erklärt, ein Glaubenssystem von »kulturell gebilligten Erwartungen oder Geboten, das die jeweilige Form eines Phänomens und die Rollen bestimmt, die innerhalb dieser Form ausagiert werden sollen«.

Die aufwendigen Vorbereitungen auf den Trancezustand, der Verlust des Bewußtseins, die Verkündungen im Namen von Apollo erfolgten ebenfalls im Kontext von akzeptierten Glaubensinhalten und Ritualen. Bis zu 35.000 Menschen sollen manchmal nach Delphi gepilgert sein und sich zur Vorbereitung auf das Orakel selbst geläutert haben. Mehr als tausend Jahre lang war das Orakel, Plato zufolge, »der Ausleger der Religion für die Menschheit«. Jaynes glaubt: »Es war etwas, demgegenüber Skepsis ebenso unmöglich gewesen wäre, wie es uns unmöglich ist, daran zu zweifeln, daß die Stimme eines Radios aus einem Studio stammt, das wir nicht sehen können«.

Zweifellos beeinflussen unsere Überzeugungen und Ängste unseren Bewußtseinszustand. Gruppenmitglieder scheinen für die Wirkung dieser Zustände besonders anfällig zu sein. Durch die Auslösung von Angstreaktionen sind ganze Epidemien in Gang gesetzt worden. Im Jahr 1787 steckte die Arbeiterin einer Baumwollfabrik in Lancashire einer Kollegin eine Maus in den Kragen. Das Opfer, das einen Horror vor Mäusen hatte, erlitt darauf einen Anfall heftiger Konvulsionen, der 24 Stunden dauerte. Am nächsten Tag verfielen drei weitere Frauen in ähnliche Krämpfe. Am vierten Tag waren bereits 24 Personen, darunter ein Mann, der sich in dem Bemühen verausgabte, die anderen zu beruhigen, in ähnlicher Weise betroffen. Sogar zwei Kinder waren unter den Opfern dieser Ansteckung. Begleitet von einem Gerücht, daß »Baumwollvergiftung« die Ursache sei,

griff die Epidemie auf benachbarte Fabriken über. Die Baumwollarbeiterinnen wurden, wie es noch heute praktiziert wird, durch Elektroschocks von ihren Anfällen kuriert.

Aufgrund seiner Untersuchungen bei der Behandlung von Soldaten des zweiten Weltkriegs, die nach traumatischen Fronterlebnissen »Nervenzusammenbrüche« erlitten hatten, gelangte Sargant (1957) zu dem Schluß, »in Zuständen menschlicher Angst und Erregung können die unwahrscheinlichsten Behauptungen von scheinbar vernünftigen Menschen für bare Münze genommen werden«. Durch Einwirkung von Streß könnten »beim Menschen Verhaltensmuster einer bestimmten Art vorübergehend durch andere, diesen völlig widersprechende, ersetzt werden«. Normalerweise aggressive Menschen könnten Feigheit empfinden; zaghafte Menschen könnten eindrucksvollen Mut beweisen. Belastende und verwirrende Ereignisse sowie heftige emotionale Erlebnisse können auch in Großgruppen-Workshops eintreten und einer Veränderung des Bewußtseinszustands vorausgehen.⁽¹⁶⁾

Auch ohne extreme Umstände passen sich viele Personen den Meinungen und dem Verhalten anderer Gruppenmitglieder an, selbst wenn dies der Vernunft widerspricht. Wenn man sie nach Laborversuchen über dieses Verhalten befragte, erklärten manche Teilnehmer, es fehle ihnen das Zutrauen zu ihrem eigenen Urteil, und sie hätten deshalb beschlossen, dem der Gruppe zu vertrauen; andere wollten sich einfach bloß nicht von der Mehrheit unterscheiden; und manche bestritten nachdrücklich, daß ihre Wahrnehmung falsch gewesen sei (Asch, 1951, 1952, 1956). In der Gruppe machen sich die Teilnehmer leicht bestimmte Rollen und Verhaltensweisen zu eigen. Selbst wenn die Gruppenrollen willkürlich bestimmt werden und extreme Abweichungen vom gewöhnlichen Leben des oder der Betreffenden darstellen, scheint es den Teilnehmern außerordentlich leichtzufallen, sich den Erfordernissen einer Rolle anzupassen (vgl. zum Beispiel das »Gefangene-und-Wächter-Experiment« in Stanford: Haney, Banks & Zimbardo, 1973). Gruppenmitglieder könnten somit auch ohne ihr bewußtes Wissen beeinflußt werden, sich in einer Weise zu verhalten, die von der Gruppe gebilligt wird. Die Reaktionen auf diese Behauptung sind bemerkenswert. Manche Gruppenteilnehmer meinen: »Das ist Unsinn. Ich bin nicht so leicht zu beeinflussen. Ich habe die freie Wahl, wie ich mich verhalten will«. Was Menschen für ihre ganz persönlichen Meinungen, Gefühle und Überzeugungen halten, von dem kann sich bei

näherer Untersuchung herausstellen, daß sie auch von anderen Gruppenmitgliedern geteilt werden. So wurden zum Beispiel die Überzeugungen von 200 nordamerikanischen Studentinnen und Studenten zu den Themen Religion, Moral, Sex, soziale Betätigungen und zu anderen Fragen erhoben. Das überraschende Ergebnis: Die freizügige sexuelle Haltung, von der jede einzelne Studentin glaubte, sich dadurch *von den anderen zu unterscheiden*, wurde auch von allen übrigen zu Protokoll gegeben. Was die Einzelnen also für ihr Unterscheidungsmerkmal hielten, war in Wirklichkeit ein Faktor, der zu ihrer Ähnlichkeit mit den anderen beitrug. Ebenso hatten die Männer die unreligiösen Auffassungen, durch die sie sich von den anderen zu *unterscheiden* glaubten, de facto mit ihren Kommilitonen gemein (Brandt & Fromkin, 1974). Manche Leute erfinden ausgeklügelte Rituale und wundersame Erklärungen, um Verhalten zu begründen, das sie später als außergewöhnlich empfinden. Auf der anderen Seite gelangen manche Teilnehmer de facto nicht unter den Einfluß der Gruppe. Möglicherweise sind sie so von dem Versuch in Anspruch genommen, sich von den Emotionen der Gruppe anstecken zu lassen, daß sie dazu außerstande sind. Alle diese Reaktionen wurden auch in Laboruntersuchungen beobachtet (Hefferline et al., 1959).

So stabil das gewöhnliche Bewußtsein auch zu sein scheint, es ist erstaunlich leicht, in andere Bewußtseinszustände zu gelangen, die sich stark verändernd auf das eigene Verhalten und die Denkmuster auswirken. Relevant für die Induktion solcher Bewußtseinszustände bei Mitgliedern von Großgruppen-Workshops sind: Müdigkeit (Tyler, 1955), emotionale Anspannung (Sargant, 1957), Wut und Frustration (Goodman et al., 1974), Lockerung der Kritikfähigkeit (Ludwig, 1966), Fasten (Field, 1960), Ambiguität und Verwirrung (Frank, 1961), Langeweile (Heron, 1957), Konzentration auf einen dynamischen oder charismatischen Sprecher (Ludwig, 1967), Musikhören, Singen und Tanzen (Deren, 1970; Williams, 1971), öffentliche Geständnisse von Gefühlen (Lifton, 1961), Isolierung von der Alltagsroutine, intensive Beschäftigung mit künstlerischer Produktion, Problemlösen, Meditation, leidenschaftliches Gebet, lange Nachtwachen mit einem beunruhigten Freund oder die Teilnahme an intensiven Gruppensitzungen sowie der Konsum von Alkohol, Koffein und anderen bewußtseinsverändernden Substanzen. Es gibt somit physiologische, psychologische und soziologische Faktoren, die sich auf das Bewußtsein und Verhalten auswirken und die sämtlich in großen Gruppen vorhanden sein kön-

nen. Wenn man sich die Möglichkeiten vor Augen hält, wäre es in der Tat überraschend, wenn die Teilnehmer an Großgruppen-Workshops keine veränderten Bewußtseinszustände erlebten.

Wenn man annimmt, daß sich durch die Teilnahme an einem Großgruppen-Workshop der eigene gewöhnliche Bewußtseinszustand verändert und man zu Verhaltensweisen neigt, die von anderen als störend, vielleicht sogar als destruktiv empfunden werden⁽¹⁷⁾ und die man später bereut, was kann dann trotzdem für eine Teilnahme sprechen?

Wenn man sich das Ärgernis und die Gefahren von Trunkenheit, spontaner Besessenheit, mörderischer Amokläufe von Psychotikern, der Tragödie von Charcots Hysterikerinnen sowie der Exzesse von Menschenmassen mit ihren impulsiven Verbrechen vor Augen hält (Le Bon, 1895; McDougall, 1920), fällt es einem schwer, sich vorzustellen, welchen Wert wechselnde Bewußtseinszustände für die menschliche Anpassung haben könnten. Auf der anderen Seite ist auch schwerlich anzunehmen, daß die Menschen, wie Ludwig (1966) juxta, die Fähigkeit zur Trance nur entwickelt haben, um Nachtclub-Hypnotiseuren als Versuchspersonen zu dienen.

Wenn man die Auswirkungen von Trance näher betrachtet, stellt man fest, daß Menschen in solchen Bewußtseinszuständen, Berichten zufolge, Veränderungen der Wahrnehmung, ein Gefühl der Unwirklichkeit, ein Verschmelzen mit ihrer Umgebung, geistige Leere, Kontrollverlust, Abtrennung von Körperteilen und andere merkwürdige Empfindungen erlebt haben. Aber auch über Gefühle von Glück und Macht, das Gefühl, ein anderer Mensch zu sein, die Faszination bestimmter Gedanken und das Gefühl, von anderen beherrscht zu werden, wurde berichtet (Ludwig & Levine, 1965).

In solchen Zuständen sind die gewohnten Denkmuster nicht in Kraft, und das Individuum kann die »Realität« auf völlig verschiedene Weise erleben. Was der Mensch zuvor als »unmöglich« erachtete, wird möglich: Selbst übermenschliche Leistungen werden erreichbar. Ludwig (1967), ein Erforscher besonderer Bewußtseinszustände, sagt über solche Erfahrungen: »Die Person scheint nicht länger an die Notwendigkeit einer logischen Betrachtungsweise gebunden«; in diesem Zustand »kann die Unterscheidung zwischen Ursache und Wirkung verschwinden, der Zeitbegriff kann sich relativieren, Gegensätze können koexistieren, ohne widersprüchlich zu erscheinen...; es kommt zu einer Art von 'perzeptiver

kognitiver Umstrukturierung', bei der dem Individuum neue Wege des Erlebens und des Selbstausdrucks offenstehen«.

Was solche Zustände kennzeichnet, sind somit außergewöhnliche Fähigkeiten und Kreativität, nicht bloße Destruktivität. Tatsächlich resultiert ja schöpferische Betätigung, mit der wir es in der Bildhauerei, der Literatur, der Musik und der Wissenschaft zu tun haben, oft aus Wahrnehmungen, die »die generalisierte Realitätsorientierung« übersteigen. Der Effekt der Gruppe kann somit noch andere unerwartete, positive Wirkungen zeitigen: neue Wahrnehmungen, sogar prophetische Erkenntnisse, Lösung schwieriger Probleme und behutsame wie kluge Entscheidungen. Es entspricht der Natur von Menschen in Kollektiven, sich sanft oder gewalttätig, zielstrebig oder sinnlos, konstruktiv oder destruktiv, klug oder törricht zu verhalten. Für die Auseinandersetzung mit dem Wert des Gruppeneffekts lohnt es sich vielleicht, kurz auf Gruppen einzugehen, die Trancezustände kultiviert haben, und deren positive Anwendungen zu beleuchten.

Traditionsverbundene Gruppen

Im Kontext der religiösen Systeme, in dem sie gewöhnlich auftreten, werden Trancezustände nicht notwendigerweise als Manifestationen von Pathologie betrachtet. In Brasilien zum Beispiel haben die wenigen Untersuchungen über dieses Thema noch keine Belege für die Annahme von Pathologie gefunden. Ribeiro (1956) kam bei der Analyse von Rorschach-Tests bei Xangô-Medien in Recife zu dem Schluß, daß sie im Normalbereich lagen und ziemlich gut angepaßt waren. Stainbrook (1952) vertrat die Auffassung, daß unter den Candemblé-Medien zwar hysterische Charaktere zu finden seien, ein Schizophrener in der kontrollierten und komplexen Struktur der Candemblé-Rituale hingegen nicht funktionsfähig wäre.

Obwohl die »generalisierte Realitätsorientierung« in Trancezuständen wenig Einfluß haben mag, wird sie vom Organismus anscheinend aufrechterhalten. Im Schlaf kann einem zum Beispiel inmitten eines lebhaften Traums plötzlich die Erkenntnis kommen, daß man träumt, ohne daß der Traum unterbrochen wird. In Hypnoseuntersuchungen wurde festgestellt, daß ein »verborgener Beobachter« — ein Teilbewußtsein der betref-

fenden Person, das mit dem Hypnotiseur kommunizieren kann — der »unbewußten« Handlungen gewahr ist, die unter Hypnose ausgeführt werden (Hilgard, 1977; James, 1890).

W. James (1890) beschreibt die »niedrigeren Stufen« des Phänomens, das auch bei der Betrachtung von Erfahrungen in Großgruppen-Workshops von größtem Interesse ist. »Mediale Besessenheit in allen ihren Graden«, schreibt er, »scheint eine völlig natürliche, besondere Form von alternativer Persönlichkeit zu bilden, und die Anfälligkeit dafür in irgendeiner Form ist keineswegs eine ungewöhnliche Gabe bei Personen, die keine andere offenkundige nervliche Anomalie aufweisen Anfeuernde Reden, das Spielen von Musikinstrumenten etc. zählen ebenso zu den relativ niedrigeren Stufen von Besessenheit, bei denen das normale Selbst nicht von der bewußten Teilnahme an der Darbietung ausgeschlossen ist, obwohl deren Initiative von anderswo herzukommen scheint«.

Traditionelle Gruppen haben offensichtlich Mittel und Wege gefunden, um diesen Zustand zu disziplinieren und konstruktiv zu nutzen. So versetzen sich zum Beispiel bei den nubischen Zar-Zeremonien von Äthiopien, dem Niltal und dem Südiran der Gruppenleiter und die Teilnehmer durch Singen und Tanzen in Trancezustände, in denen angeblich Symptome von Geisteskrankheit gemildert bzw. geheilt werden (Favazza & Faheem, 1983). Im oberen Frazer-Tal von Britisch-Kolumbien verbindet der nordamerikanische Indianerstamm der Salish seinen geisteszestörten Angehörigen die Augen, fesselt sie, schlägt sie, hebt sie hoch und senkt sie und dreht sie im Kreise. Unter lautem Getrommel und Geschrei verlieren sie ihre Symptome, während sie »Tod und Wiedergeburt« durchleben. Trotz dieser radikalen und scheinbar gefährlichen Tortur wird über keine ernstesten Unfälle oder Probleme im Zusammenhang mit diesen Verfahren berichtet (Jilek, 1974).

Neben Singen und Tanzen wird in Ghana in einem Gruppen-Setting auch Fasten zur Herbeiführung von Trancezuständen benutzt, nicht zur Heilung des einzelnen Patienten, sondern zur persönlichen Entwicklung der Heiler-selbst. Heiler und »spirituelle Führer« werden in afro-brasilianischen Kulturen wie Candembélé und Umbanda mit Hilfe von Trancezuständen geschult.⁽¹⁸⁾

»Primitivität« ist nicht notwendigerweise mit Weisheit gleichzusetzen. Ohne die Orientierungshilfe einer Tradition und disziplinierten Wissens manifestieren sich dieselben Trancezustände auf bizarre Weise. So werden

zum Beispiel die Soughay-Wanderarbeiter in Westafrika nach einem Besuch an der Goldküste, wo Besessenheit rituell praktiziert wird, bei ihrer Rückkehr an die Elfenbeinküste, wenn sie durch Trommeln in Suggestibilität versetzt werden, besessen, nicht durch die Geister der alten Tradition, sondern durch den Generalgouverneur der Goldküste oder durch höhere Offiziere des westafrikanischen Schützenkorps oder gar durch die eindrucksvolle Lokomotive, die sie hin- und zurückbringt. Die neuen Medien ahmen im besessenen Zustand realistisch die Gesten des jeweiligen »Geistes« nach, von dem sie besessen sind (Sargant, 1957). Auf der anderen Seite wird die Anleitung durch die Tradition im nördlichen Manitoba (Kanada) vielleicht zu weit getrieben, wo die Cree-Indianer, Berichten zufolge, Seifenopern wie *The Edge of Night* als Grundlagen für Weissagungen und künftige Entscheidungen heranziehen (Gransberg, Steinbring & Hamer, 1977). Der Mangel an zuverlässiger Weisheit unter den »Geistern« mag Maria José, eine Macumba-Kult-Führerin in Brasilien, zu dem Ausspruch veranlaßt haben: »Niemand kann mir einreden, daß man bloß sterben muß, um Wissen zu erlangen« (Bramly, 1977).

Für Spezialisten der Tradition ist die konstruktive Trance leicht von anderen Manifestationen zu unterscheiden. Maria José, eine *mãe do Santo*, greift ein und beruhigt Medien, die in eine destruktive Trance gelangen. »Aus welchem Motiv die Trance auch herbeigeführt wird«, sagt sie, »die Persönlichkeit des Mediums hat nichts damit zu tun. Eben war das Medium noch sie selbst, und in der nächsten Minute ist sie nicht mehr vorhanden: Der Gott ist in ihren Körper eingedrungen. Aber diese Momente sind leicht zu bemerken« (Bramly, 1977, S. 45-46). Es erfordert somit eine Menge Schulung und Disziplin, um die Trance sowohl für das Medium als auch für die Gemeinschaft zu einer produktiven Erfahrung zu machen.

Obwohl Workshop-Teilnehmer in eine tiefe Trance gelangen oder sogar psychoseähnliche Symptome aufweisen können, sind es wahrscheinlich die »relativ niedrigeren Stufen von Besessenheit«, die studiert werden sollten. Die extremeren Versionen von Trance werden hier dargestellt, nicht um Großgruppen-Workshops zu beschreiben, sondern um die Spannweite der Möglichkeiten von Großgruppenereignissen und die Notwendigkeit, diese Phänomene genauer verstehen zu lernen, vor Augen zu führen. Sind die Trancezustände von Teilnehmern an einem Großgruppen-Workshop etwa von der Tradition der nordamerikanischen Psychologie geprägt?

Den Empfindungen von Mitgliedern eines Workshops nach dessen Ende vergleichbarer ist die folgende Schilderung von Priestern, die berichten, daß sie nach einem tiefempfundenen Gottesdienst ein Gefühl der Leere und Erschöpfung verspüren. »Diese Männer klagen über große Müdigkeit, über den Verlust des Gefühls für ihr Selbst, über Unfähigkeit oder mangelnde Bereitschaft, mit Menschen zusammenzusein oder in Beziehung zu treten. Darauf folgt eine Depression, die Stunden oder Tage dauern kann, bis allmählich die Selbst-Bewußtheit zurückkehrt, die jedoch bei der nächsten Andacht, in der tiefe religiöse Hingabe empfunden wird, aufs Neue verlorengelht (Bowers, 1959).

Der Wert von Trancezuständen für die menschlichen Lebensfunktionen

In traditionellen Gesellschaften tritt der Trancezustand in einem stützenden kulturellen Bezugsrahmen ein. Ein Ritual hilft nicht nur, diese Zustände herbeizuführen, es liefert auch die wesentlichen Maßstäbe, um das Verhalten des Mediums zu verstehen und in nützliche Handlungen umzusetzen. Ravencroft (1965) bemerkt: »Soziale Struktur, rituelle Handlungen, Singen, Tanzen, Trommeln und die zeremonielle Konzentration auf bestimmte Götter — all dies wirkt zusammen und schafft eine dramatische soziale Atmosphäre und Mentalität, in der die Realität neu definiert wird. Das individuelle Denken und Fühlen werden durch kollektives Handeln und Empfinden transzendiert«. Die Gruppe ist es, die die Mittel dazu enthält. Wie Deren (1970) erklärt: »Das Individuum partizipiert am gespeicherten Genius des Kollektivs und wird durch diese Teilhabe selbst zu einem Bestandteil dieses Genius — es wächst über sich selbst hinaus. Seine Euphorie resultiert aus seiner Teilnahme, sie geht ihr nicht voraus und motiviert sie nicht« (S. 229).

Einzelne nehmen also unter dem »Gruppeneffekt« an einer kollektiven Aktivität teil, die sowohl die Individuen verändert als auch die Gesellschaft, in der sie leben. Gruppen setzen sich auch mit Streß auseinander, fördern die individuelle Bewußtheit und bringen die soziale Ordnung der Gemeinschaft voran, und der Einzelne kann ebenso wie in traditionellen Gesellschaften mit »einem gestärkten und erfrischten Gefühl seiner Beziehung zu den kosmischen, sozialen und personalen Elementen« des Lebens daraus hervorgehen.

Heilung

Eine Hauptfunktion traditioneller Gruppen scheint die Begünstigung von Heilungsvorgängen zu sein. Medizinische Praktiken haben in traditionellen Sozietäten und vielleicht auch in unserer gegenwärtigen Gesellschaft ihre Wirksamkeit bewiesen, wenn die Patienten (und manchmal auch die Heiler und gelegentlich beide) in Trancezustände eintreten. Tart (1969) fügt hinzu, daß solche Praktiken auch Mittel der Gesellschaft seien, um »Frustration, Streß und Einsamkeit durch Gruppenaktivität zu reduzieren«.

Dem Zar-Heilungsritual wird nachgesagt, daß es Symptome von leichter Depression, Angst, somatoformer Störungen und chronischer Schizophrenie bei gewöhnlich weiblichen Patienten als »letztes Mittel« der Behandlung lindern bzw. heilen könne. Favazza und Faheem (1983) führen dazu aus: »Die Zar-Zeremonie bewirkt weder Einsicht noch Verbalisierung von sozialpsychologischen Problemen noch eine Durcharbeitung von Konflikten. Vielmehr werden Emotionen geweckt und durch die Dramatisierung einer gefährlichen Konfrontation mit bösen Geistern intensiviert. Die besondere zeremonielle Atmosphäre, die Rituale und das Anlegen neuer Kleider verstärken die Wirkung des Dramas.«

Persönliche Entwicklung

In Haiti lernen die Teilnehmer der Voudoun-Zeremonien »Liebe und Schönheit in der Gegenwart und Person von *Erzulie* kennen, erfahren die Wege der Macht in den verschiedenen Aspekten von *Ogoun* und werden mit den Konsequenzen des Todes durch die Verhaltensweisen von *Ghede* vertraut gemacht. Der Teilnehmer singt im Chor mit und empfindet in seiner eigenen Person jenes Gefühl der Geborgenheit, das durch harmonisches kollektives Handeln entsteht. Er wird Zeuge der weisen Ratschläge der Ahnen und Götter mit ihrer Geschichte und Erfahrung, die ihm als Richtlinien für sein eigenes Handeln dienen. De facto versteht er die Prinzipien, weil er sieht, wie sie funktionieren«. »Das Ritual«, fährt Maya Deren (1970) fort, »beträchtigt oberste Prinzipien wie Schicksal, Kraft, Liebe, Leben, Tod; es rekapituliert die Beziehung eines Menschen zu seinen Ahnen und zu seiner Geschichte sowie seine Beziehung zur gegenwärtigen

Gemeinschaft; es macht seine eigene Integrität und Persönlichkeit geltend und gibt ihr Form, strafft seine Disziplin und festigt seine Moral. Kurz, er geht mit einem gestärkten und erneuerten Gefühl seiner Beziehung zu den kosmischen, sozialen und personalen Elementen daraus hervor . . . *Das Wunder findet sozusagen innerlich statt. Es ist der Handelnde, der durch das Ritual verwandelt wird, und für ihn verändert sich deshalb auch die Welt entsprechend.*«

Nicht weil es euphorisiert — in einen veränderten Bewußtseinszustand versetzt — ist das Ritual wertvoll, noch auch nur, weil es heilt: »Denn was in der letzten Instanz zählt, ist nicht nur, was der Teilnehmer tut (das könnte möglicherweise das Richtige aus den falschen Gründen sein), noch was er bewußt versteht, (das hinge von seinem intellektuellen Vermögen ab), sondern was er aufgrund seiner Teilnahme an diesen Zeremonien geworden ist« (Deren, 1970).

Werte, Ziele und Entscheidungen der Gemeinschaft herausarbeiten

Im modernen Brasilien stellen die afro-brasilianischen Kulte wie Macumba ein System dar, welches das angesammelte Wissen der Gemeinschaft im Ritual bewahrt. »Mein Sohn«, sagt Maria José, »unsere Götter und Geister sind alles, was wir haben. Wir haben sonst nichts, keine heiligen Texte, keine Monumente, keine dauerhaften Zeugnisse. Das ist sowohl unsere Schwäche als auch unsere Stärke.« Wie sich das Medium persönlich fühlt, ist für Maria José nicht von Bedeutung. Die Trance kommt der Gemeinschaft zugute. Das Medium stellt seinen Körper und sein Selbst freiwillig dem Geist zur Verfügung (Bramly, 1977).

In Ghana wird es für ein Zeichen einer starken Berufung zur Priesterschaft gehalten, wenn ein Geist von einem Menschen »Besitz ergreift« und ihn rasend in den Wald treibt. Wer diese schwere Prüfung überlebt, wird einem erfahrenen Priester als Novize anvertraut. Unter der Anleitung des Älteren und gestützt auf die Disziplin der traditionellen Rituale und Werte lernt der Novize, im Trancezustand verständlich zu sprechen, zum Orakel eines *obusum* zu werden und auf diese Weise der Gemeinschaft Botschaften zu übermitteln. Die Aussprüche des Priesters kommen durch eine »merkwürdige Mischung geschickt gesteuerter Hysterie und geduldiger Selbstdisziplin« zustande, wie Field (1960) es nennt. Sie haben

die Autorität, mit persönlicher Immunität für die öffentliche Meinung und den Moralkodex der Gesellschaft zu sprechen. Eine produktive Trance scheint das Ergebnis einer reifen bzw. stabilen Persönlichkeit des Mediums und von Selbstdisziplin unter dem Schutz der Traditionen zu sein.

Disziplin und Wissen sind wesentlich in traditionellen Gesellschaftssystemen. Maria José tritt selbst nicht mehr in Trancezustände ein. Ihre Rolle ist es jetzt, die Zeremonien zu leiten. »Ich bin da, um dafür zu sorgen, daß die Götter allen helfen. Ich tue, was ich kann, um die Trancen so zu steuern, daß sie weder gefährlich noch unergiebig sind.« Obwohl sie steuert, besänftigt sie weder die Geister noch die Medien. »Die Trance sollte harmonisch sein. Und das schließt nicht notwendigerweise Gewalt aus. Es liegt in der Natur der Besessenheit von bestimmten Göttern, brutal zu sein . . .« (Bramly, 1977).

Die Gestalten der Archetypen sind notwendig für die Bedürfnisse der Gemeinschaft, aber sie sind nicht unbedingt harmonisch. *Exu*, in Umbanda ein Fremder, der ein gottloses Leben geführt hatte, ist im Macumba-Kult eine Art von liebenswürdiger Schelm. Er spielt Leuten Streiche und macht sich über manche lustig. Maria José verteidigt ihn: »Aber er hat nicht unbedingt unrecht, oder? Die Menschen sind oft lächerlich. *Exu* versucht, die Teile von uns zu verstärken, die am lebendigsten sind. Er steht uns sehr nahe. Ich würde sogar so weit gehen, ihn als den menschlichsten aller Götter zu bezeichnen . . . Menschen sind nicht dazu geschaffen, Maschinen zu sein. Ein Teil von uns ist Tollheit, eine notwendige Tollheit, die *Exu* beherrscht — dies ist der schöpferischste Teil von uns. Sie ist die Quelle unserer Evolution. Was wäre unser Leben ohne *Exu*? Nichts als eine monotone Wiederholung leidenschaftsloser Handlungen.« *Exu* ist auf die »Kunst« spezialisiert, »eine Situation in eine andere münden zu lassen und den Dingen auf diese Weise eine neue Dimension zu verleihen. Dem verdankt er seinen Ruf der Schlitzohrigkeit (Bramly, 1977).

Mit Ungewißheit leben

Die religiösen Massenbewegungen Europas, insbesondere jene, die sich um den Prediger John Wesley bildete, hatten nach manchen Auffassungen auch die Funktion, soziale und politische Fortschritte zu fördern. Der

Politikwissenschaftler Frederick Davenport (1905) behauptet: »Allein schon die Versammlung solcher Menschenmassen mit einem gemeinsamen Anliegen war eine unbewußte Sympathieerklärung für den Zeitgeist. Etwas derartiges hatte man in England nie zuvor erlebt. Das fundamentale demokratische Recht auf Versammlungsfreiheit hatte sich noch nicht herausgebildet«. Menschen, die in Massenversammlungen in Trancezustände gerieten, hätten somit weniger der Kirche als vielmehr der Demokratie gedient. »Die Massenversammlung, die Rede vom Podium, die ungehindert und massenhaft verteilte politische Kampfschrift: Dies waren die eigentlichen Organe der öffentlichen Meinung in der demokratischen Bewegung, und sie waren zu einem großen Teil das Ergebnis der Erweckung.«

Gruppen funktionierten in einer Art und Weise, die nicht rein sozialen oder religiösen Zwecken diene. In diesen Erweckungsgruppen flogen den Menschen, die »unbewußt mit dem Zeitgeist sympathisierten«, Informationen und Ideen gewissermaßen zu, was die soziale und politische Entwicklung der Gemeinschaft vorantrieb.

Transpersonale Bewußtheit

»Die Stämme der Ntwumuru und Krachi«, schreibt Williams (1971), der den westafrikanischen Tanz Sokadal studiert hat, »drücken in ihren Tänzen weniger sich selbst aus, als vielmehr einen Kanon von Werten«. Das Ritual dient somit Zwecken, die die Individualität transzendieren. »Loa zu huldigen«, schreibt Deren (1970), »bedeutet, das Prinzip zu feiern, nicht die Materie, in der es sich vorübergehend oder dauerhaft manifestiert . . .; die Funktion und der Zweck einer solchen göttlichen Manifestation ist die Ermutigung und die Unterrichtung der Gemeinschaft«.

Das Ritual enthält nicht nur die Mittel zur Herbeiführung von Trancezuständen, sondern auch einen Rahmen — eine andere Realitätsorientierung —, innerhalb deren das Bewußtsein des Teilnehmers konstruktiv funktionieren kann. Durch das Lehrverhältnis ist immer ein lebender Repräsentant des Rituals vorhanden, der im Gegensatz zu gewählten Gallionsfiguren die Wirkungen des Rituals selbst erlebt und seine Bedeutung kennengelernt hat und der weiß, wie man Medien beibringt, ihre Trancezustände so zu disziplinieren, daß sie der jeweiligen Schar von Teilneh-

mern etwas vermitteln können. Durch die Gemeinschaft findet somit der rituelle Bezugsrahmen mit seinen großartigen Archetypen Ausdruck in einem Individuum, das seine Weisheit im Hinblick auf die jeweilige Gemeinschaft zum jeweiligen Zeitpunkt übermitteln kann. Das Individuum unterweist seinerseits die Gemeinschaft. Das Individuum erschafft die Gruppe, die es erschafft.

Eine harmonische Gruppe kann Ausgangspunkt, nicht Endpunkt der transpersonalen Bewußtheit sein. Der besondere Bewußtseinszustand ist eine Fähigkeit für größere Aufgaben: » . . . bei all dieser kosmischen Vielfalt ist die Konstante der menschliche Geist . . . Es ist, als ob der Geist ungeachtet der Besonderheiten der Umstände und der Grenzen und Unzuverlässigkeit der Sinne auf dem Wege der metaphysischen Logik zu einer allgemeinen, prinzipiellen Wahrheit der Dinge vorgestoßen wäre« (Deren, 1970).

Man kann davon ausgehen, daß der Großgruppen-Workshop gewisse Züge mit traditionellen Gruppen gemein hat. Geständnisse von Gefühlen, Konfrontationen von Werten in langen Sitzungen, die manchmal unentschieden, verwirrend und mehrdeutig sind, Müdigkeit und emotionale Anspannung zählen zu den Erfahrungen der Großgruppenteilnehmer, die mit ihrer üblichen Welt gebrochen haben, die zusammengekommen sind und sich voreinander offenbaren. Sie versammeln sich, um sich mit dem Unbekannten auseinanderzusetzen, an bestimmten Ritualen teilzunehmen und das gespeicherte Wissen der Gruppe auf die sich entwickelnden Ereignisse anzuwenden.

Obwohl sie weniger spektakulär sind als traditionelle Gruppen, sind auch Großgruppen-Workshops nicht ohne Drama und lebhaftes Konfrontation. Auch sie haben ihre Rituale. Kaffee gibt es in Papierbechern an einer großen Kaffeemaschine, die einen Treffpunkt bildet, an dem Kommentare ausgetauscht werden, die im Plenum nicht geäußert werden können. Bei den Plenarversammlungen kommen die Teilnehmer an einem gedämpft beleuchteten Ort, fern ihren üblichen Problemen und sozialen Arrangements, zusammen. Die Zusammenkunft schließt die Rituale des Small Talk ein: unbehagliches Schweigen oder Konzentration auf eine Person, die »arbeitet«, indem sie bedrängende Gefühle und quälende Selbstzweifel äußert und von peinigen Beziehungen erzählt. Es können auch besondere Gewänder getragen werden: Shorts und Sandalen und bequeme, weite Hemden. All dies kann Bestandteil der Kultur des

Großgruppen-Workshops sein. Und viele Individuen werden geheilt; das heißt, dank ihrer Workshop-Erfahrungen sind sie von ihren Sorgen befreit und finden den Schlüssel zu einem verjüngten Leben.

Unter dem Einfluß der Gruppe lockert sich die gewöhnliche Realitätsorientierung, und die Wahrnehmung der Teilnehmer, ihre Konzentration und ihre mentalen Fähigkeiten können sich ebenfalls erweitern. Was vorher als »unmöglich« angesehen wurde, wird möglich; Gegensätze können koexistieren und nicht widersprüchlich erscheinen; der Person stehen »neue Wege der Erfahrung und des Ausdrucks offen«. Die Grenze zwischen dem Selbst und den anderen kann sich lockern, und ein Gefühl des »Einsseins« stellt sich manchmal ein. Obwohl wildes oder unkontrolliertes Gruppenverhalten immer möglich ist, fördern die Traditionen der Gruppe (z. B. personenzentrierte Philosophien der Psychotherapie und des Unterrichts) und einige Menschen, die Erfahrung mit erfolgreichen Workshops haben, einen Kontext für konstruktives Handeln. Die Gruppenmitglieder können durch ihre *Teilnahme* Bestandteil des angesammelten Wissens des Kollektivs werden, Heilung finden, persönliche Probleme lösen, »ihre Moral festigen« und ein vertieftes Bewußtsein ihrer Beziehung zueinander und zu kosmischen Elementen erlangen. Die Erfahrung, welche die Teilnehmer gemeinsam durchleben, bietet der Gruppe auch eine Orientierungshilfe im Sinne eines »Lernens durch Tun« und hilft ihnen, mit Ungewisheiten zu leben. Das Leben, das sich diese Workshops selbst geben, wird von den Teilnehmern und ihren Gebräuchen bestimmt. So werden bei den Selbstverwaltungsinitiativen der Gruppe und ihren Problemlösungen demokratische Prinzipien beachtet. Jedes Individuum wird respektiert, während die Gruppe nach Effizienz und Weisheit strebt.

Zu den Aspekten, unter denen der Großgruppen-Workshop Fortschritte machen kann, zählen somit Heilung, persönliches Wachstum, Lösung persönlicher Probleme, Steigerung der Selbstachtung, verbesserte Beziehungen, Anpassung an Ungewisheiten, Orientierung für die Gemeinschaft und transpersonale Bewußtheit. Die erstgenannten, die das Individuum und die Beziehungen zwischen Einzelnen in der Gruppe betreffen, sind identisch mit den Ergebnissen der Zweiergruppe und der Kleingruppe.

Die Großgruppe kann somit, obwohl sie auch frustrierend, verwirrend, ja manchmal zum Verzweifeln sein kann, eine Lehrerin für den Suchenden, eine Therapeutin für den Klienten, eine Quelle von Alternativen für

den Problemlöser und eine Inspiration für den Künstler sein. Die Essenz ihres schöpferischen Zustands stammt meist nicht von einer Person, die alle Antworten hat, sondern von einer Gruppe von Personen, die wißbegierig und guten Willens sind, voll Erwartung, und die häufig nicht ganz realisieren, daß sich in ihrem Suchen eine Weisheit verbergen kann.

Der kreative Zustand der Teilnehmer

»... denn wahre Gemeinschaft setzt Handlungsfreiheit voraus und die Freiheit, um seiner Mitmenschen willen auf sein Recht als Individuum zu verzichten. Massen bestehen aus passiven Geschöpfen, welche die gleichen Bedürfnisse und Ängste zueinander treiben...«

Kurt Goldstein

Auf der Gruppenebene definierte Ruth Benedict »Synergie«, ein heutzutage viel benutztes Wort, als eine Gruppe, die Selbstsucht und Selbstlosigkeit miteinander verschmilzt, »indem sie deren Gegensätze und Polarität so transzendiert, daß die Dichotomie zwischen Egoismus und Altruismus aufgelöst und überschritten wird und eine neue und höhere Einheit bildet« (Maslow, 1965). Gruppen scheinen immer diese Fähigkeit gehabt zu haben und weiterhin zu haben, das nötige Bewußtsein zu entwickeln, um Streß zu vermindern, Selbstverwirklichung zu fördern, intelligente Entscheidungen zu treffen, religiöse und soziale Funktionen zu erfüllen, perzeptive und soziale Veränderungen zu begünstigen und die Gemeinschaft aus Quellen des Wissens zu lenken und zu unterweisen, die den einzelnen Menschen transzendieren.

Bei der Lösung von Krisen und Problemen, bei der intelligenten Koordination ihrer ungeplanten Aktivitäten, wenn sie sich selbst Gesetze gab oder über ihre demokratischen Verfahrensweisen entschied, und beim Gruppenlernen in den Großgruppen-Workshops sagte jedes Gruppenmitglied (einschließlich eines Protagonisten, sofern einer vorhanden war), was es zu sagen hatte, und jeder schien das Ergebnis zu beeinflussen. Widersprüchliche Werte wurden, oft durch Sinnbilder, neu formuliert, und häufig wurde die Gruppenkultur verändert, wobei die schließlichen Lösungen innerhalb der neuen kulturellen Matrix gefunden wurden. In solchen Fällen funktioniert die Gruppe kohärent, effektiv, mit Weisheit und

mit gerechten Handlungen. Die erfolgreiche Gruppe ist nicht durch ihre eigene bisherige Organisation gebunden. Originalität, nicht bloße Neuheit, ist ein Kennzeichen ihrer Handlungsweisen. Auf der Versammlung findet jede Stimme Gehör, ob vernünftig oder kriminell. Das Recht, außer Tritt zu sein, wird ebenfalls respektiert. Die Gruppe gestattet jeder Person, ihren eigenen Beitrag einzubringen — gleichgültig, wie unverständlich er im Augenblick erscheinen mag, gleichgültig auch, wie zaghaft, heftig oder widersprüchlich. Jede autonome Äußerung wird integriert, obwohl die Komplexität dadurch weiter zunimmt. Ohne Kompromisse zu schließen, entscheidet sich die Gruppe nur zu intelligenten Handlungen, die für das Individuum und die Gemeinschaft gerecht, wachstumsfördernd oder heilend sind. Die Gruppe besteht bei diesen Anlässen aus dem spontanen Zusammenwirken verschiedener Einzelner, die Initiative entfalten. Das Bewußtsein, das der Einzelne von den Gruppenmustern hat — den kohärenten Gedanken und Handlungen der Gruppe, die von all den individuellen Gedanken und Handlungen bewirkt werden —, verleiht der Gruppe eine Selbst-Bewußtheit. Die Gedanken, Gefühle und Möglichkeiten der Gemeinschaft und des isolierten menschlichen Bewußtseins mögen nicht dasselbe sein; sie mögen nicht *eins* sein, aber sie sind auch nicht *zweierlei*.

Weder ein kollektiver noch ein individualistischer Standpunkt müssen eingenommen werden. Besteht man auf dem kollektiven Standpunkt, dann könnten einzelne Teilnehmer von der Mehrheit zur Anpassung gedrängt werden, während sich die Gruppe selbst blockiert. Das Ergebnis könnten Roboter sein, aber keine Persönlichkeiten. Die Gruppenweisheit sinkt dann auf den niedrigsten gemeinsamen Nenner, und individuelle Initiative und Talente werden oft vergeudet. Auf der anderen Seite ist es ebenso gefährlich, auf dem individualistischen Standpunkt zu beharren. Die »zutiefst persönliche Perspektive« ignoriert oft die Tatsache, daß wir unentwirrt mit anderen verstrickt sind. Übersieht man dieses Faktum, dann ist Einigkeit weniger wahrscheinlich. Habgier, Korruption, Ungerechtigkeit und Ineffektivität sind die wohlbekannten Nebenwirkungen beider Extreme.

Welche Haltung der Teilnehmer gestattet der einen Gruppe, nicht nur die Leistungen ihrer einzelnen Mitglieder zu übertreffen, während andere Gruppen enden, ohne je das Niveau der Fähigkeit eines ihrer einzelnen Mitglieder erreicht zu haben? Zu bedenken wäre unter anderem, daß die

Teilnehmer sowohl autonom als auch zusammenwirkend intensiv beteiligt erscheinen. Ihre Erwartungen, Einstellungen, Werte, Überzeugungen und ihre Fähigkeit zu einfühlendem Verständnis wirken sich zweifellos auf das Ergebnis aus. Sie sind sensibel für die Gefühle und Gedanken der anderen, während sie gemeinsam einem Bewußtseinsstrom folgen, und sie sind gleichzeitig sensibel gegenüber den Verhaltensmustern der ganzen Gruppe.

Guter Wille

Ein Mangel an gutem Willen bei den Teilnehmern — etwa wenn psychologische Techniken rigoros durchgesetzt werden oder an einer im voraus bestimmten Position festgehalten wird, ohne die Absicht, etwas zu verändern — kann die Gruppe daran hindern, konstruktiv zu funktionieren. Dieser Punkt wird durch den Fermeda-Workshop veranschaulicht, der Vertreter von drei afrikanischen Staaten zusammenführte, die in einen Grenzstreit verwickelt waren. Ein Teilnehmer bemerkte: »Es besteht kein direkter Zusammenhang zwischen der Entwicklung von Empathie und dem Ausmaß, in dem die Delegierten imstande waren, sich von der Festlegung auf eine Politik zu befreien, die von ihrer jeweiligen Regierung in dieser Frage bereits vertreten worden war« (Okumu, 1970).

Er fährt fort: »Solange die Teilnehmer aus der Republik Somalia an der Politik ihrer Regierung festhielten, daß der Ogaden (in Äthiopien) und die nordöstliche Provinz (in Kenya) Somalia zugeschlagen werden sollten, überzeugte sie das Experiment von Fermeda nicht vom Gegenteil. . . . Mit anderen Worten, das Aufschließen des Selbst in der Trainingsphase und die freien und offenen Diskussionen über dieses Problem, seine Größenordnung und Kostspieligkeit, sowie die Anstrengungen, die in den T-Gruppen unternommen wurden, mögliche Mittel und Wege zur Erzielung eines dauerhaften Friedens aufzuzeigen, trugen keine Früchte.«

Verglichen mit der Atmosphäre von gegenseitigem Vertrauen und Zuvorsicht in den kleinen Gruppen, wurde die Vollversammlung oder Großgruppe »zu einer Enttäuschung: Viele Teilnehmer hielten bloße Fensterreden, ein Charakteristikum öffentlicher Verhandlungen und parlamentarischer Verfahrensweisen. Vielleicht aus diesen und anderen, verborgenen Gründen fehlte das von Konsens zeugende Gruppenverhalten, das in den

kleinen T-Gruppen an den Tag gelegt wurde, völlig. Die Vollversammlung enttäuschte somit die Erwartung, daß sie den Prozeß einer Verbesserung der Kommunikation und des Verständnisses entscheidender Fragen voranbringen werde« (Doob, 1970).

Eine der T-Gruppen machte »erheblich größere Fortschritte als die andere: Die Brainstorming-Sessions waren ernsthafter und produktiver, die Streitpunkte wurden sorgfältiger und mit weniger Vermeidungsverhalten untersucht; die vorgeschlagenen Lösungen waren spezifischer; und die Gruppe stand geschlossener hinter ihren eigenen Empfehlungen«. In der »zurückgebliebenen Gruppe« gab es einen Teilnehmer, dessen »aggressives, unbeherrschtes Verhalten, häufig unter Alkoholeinwirkung, höchstwahrscheinlich idiosynkratisch, nicht kulturell bedingt schien. Diese Gruppe entwickelte niemals eine Handhabe zur Reduzierung oder Neutralisierung seines erratischen und manchmal kalkuliert störenden Verhaltens, das immer dann am deutlichsten aufzutreten schien, wenn irgendein Fortschritt oder eine Übereinkunft greifbar war« (Doob, 1970).

Was stört, ist weder, anderer Meinung zu sein, noch gegen den Strom zu schwimmen oder in anderer Weise zur Gruppe beizutragen als die anderen. Schweigen ist zum Beispiel nicht notwendigerweise störend und kann sogar zur Funktionsfähigkeit der Gruppe beitragen. »Obwohl sie von den Organisatoren und manchen der Afrikaner gelegentlich als Belastung empfunden wurden, erwiesen sich die schweigenden Dissidenten in dieser T-Gruppe als nicht störend, und die Gruppe lernte, ohne deren verbale Beiträge effektiv zu funktionieren.« Die Übereinstimmung des Bewußtseins ist etwas Zerbrechliches. Sie ist so subtil und verletzbar, daß jeder sie sabotieren kann, dem danach ist. Man braucht nicht redselig, umgänglich, liebenswürdig, gleichgesinnt oder herzlich zu sein, um die Einigkeit zu wahren, nur guten Willens.

Persönliche Stimme

Obwohl die Nützlichkeit der Anwendung von Metaphern wie »Organismus« oder »Bewußtsein« auf Großgruppen in Frage gestellt werden kann, läßt sich doch nicht leugnen, daß die Großgruppe geschlossen handeln kann. Obwohl die Mitglieder der Gruppe dies durch die Summe ihrer individuellen Handlungen bewirken, geschieht dies nicht unbedingt durch

den *koordinierten* Einsatz ähnlicher Gedanken und Gefühle oder in Übereinstimmung mit persönlichen Motiven. Die Teilnehmer können verschiedene Wertvorstellungen und recht unterschiedliche Gefühle in bezug auf ihre Handlungen haben. Die Summe ihrer Handlungen bewirkt jedoch eine Gruppenaktion.

Tatsächlich stellt die Großgruppe den Prozeß der »individuellen Selbstdefinition« zum Teil wieder her, der durch die kleine Gruppe zurückgedrängt werden kann.⁽¹⁹⁾ In der Großgruppe kann jemand seine eigenen Gedanken und Reaktionen formulieren, nicht eine Gruppenreaktion. Obwohl die Autonomie des Einzelnen offenkundig ist, gestattet die Großgruppe ihm nicht die Illusion, Außenstehender zu sein.

Autonomie / Bescheidenheit

Die hier versuchte Beschreibung stellt nicht dar, wie Menschen sein *sollten*, sondern wie sie in konstruktiven Perioden auf den Versammlungen *erscheinen*. Die intensive Beteiligung der Gruppenmitglieder am kreativen Krisenmanagement, am Lösen von Problemen und an der Selbstverwaltung scheint von widersprüchlichen Bewußtseinsaspekten begleitet zu sein, die gleichzeitig im Individuum auftreten. Einen Aspekt kann man als *Autonomie* bezeichnen. Die Person ist fähig zur Selbststeuerung, zu unabhängigem Denken und Handeln, sie drückt in ihren Reaktionen auf die Gruppe ihre unverwechselbaren Gedanken, Meinungen, Überzeugungen und Wahrnehmungen aus. Sie kann eine separate Identität aufrechterhalten und persönliche Werte, Gefühle und Gedanken in einem größeren Kontext als bloß dem gegenwärtigen Augenblick erleben. So verkörpern Julie und Anthony in dem an früherer Stelle zitierten Beispiel Autonomie, indem sie sich der Tendenz zur Einmütigkeit widersetzen: »Moment mal. Das erscheint mir als Individuum nicht richtig«. Wenn der Gruppenenthusiasmus zur Ungerechtigkeit tendiert, dann wäre ein Ausdruck von Autonomie: »Ich werde mich an diesem Unternehmen nicht beteiligen und fordere die Gruppe auf, nach einer Alternative zu suchen«.

Fast paradoxerweise ist ein solcher Mensch auch imstande, voll im Augenblick zu leben und auf Stolz und ein Gefühl persönlicher Bedeutung zu verzichten, um sich an etwas hinzugeben, was ihn selbst transzendiert. Diesen Aspekt wollen wir als *Bescheidenheit* bezeichnen.

Wer entschieden seine beste Idee für eine Lösung eines ernsten Problems der Gruppe vorbringt und dann seine Idee, Überzeugung, Doktrin, Wahrnehmung zugunsten einer in diesem Augenblick überlegenen zurückzieht, der würde die Konvergenz von Autonomie und Bescheidenheit an den Tag legen.⁽²⁰⁾

Bescheidenheit

In ihrer gewöhnlichen und in der hier intendierten Bedeutung bezeichnet »Bescheidenheit« ein unpräntiöses Fehlen von Stolz oder Selbstbehauptung. Das englische Wort für Bescheidenheit — *humility* — ist von »*humus*«, Erde, abgeleitet. Das Wort »*human*« hat dieselbe Wurzel wie »*humility*«, und die Eigenschaft der *humility* ist zutiefst *human*.

Wie bereits erwähnt, sind die Teilnehmer bei intensiven Begegnungen in der Großgruppe mit einer Verengung der Aufmerksamkeit auf einen Sprecher, auf eine wichtige Frage, auf ein schwieriges Dilemma, oft bei gedämpfter Beleuchtung, zweifellos Bedingungen ausgesetzt, die eine Lockerung der »generalisierten Realitätsorientierung« bewirken. Sich zu gestatten, in einen anderen Bewußtseinszustand zu gelangen, ist ein Aspekt von Bescheidenheit.

Das positive Ergebnis dieses Zustands ist die Fähigkeit, seine körperliche Agilität und Kraft zu steigern und im Falle von Krisen in der Großgruppe seine Konzentration, Wahrnehmung, Einsicht und Kreativität zu schärfen — um das Kollektiv zu beraten und vor Schaden zu bewahren.

Was man Bescheidenheit nennt, ermöglicht es dem Einzelnen, sich dem schöpferischen Potential verschiedener Bewußtseins- oder Geisteszustände zu öffnen, die kritischen Fähigkeiten zu entspannen und auf Meinungen und Überzeugungen zugunsten überlegenerer zu verzichten, um die Gruppe fairen und intelligenten Lösungen sowohl für Einzelne wie für das Kollektiv anzunähern. Sie gestattet dem Geist, »die Besonderheiten der Umstände, die Beschränkungen und Unzuverlässigkeiten der Sinne« zu umgehen, um »zu einer prinzipiellen Wahrheit der Materie« zu gelangen. Diese Bescheidenheit läßt eine freiwillige Unterordnung der eigenen Individualität unter die Notwendigkeiten der Gruppe zu. Das Individuum ist bereit, sich zu verändern. Es ist fähig, auf Ungeduld und einfache Antworten zugunsten eines aufmerksamen Wartens zu verzichten — bereit,

zu folgen *oder* zu führen *oder* stillzubleiben.⁽²¹⁾

In diesem Zustand ist der Betreffende imstande, ungebunden an eine bestimmte Form zu leben: in einem Augenblick keine strukturierten Tätigkeiten zu bevorzugen, in einem anderen eine hochorganisierte Struktur. Da sich Lösungen, die zuvor funktioniert haben oder in anderen Gruppen erfolgreich waren, nicht notwendigerweise auch in einer anderen Situation bewähren, muß die Person auch auf ihre aus früheren Erfahrungen gewonnenen Erkenntnisse verzichten und mit Zweifeln und Ängsten leben, aber ohne sich von diesen beherrschen zu lassen.

Die bedeutungsvolle Begegnung eines Menschen mit einem anderen ist ein Teil dieser Bescheidenheit. Zwischermenschliche Verschmelzung hat Erich Fromm (1956) als »das mächtigste Bedürfnis des Menschen« bezeichnet. »Sie ist die fundamentalste Leidenschaft, die Kraft, welche die Menschheit, den Clan, die Familie, die Gesellschaft zusammenhält. Unfähigkeit, sie zu erlangen, bedeutet Geisteskrankheit — oder Vernichtung — Selbstvernichtung oder Vernichtung des anderen.«

Obwohl nicht alle Gruppenmitglieder voneinander angezogen sein mögen und nicht jeder Einzelne bewundert bzw. gemocht wird, erlaubt die Bescheidenheit, die Existenz jeder Person zu akzeptieren, wie man die Welt akzeptiert, ohne entscheiden zu wollen, ob man ihr glauben kann oder nicht. Menschen sind imstande, sich an die Stelle des anderen zu versetzen und die Bedeutung der (verbalen und nonverbalen) Äußerungen einer Person sowohl für das Individuum wie auch für die Gruppe zu spüren. Negative Gefühle werden als eine Realität und nicht *immer* als ein Vorspiel zu destruktivem Handeln akzeptiert. Unterschiedliche Deutungen derselben Phänomene werden benutzt, nicht um einen Streit zu nähren, sondern als Grundlage für Erfindungen. Ein Weg wird gefunden, um widersprüchliche Fakten unter einen Hut zu bekommen.

Autonomie

Ohne Bescheidenheit zur Überwindung von Schwierigkeiten fehlt es der Gruppe an Kreativität; ohne Autonomie, um widersprüchliche Gefühle auszudrücken, fehlt ihr die Spannung von Kreativität. Gruppen sind sowohl zu destruktiven als auch zu konstruktiven Handlungen fähig. Eine

Gruppe von Menschen ist immer anfällig für gedankenloses Verhalten. »Verstand und Argumente«, schreibt Le Bon (1908), »sind unfähig, gegen bestimmte Worte und Formeln aufzukommen. Diese werden in Gegenwart einer Menschenmenge feierlich ausgesprochen, und sobald sie erklingen sind, ist ein Ausdruck von Respekt auf jeder Miene erkennbar, und alle Köpfe sind gesenkt.«

Dieselben Bedingungen, die zu einer Lockerung der generalisierten Realitätsorientierung der Teilnehmer führen und die Möglichkeit von Kreativität eröffnen, können auch durch Schwächung der Kritikfähigkeit der Gruppenmitglieder den Weg bereiten für törichte Anpassung oder gar Pöbelverhalten. Diese Bescheidenheit kann manipuliert werden, wenn der Einzelne auf eine »dynamische, veränderliche, praktikable und nützliche Art von kognitiver Reaktion« auf »bestimmte Arten von phrasenhaften und abgedroschenen Gedanken (verzichtet), die er nicht bereit ist, kritisch zu untersuchen« (Schein et al., 1961, S. 262). Zweifellos sind wir alle anfällig für diese Tendenz. Die leidenschaftliche Antifaschistin Simone Weil (1951) sagte eingedenk der Notwendigkeit, vor ihren eigenen Schwächen auf der Hut zu sein: »Ich bin mir eines sehr starken Herdentriebs bei mir selbst bewußt. Von Natur aus neige ich dazu, mich sehr leicht beeinflussen zu lassen, vor allem von jeder Form von Kollektiv. Ich weiß, daß ich, wenn ich in diesem Augenblick eine Gruppe von 20 jungen Deutschen vor mir hätte, die im Chor Nazilieder singen, in einem Winkel meiner Seele sofort ein Nazi werden würde . . .; es ist falsch, ein 'Ich', aber noch schlimmer, ein 'Wir' zu sein.«

Menschen, die nicht für Hypnose anfällig sind, klagen darüber, daß sie außerstande seien, die Situation-als-Ganzes zu vergessen. Die Absurdität der Suggestionen komme ihnen zwangsläufig zu Bewußtsein, und sie stellen sich vor, was Freunde nachher von ihnen denken werden (White, 1941). Manchmal beklagt sich ein Teilnehmer eines Großgruppen-Workshops, daß er sich nicht »auf das Erlebnis einlassen« könne, oder daß »die Leute ihre Gefühle nur vorzutäuschen scheinen«, daß er nicht zu einem Teil der Gruppe werden könne. Das ist Autonomie: Zuviel davon hindert einen daran, sich auf eine Erfahrung einzulassen und aus der Teilnahme zu lernen; ein Zuwenig läßt einen zum Opfer emotionaler Ansteckung werden.

Aber wie Meerlo (1956) bemerkte: »Jedes Individuum hat zwei gegensätzliche Bedürfnisse, die gleichzeitig wirksam sind: das Bedürfnis, unabhängig, ich selbst zu sein, und das Bedürfnis, nicht ich selbst zu sein,

überhaupt niemand zu sein, geistig-seelischem Druck keinen Widerstand zu leisten. Das Bedürfnis, nicht aufzufallen, zu verschwinden, und von der Gesellschaft geschluckt zu werden.«

Autonomie mit ihrem isolierten, persönlichen Standpunkt schützt gegen die Entwicklung von »ergebenen Gläubigen«. Die private Perspektive, die zu einer längerfristigen Sichtweise über den unmittelbaren Augenblick und seine Attraktionen hinaus fähig ist, stellt unter Umständen die Ziele, die Grundwerte und Verfahrensweisen in Frage, die die Gruppe steuern.

Die Gruppe braucht diese Haltung, um fair und fruchtbar zu funktionieren, obwohl es den Anschein haben kann, daß die Mitglieder, die sie äußern, in Widerspruch zum kollektiven Willen stehen. Ein autonomes Individuum betrachtet »die Welt aus seinem eigenen, unabhängigen Blickwinkel, es sagt die Wahrheit so, wie es sie sieht, und hält somit seine Augen und Ohren im Interesse der Gesamtgesellschaft offen« (Milosz, 1985).

Mit dieser kritischen Perspektive ist der Betreffende auch weniger in Gefahr, »von Effizienz verschlungen« oder »dem höheren Wohl geopfert« zu werden bzw. sich unter Druck setzen zu lassen, zu einem »korrekten« Mitglied der Gesellschaft zu werden. Sowohl als Kritiker wie auch als enthusiastischer Teilnehmer über das Interesse der Gruppe zu wachen und dieses zu respektieren, ist keine einfache Aufgabe. Man weiß nie, ob man das Richtige tut. Dennoch muß man seine Kraft dafür aufwenden, zu tun, was man für richtig hält (Autonomie) und gleichzeitig einen Zipfel des Zweifels beibehalten, bereit, wenn die Evidenz dafür spricht, gegen seine eigenen Ideen und sogar deren Grundsätze zu handeln (Bescheidenheit). Zwangsläufig wird man dadurch gelegentlich in Widerspruch zu seinen Freunden und anderen Gruppenmitgliedern geraten und allein dastehen.

Wenn man imstande ist, seine eigenen Gefühle des augenblicklichen Dramas der Gruppe zu erleben, und sich *gleichzeitig* größerer Zusammenhänge des Lebens außerhalb der Versammlung bewußt ist, dann wird man sich der allgemeinen Empörung gegen die Gewalt anschließen können, die einem Gruppenmitglied angetan wurde, aber man wird auch dafür sorgen, daß der wahre Schuldige zur Rechenschaft gezogen wird und kein unschuldiger Passant.

Obwohl Bescheidenheit bewirken kann, daß man sich auf einen Zustand der Zeitlosigkeit und des Vergessens persönlicher Wünsche einläßt,

setzen Autonomie, Mut, Verantwortungsbereitschaft und Intelligenz ein, um gedankenlose Resignation zu verhindern. Diese Balance von Autonomie und Bescheidenheit ist es, was Dubos (1981) in seinem praxisorientierten Aphorismus auf den Punkt gebracht hat: »Lebe individuell, handle in deinem näheren Umfeld, aber betrachte die Dinge aus globaler Perspektive«.

Indem sich die Mitglieder dem Einfluß der Gruppe überlassen, entspannen sich ihre kritischen Fähigkeiten, und es verringern sich die Unterschiede zwischen mir und dir; die Gruppenmitglieder konzentrieren ihre höchst sensible Aufmerksamkeit auf das einigende Band: das empfindsame Zuhören bei Äußerungen von Schmerz oder Freude, das zutiefst entspannende Schweigen, den Weg zur Wiederherstellung in einer persönlichen Krise, die Konzentration zur Lösung eines Problems, die Intuition für die Selbstverwaltung. Jedes Mitglied wird zum Führer bei der Überwindung von Krisen. Das Ergebnis wird wie das Bild eines Puzzlespiels von jedem Einzelnen beabsichtigt und mit Spannung erwartet, und jeder Einzelne trägt dazu bei, aber es ist keinem der daran Beteiligten bekannt. »Eine unsichtbare Hand«, um Polanyis (1959) Metapher für wissenschaftliche Entdeckungen zu verwenden, steuert den Prozeß auf die gemeinsame Entdeckung eines verborgenen »Bildes« des Systems der Dinge hin. In jeder Phase des Prozesses ist die kompetenteste Person, nämlich diejenige mit dem richtigen »Puzzleteil«, die Anführerin der Großgruppe. Das einigende Band ist die Aufgeschlossenheit jedes Einzelnen für Gelegenheiten, einen neuen »Mosaikstein« einzufügen und zu einem umfassenderen und klareren Verständnis zu gelangen. Im Gegensatz zum Puzzle mit seinen ausgestanzten Fertigteilen hat das »Bild« der Gruppe wahrscheinlich alternative Darstellungsmöglichkeiten und wird durch den Gruppenprozeß erst erschaffen.

Obwohl die Teilnehmer auch Individuen sind, können sich die unterschiedlichen Persönlichkeiten um das einigende Band konzentrierten Bewußtseins sammeln. Der durch die Mitgliedschaft in einer Gruppe ausgelöste Bewußtseinszustand kann so weit diszipliniert werden, daß man bisher unverbundene Gedanken miteinander verknüpft und zu überraschenden Einsichten in komplexe Fragen gelangt.

Bescheidenheit und Autonomie sind zwei Seiten ein und derselben Münze. Wer sie zu verbinden weiß, ist fähig, sich zu äußern, ist luzide und hat Konturen, und er handelt gleichzeitig in spontaner Kongruenz im Rah-

men eines intelligenten, fruchtbaren Kollektivs von Menschen. Der Teilnehmer ist, wie Konner (1985) ein Stammesritual der Kalahari beschrieben hat, »gleichzeitig exotisch mit sich selbst beschäftigt und heroisch selbstlos«. Die Kombination dieser beiden Eigenschaften dient weder ausschließlich dem Privaten noch dem Universellen; sie stellt sich dem Leben mit der Energie der Erwartung, aber mit wenigen Erwartungen. Sie ist nicht interessiert an Chaos oder Egozentrik. Sie ist in der Gruppe daran interessiert, eine Gemeinschaft zu *sein*, nicht, »eine Gemeinschaft zu bilden«. Es ist anzunehmen, daß das Streben nach »Einigkeit« oder der Versuch, »eine Gemeinschaft zu schaffen«, das Gegenteil bewirken würde. Im Gegensatz zur üblichen Erwartung sorgt diese Autonomie für die Geschlossenheit des Ganzen; und diese Bescheidenheit sorgt für individuelle Ausdrucksmöglichkeiten wie für Wachstum.⁽²²⁾

Nach dem Großgruppen-Workshop

Nach ihrer Rückkehr nach Hause berichten die Teilnehmer an Workshops manchmal, daß sie mit ihrer Familie, ihren Freunden und ihrer Arbeit nicht klarkommen. Sie mögen ihren Angehörigen und Freunden wie Fremde erscheinen, und es mag ihnen schwerfallen, in ein Routineleben zurückzukehren. Die Gefühle, die sie erleben, sind nicht notwendigerweise neu, aber der Workshop kann einige ihrer engeren Überzeugungen gestärkt haben.

In chinesischen Umerziehungsprojekten, in religiösen Kulturen, in »Schulungsseminaren«, lauter Aktivitäten, die auf die Konditionierung menschlicher Verhaltensweisen und Einstellungen abzielen, sind die Teilnehmer nicht nur verpflichtet, öffentliche Geständnisse abzulegen und sich einer Indoktrinierung zu unterziehen; die Erleichterung, die sie empfinden und die als Beweis von Spiritualität gewertet werden kann, wird auch durch Nachfolgetreffen, »Fortgeschrittenenseminare« oder »Unterstützungsgruppen« verstärkt. In Wesleys religiöser Bewegung wurden zum Beispiel die Konvertiten, »sobald sie in den großen Versammlungen bekehrt worden waren, in Gruppen von nicht mehr als zwölf aufgeteilt, die einmal wöchentlich zusammenkamen, um über Schwierigkeiten zu sprechen und sich detailliert mit ihren Problemen auseinanderzusetzen. Unter der Führung eines 'Klassenleiters' setzten sie ihre Indoktrinierung fort« (Sargant, 1957).

Klinische Psychologen legen oft Wert auf Nachfolgeverfahren zur Unterstützung von Veränderungen, die in intensiver psychotherapeutischer Behandlung erzielt wurden. Was klinische Psychologen als »Nachfolgeunterstützung« ansehen, kann auch als Konditionierung betrachtet werden. R. Lifton (1961) hat in bezug auf Gehirnwäschepraktiken bemerkt: »Was wir als Zwang und Manipulation empfinden, betrachten die chinesischen Kommunisten als eine moralisch erhebende, harmonisierende und wissenschaftlich therapeutische Erfahrung«.

Ein Therapeut berichtet über eine seiner Patientinnen, die an einer »Bewußtseinsbildungsgruppe« teilnahm. Ihre anfänglichen Fortschritte — Befreiung vom Gefühl der Entfremdung und Bestätigung ihrer Identität — wurden durch regelmäßige Treffen verstärkt. Nach einem Jahr wurden die Teilnehmerinnen dieser Gruppe jedoch gerügt, wenn sie attraktiv aussehen wollten oder gern etwas für einen Mann taten. »Läuterung ihrer Gefühle«, schreibt Sabo (1975), »Loyalität zur Gruppe, kurz eine rigide Moral, begann an die Stelle der ursprünglichen Bestätigung ihrer Identität zu treten«. Diese Art von Unterdrückung kann sich an einem Feind darstellen, an einem Ideal, an einem Glauben, praktisch an allem. In Großgruppen-Workshops besteht die Tendenz, die freie Äußerung von Gefühlen in den Mittelpunkt zu stellen. In Nachfolgegruppen könnten es irgendwelche Eigenschaften eines »idealen Menschen« sein.

Wenn man bedenkt, mit welcher Leichtigkeit Menschen durch Gruppen und ihre Organisatoren wissenschaftlich oder unwissentlich unter Druck zu setzen sind, könnte es nach meiner Ansicht sogar *unethisch* sein, Nachfolgeaktivitäten zu bieten, insbesondere Unterstützungsgruppen zur Verstärkung von Veränderungen, die durch einen Großgruppen-Workshop hervorgerufen wurden. Wir sollten nicht auf Konditionierungen oder Verstärkung von Konditionierungen aus sein, sondern auf Veränderungen, die zu einem Bestandteil des gewöhnlichen Lebens der Betroffenen werden. Ein wirklich selbstgesteuerter Mensch bedarf keiner systematischen »sozialen Verstärkung«, um seine reale Lebenssituation zu verändern, falls er dies wünscht. Man sollte nicht durch psychologische Konditionierungsmethoden einen Keil der Verstärkung zwischen den Gruppenteilnehmer und seine Familie treiben.⁽²³⁾

Was wir brauchen, ist ein vertieftes Verständnis von großen Gruppen, ihren Vor- und Nachteilen, ihren Wirkungen, ihrer Beziehung zu Therapie und Lernen.

Schon sehr früh wurde bei der Arbeit mit diesen Großgruppen-Workshops erkannt, daß viele der positiven Ergebnisse sowohl der Einzel- als auch der Kleingruppenpsychotherapie dabei ebenfalls realisiert wurden. Seither ist es zu einer verbreiteten (und wie ich glaube, bedauerlichen) Praxis geworden, Workshops in Hinblick darauf zu bewerten. So hielt zum Beispiel u. a. Carl Rogers 1986 Großgruppen-Workshops in Europa, Südafrika und der Sowjetunion ab. Obwohl die Hauptziele dieser Veranstaltungen stark voneinander abwichen, stützte sich Rogers bei der Bewertung des Erfolgs stark auf die Aussagen einiger Teilnehmer, die sehr positive Erfahrungen machten (Rogers, 1986).

Kommt eine positive Erfahrung unerwartet? Nein. Aber dasselbe gilt auch für eine negative. Die geringe Forschung, die die Teilnehmerreaktionen nach einem personenzentrierten Großgruppen-Workshop untersucht hat, deutet darauf hin, daß es, obwohl die meisten nicht negativ urteilen, aller Wahrscheinlichkeit nach einige wenige Teilnehmer geben wird, die ihre Erfahrung außerordentlich gut bewerten, und ein paar andere, die extrem enttäuscht sind (Barrett-Lennard, 1977; Bozarth, 1980).

Eine Großgruppenerfahrung, die ihren Teilnehmern als *Individuen* nicht in konkreter Weise nützen kann, sollte definitiv nicht als ein Erfolg betrachtet werden. Wenn auf der anderen Seite nichts weiter vorzuzeigen ist, als daß sich einige Leute (vorhersagbarerweise) besser und einige schlechter fühlen, soll man dies als einen Erfolg werten?

Im Grunde bieten Großgruppenbegegnungen den Teilnehmern die Möglichkeit zu viel mehr: zu einer multidimensionalen Erfahrung des Lernens durch Tun, die viel reicher ist als eine verwässerte persönliche Psychotherapie oder ein bloßes öffentliches Forum, um Meinungen zu verkünden. Wir sollten längst darüber hinaus sein, über die Erkenntnis zu staunen, daß Bürger soundsovieler Nationen, die in soundsovielen Sprachen sprechen, eine gemeinsame Tagung überleben können. Wie oft müssen wir lernen, daß »die Leute dort drüben genauso sind wie die Leute hier«. Was hat die Begegnung sonst noch geleistet? Wir müssen über die Ergebnisse dieser Großgruppen-Workshops noch viel mehr in Erfahrung bringen, als wir bis jetzt wissen.

Diese Bemerkungen dienen nicht der Absicht, Großgruppen-Workshops abzuwerten oder ihre Organisatoren zu kritisieren. Im Gegenteil, da es so viele Dinge gibt, die große Gruppen fertigbringen *können* (ob sie nun als »Workshops«, »Foren«, »Konferenzen«, »Kongresse« oder was

auch immer bezeichnet werden), wünsche ich mir eine umfassendere Auswertung und damit ein breiteres und besseres Verständnis dieser Veranstaltungen.

Menschen in großen Gruppen befolgen Rituale, erweitern ihre gewöhnlichen Fähigkeiten, stellen vielleicht ihre geistig-psychische Gesundheit wieder her, fördern die persönliche Entwicklung, verbessern ihre sozialen Beziehungen, erwecken transzendente Sehnsüchte und schaffen es vielleicht auch, sich selbst zu führen, ihre Probleme zu lösen und Ungewißheiten ertragen zu lernen.

Welche Dimensionen könnten ausgewertet werden? Ich würde ebenso wie Rogers mit der *persönlichen* beginnen. Wie erfolgreich wurden individuelle Ziele erreicht? Die Ziele der Organisatoren? Es wäre falsch zu sagen, daß Großgruppen-Workshops *immer* eine therapeutische Wirkung erzielen. Ebenso wäre es falsch zu sagen, daß diese *niemals* eintritt. Vielleicht kann man sich darauf einigen, daß die Gruppe, wie ein Kollege von mir behauptet, kein *effizientes* Instrument zur Förderung persönlichen Wachstums ist. Aber ist sie denn dafür gedacht? So oder so wäre diese Dimension zu erforschen. Wie erfolgreich wurde, wie in der Zweiergruppe, die Diskrepanz zwischen dem Selbstkonzept eines Teilnehmers und seiner organismischen Erfahrung reduziert? Was konnten andere Gruppenmitglieder oder Angehörige des Teilnehmers seiner Bewertung persönlicher Veränderungen hinzufügen? Haben die Teilnehmer etwas über ihren Starrsinn, ihren Konkurrenzgeist und ihre Passivität gelernt? Haben sie gelernt, wie leicht sie zu beeinflussen sind, inwiefern sie sich in der Gruppe anders fühlten als allein, haben sie ihr Bedürfnis nach Aufmerksamkeit oder ihre Flexibilität kennengelernt, ihre Kooperationsbereitschaft, ihre Ehrlichkeit, ihren Respekt für andere, ihre Fähigkeit, anderen zu helfen, ihre Kreativität? Sind sie sich ihrer Angst vor Kontakt mit anderen und ihres Verlangens danach bewußt geworden? Ihrer Fähigkeit, den Fortschritt der Gruppe zu blockieren sowie ihn zu fördern? Haben sie die Gruppe gerecht gefunden? Ungerecht? Launenhaft? Haben sie erlebt, daß ein Individuum im Hinblick auf die Entscheidungen der Gruppe sowohl hilflos als auch allmächtig sein kann? Haben sich die Teilnehmer autonom und mit der Gruppe eins gefühlt? Vielleicht kann Freuds Kriterium angewendet werden: Haben die Einzelnen jetzt mehr Freude an der Arbeit, der Liebe und am Spiel? Dies könnten einige der Fragen sein, die es zu erwägen gilt.

Die *zwischenmenschliche* Dimension könnte ebenfalls ausgelotet werden. Wie erfolgreich wurde die zwischenmenschliche Kommunikation verbessert? Ein wieviel »größeres Verständnis des Selbst und anderer« wurde erzielt? Wie haben sich die persönlichen Beziehungen — sowohl innerhalb der Gruppe als auch über diese hinaus — verändert? Wie gut wurden zwischenmenschliche Konflikte gelöst?

Bei solchen kaum strukturierten Veranstaltungen ist die Gruppe gewöhnlich gefordert, sich selbst zu verwalten. Wie erfolgreich war sie bei dieser *Selbstverwaltung*? Wie effizient hat die Gruppe *Probleme gelöst*, mit denen sie konfrontiert war? Wertkonflikte? Die friedliche Beilegung eines Streits über die Erlaubnis zu einer Bandaufzeichnung (oder die Unfähigkeit zu einer solchen Lösung), und zwar in einer Weise, die Vielfalt nicht verhindert und Teilnehmer nicht dauerhaft frustriert, kann bedeutsamer sein als die Formulierung von Resolutionen.

Wie flexibel war die *Kultur* der Gruppe? Wie erfolgreich war die Gruppe bei der Umwandlung der Kultur in eine angemessenere Form, die den wechselnden Bedürfnissen der Teilnehmer entsprach?

Wie effektiv konnte die Gruppe-als-Ganzes lernen oder sich mit *Ungewißheiten abfinden*? Reagierte die Gruppe mit den primitiven Instinkten einer Herde, mit der logischen Präzision eines Geschworenengerichts oder wie bei der Selbstbehauptung einer Nation? Hat sie Instinkte, Logik, Durchsetzungsfähigkeit, Intuition in klugen und wirksamen Handlungen eingesetzt? Hat sie auf die Verbesserung sozialer Organisation und Beziehungen hingewirkt? Hat sie die Funktion von Medizin erfüllt (indem sie mithalf, das Wohlbefinden ihrer Mitglieder zu erhöhen), von Wissenschaft (indem sie Probleme löste), von Regierung (indem sie Entscheidungen traf) und von Religion (indem sie ihren Mitgliedern half, ihr Dasein zu begreifen)? Was wurde de facto von der Gruppe geleistet?

Auf welcher Ebene wurde *transpersonale Bewußtheit* bei den Teilnehmern bewirkt? Die Teilnehmer an Großgruppen-Workshops werden sich neben außergewöhnlichen prophetischen Erkenntnissen oft ihrer Beziehung zur Gruppe, zur Gesellschaft, zur Menschheit bewußt. Sie können nicht nur der Grundmuster der Gruppe, sondern auch der Grundmuster ihres Lebens gewahr werden. Über ein Erkennen des Lebens und des Todes, des »Einsseins«, eines erfüllten Friedens und andere religiöse Manifestationen wird häufig berichtet. Was ist der Unterschied zwischen echter Spiritualität und künstlichen Emotionen, die von der Großgruppenerfah-

rung hervorgerufen werden? Wenn die Gruppe zur Förderung »interkultureller Verständigung« einberufen wurde, wie gut hat sie dieses Ziel erreicht? Ging es um »Konfliktlösung«, wie erfolgreich war sie dabei? Wurden die Ziele der Organisatoren ebenfalls verwirklicht?

Bei der Vornahme solcher Bewertungen würden die persönlichen Berichte von Teilnehmern eine wichtige Rolle spielen. Berichte von Kollegen, Freunden, Angehörigen könnten ebenfalls verwendet werden. Darüber hinaus könnten Berichte von teilnehmenden Beobachtern, die sich mit der Lösung menschlicher Grundfragen befassen, hilfreich zur Bewertung der oben erwähnten Gemeinschaftsaspekte sein. Was diese Gesamtbewertung betrifft, könnte man auch andere Formen der Beobachtung in Betracht ziehen. Die Großgruppenveranstaltung hat einen genauen Anfang und ein Ende, aber sozial, psychologisch und kulturell ist sie verflochten mit einem ständigen Strom menschlicher Ereignisse. So könnte man zum Beispiel beobachten, was wann und wo physisch geschieht. Darüber hinaus könnte man auch die sozialen Bedeutungen dieser Ereignisse analysieren. Weiter könnte man die konzeptionellen und mythischen Aspekte, welche die Aktivitäten umgeben, so studieren, wie man westafrikanische Tänze studiert (Williams, 1971).

Anmerkungen

⁽¹⁾ Die Initiatoren dieser Großgruppen-Workshops waren Natalie Rogers, Carl Rogers, John K. Wood, Allan Nelson und Betty Meador. Nach den Workshops des ersten Jahres wandten sich Nelson und Meador anderen Dingen zu, deshalb wurde der Mitarbeiterstab umgebildet. In den nächsten sechs Jahren bestand er im Kern aus Natalie Rogers, Carl Rogers, John K. Wood, Maria Bowen, Maureen Miller O'Hara, Jared Kass und Joanne Justyn. David Aspy gehörte dem Stab eines Workshops an, und Dick und Marion Vittitow nahmen an diesem und einem weiteren Workshop teil.

⁽²⁾ Um manche der Erkenntnisse verallgemeinern zu können, wurde die Mehrzahl der Episoden einer Form von Workshop entnommen, die an den folgenden Orten entwickelt wurde: La Jolla, Kalifornien (1974); Santa Cruz, Kalifornien (1974); Oakland, Kalifornien (1975); Ashland, Oregon (1976); Sagamore, New York (1977) in den Vereinigten Staaten, und in Rio de Janeiro, Brasilien (1977) sowie Nottingham, England (1978). Ich habe an Großgruppen-Workshops in Brasilien, England, Frankreich, der Bundesrepublik Deutschland, Holland, Ungarn, Italien, Mexiko, den Philippinen, Portugal und der Schweiz sowie in vielen Teilen der USA einschließlich Hawaii teilgenommen.

Die hier geschilderte Form von Workshop verschwand etwa um 1980. Spielarten davon werden jedoch immer noch veranstaltet. So hat zum Beispiel Rogers an Großgruppenveranstaltungen in Österreich, Südafrika, Ungarn sowie in den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion teilgenommen. Diese Veranstaltungen hatten nicht den gruppencentrierten Charakter der Workshops, denen ich meine Beispiele entnommen habe, obwohl sie zweifellos viele derselben Eigenschaften aufwiesen.

Da es mit Ausnahme einiger Meinungsbefragungen von Teilnehmern (Bozarth, 1982; Barrett-Lennard, 1986) fast keine Forschung über diese Großgruppen-Workshops gibt, beschreibe ich meine eigenen Beobachtungen und Wahrnehmungen. Es wird hier ein Ansatz der Gruppenarbeit präsentiert, mit dem ich vertraut bin, um die Sphäre meiner eigenen Erfahrungen abzustecken. Damit will ich nicht nahelegen, daß dies der *einzige* Ansatz ist, der intelligente und

reative Gruppen begleitet, ebensowenig, daß die beschriebenen Gruppen anderen ähnlichen Veranstaltungen notwendigerweise überlegen seien. Ich glaube jedoch, daß viele der hier dargelegten Beobachtungen auch auf andere Großgruppenbegegnungen anwendbar sind. Die hier beschriebenen Gruppen waren weit davon entfernt, vollkommen zu sein. Ich vermute, daß der Einfluß des menschlichen Geistes und Verhaltens, der durch das Zusammensein von Menschen zustandekommt, stärker ist als jeder »Ansatz«.

- (3) »Gemeinschaft« ist ihrer Definition nach ein Miteinander von Menschen, die dieselben Rechte und Privilegien oder gemeinsame Interessen haben. Deshalb können wir trotz ihrer vorübergehenden Natur diese Großgruppen-Workshops als Gemeinschaften bezeichnen. Es sind insbesondere Gemeinschaften zum Lernen.
- (4) Das folgende Beispiel illustriert die Risiken, wenn die Veranstalter als Beobachter fungieren und eine fixierte psychologische Perspektive aufrechterhalten, von der sie sich bei ihren Interventionen leiten lassen.

Im Jahre 1969 wurde in den italienischen Alpen ein Workshop mit dem Ziel abgehalten, verhaltenswissenschaftliche Ansätze auf die friedliche Lösung von Konflikten anzuwenden. Ich habe an diesem Treffen nicht teilgenommen. Der ausgezeichnete, detaillierte Bericht des Organisators veranschaulicht jedoch einige der Fallgruben, die den Veranstaltern von Großgruppen-Workshops drohen.

Aus den Ländern Somalia, Äthiopien, Kenya, drei benachbarten Nationen, die in einen Grenzstreit verwickelt waren, wurden fähige und einflußreiche Vertreter eingeladen. Die Teilnehmer wurden zu einer Großgruppe zusammengefaßt, die nach dem »Tavistok-Modell« funktionierte, und zu mehreren Kleingruppen, die dem »NTL- bzw. Bethel-Ansatz« folgten. Es wurden also ebenso wie in den hier beschriebenen Großgruppen-Workshops sowohl Kleingruppentreffen als auch Großgruppenversammlungen abgehalten.

Die Teilnehmer warfen den Veranstaltern vor, sich manchmal ausweichend zu verhalten, sich während des Workshops meistens auf Distanz zu halten und die Teilnehmer zu behandeln, als wären sie Versuchskaninchen in einem Experiment. Die Mitarbeiter gaben selbst zu, »nicht immer die Nuancen mitbekommen zu haben, was ihnen die Teilnehmer sagten; auch stießen die Berater durch ihre Interventionen gelegentlich unbeabsichtigt Teilnehmer vor den Kopf«.

Ein Teilnehmer macht die folgende Bemerkung über die Kontrolle durch den Mitarbeiterstab: »Die Trainer, die eine höchst psychologische Deutung von Selbsterkenntnis von sich gaben, betrachteten Ideologie als etwas, was sie nicht näher berührte, und lenkten daher die Aufmerksamkeit von den wirklichen Absichten Einzelner ab. Angesichts dieser Einschränkungen können die Akti-

vitäten der Teilnehmer nur als Resignation oder bloßes Mitspielen mit der Gruppe und der Methode betrachtet werden, nach der sie geleitet wurde. . . . Sowohl die Art und Weise, wie die Diskussionen organisiert wurden, und die Art und Weise, wie die Teilnehmer auf dieses Arrangement eingingen, schlossen jedes ernsthafte Engagement aus« (Doob & Foltz, 1973).

Indem sie ihre eigenen Werte durchsetzten (daß Ideologie unwichtig sei), und der Gruppe nicht gestatteten, angemessene Werte zu formulieren (die auch eine entsprechende Beachtung von Ideologie hätten einschließen können), trugen die Organisatoren dazu bei, eine echte Auseinandersetzung der Gruppe mit ihrem Konflikt zu verhindern. Die Gruppe hatte keine Chance, ihre eigenen Methoden zu entwickeln, welche die regionalen Wertvorstellungen und kulturellen Unterschiede, den historischen Kontext und andere Faktoren berücksichtigt hätten, die den aktuellen Disput umgaben. Die Gruppe konnte deshalb in den Endphasen des Workshops nur auf enttäuschende politische Mittel zurückgreifen.

Wenn die Organisatoren den Tavistok-Ansatz und ebenso, wenn sie den »personen-zentrierten Ansatz« mit der Einstellung benutzen, im Besitz aller Lösungen für die Gruppe zu sein — mag ihnen dies bewußt sein oder nicht —, dann wird die Gruppe zweifellos daran gehindert, ihr Selbstverwaltungspotential auszuschöpfen. Durch Respektierung der schöpferischen Fähigkeiten der Teilnehmer und durch den Einstieg mit der Haltung: »Schauen wir, was wir zusammen tun können«, gelang es den hier beschriebenen Großgruppen-Workshops oft besser, aus der Gruppe und ihren Möglichkeiten Nutzen zu ziehen.

- (5) Obwohl die Veranstalter, indem sie Autorität an die Gruppe abtraten, die unerwünschten (sowie die erwünschten) Effekte direkter Manipulation der Teilnehmer vermieden, blieb die Möglichkeit indirekter Manipulation weiter bestehen. Die Verwirrung, welche sicherlich durch die Weigerung der Veranstalter gelöst wurde, in konventioneller Weise zu führen bzw. einzugreifen wie in einer Therapiegruppe, hat möglicherweise die Suggestibilität der Teilnehmer erhöht. Jerome Frank (1961) hat in bezug auf evokative Therapien (Erinnerungstherapien) bemerkt: »Die konsequente Weigerung des Therapeuten, die aktive Führung zu übernehmen, schafft eine mehrdeutige Situation für den Patienten, der nur eine vage Vorstellung davon hat, was er tun soll, wie lange er bei etwas bleiben soll und wie er wissen kann, wann er fertig ist. . . . Die entstehende Unklarheit kann die beeinflussende Macht (des Therapeuten) steigern. . . , (da) man in einer vieldeutigen Situation gezwungen ist, eine Klärung zu versuchen. . . . In dem Maße, in dem jemand in einer Situation nicht allein eine klare Erwartungshaltung aufbauen kann, neigt er dazu, sich an andere um Orientierung zu wenden. Dies könnte den Befund erklären, daß Verwirrung die Suggestibilität erhöht«.

Die Veranstalter der hier beschriebenen Großgruppen-Workshops versuchten, unnötige Verwirrung zu reduzieren, indem sie den Teilnehmern ihre Absichten bekanntgaben — sowohl zu Beginn als auch während der Versammlungen. Sie gaben zu, was sie über den Prozeß, den alle miterlebten, wußten und, was sie nicht darüber wußten. Sie partizipierten daran.

Die Organisatoren benahmten sich anders als die herkömmlichen nichtdirektiven Gruppenleiter. Sie übernahmen Verantwortung für die Vorbereitungen, die sie für den Workshop getroffen hatten, und für ihr Verhalten während desselben. Sie stellten sich und hielten nicht Distanz. Sie gaben sogar kecke Antworten; gelegentlich stritten sie untereinander oder mit Teilnehmern. Sie traten in den Dialog ein, äußerten ihre Meinungen und Gefühle, reagierten spontan auf neue Situationen und verhielten sich im allgemeinen nicht anders als im »gewöhnlichen Leben«. Sie schlossen sich nicht aus den Erfahrungen aus, an denen andere Gruppenmitglieder beteiligt waren. Wenn die Umstände eine Veränderung des Bewußtseins bewirkten, dann setzten sich auch die Veranstalter dem aus.

Diese enthusiastische Teilnahme weckt andere Zweifel. Fördert man dadurch nicht faktisch die Akzeptanz der — erklärten oder unerklärten — Ziele der Teilnehmer? Vielleicht. Das Korrektiv, das jedoch funktioniert haben dürfte, ist ein offenes und ständiges Aufnehmen von Kritik an allen Aspekten des Workshops, seinen Veranstaltern und seiner Organisation.

Andere Quellen von Ambiguität könnten damit zu tun haben, daß die Leiter bzw. Veranstalter nicht leiten. Außerdem erwartet die Gruppe von den Teilnehmern, daß sie sprechen (das heißt, ihre Erfahrung in linearen Mustern symbolisieren), aber nicht, daß sie intellektualisieren (das heißt, in logischer Weise Symbole bilden). Die Probleme der Gruppe bewirken ein intensives Bedürfnis zu begreifen, während die Teilnehmer gleichzeitig aufgefordert werden, sich von Gedanken, Worten, Emotionen zu lösen. Sei spontan! Mit solchen Paradoxa hat auch der Großgruppen-Workshop zu kämpfen.

Ambiguität kann jedoch auch ihr eigenes Korrektiv enthalten. So wurde zum Beispiel beobachtet, daß Ambiguität den Eindruck *verhindert*, daß die Teilnehmer selbst das zustandebringen sollten, was von den Organisatoren des Workshops verlangt wird (Orne, 1962).

⁽⁶⁾ Als die Entdeckungsfreude der Mitarbeiter, ihre Einhaltung sorgfältiger Ausleseverfahren, ihre Vermeidung kommerzieller Einflüsse, ihre sorgfältige Vorbereitung durch Beseitigung von Fraktionsbildungen und Problemen in ihren eigenen Reihen nachzulassen begannen, wurde das Institut aufgelöst.

⁽⁷⁾ Asch (1951, 1952) studierte in einer Reihe von Versuchen die Wirkungen des »Gruppendrucks«. Eine Reihe von »Komplizen« des Versuchsleiters hatte die Aufgabe, bei einfachen Wahrnehmungstests einmütig falsche Urteile zu fällen.

Ihr Zweck war, die öffentlichen Aussagen der Versuchsperson zu beeinflussen. Etwa ein Drittel der Teilnehmer an dem Experiment schlossen sich dem Urteil der Mehrheit in ihrer Gruppe an. Wenn jedoch nur eine einzige andere Person der Vp zustimmte, dann wurde diesem »Nachgeben gegenüber der Mehrheit« mit großer Sicherheit ein Riegel vorgeschoben.

⁽⁸⁾ Von vielen Abschnitten von Workshops sind Film-, TV- und Tonbandaufzeichnungen gemacht worden. Meines Wissens wurde in drei Ländern je ein Film über einen ganzen Workshop gedreht. Abgesehen von einigen kurzen Vorträgen und Demonstrationen von Rogers ist keiner dieser Filme je geschnitten und in brauchbarer Form präsentiert worden.

⁽⁹⁾ Jorge Luis Borges witzelte einmal, Demokratie sei »ein Aberglaube an Statistiken«. Dieses Schlagwort gewinnt bei den Beratungen der Großgruppen-Workshops Bedeutung. Nach gründlichen Diskussionen, an denen sowohl Gedanken als auch Gefühle beteiligt sind, wählen die Gruppenmitglieder oft in scheinbarer Übereinstimmung eine Alternative, obwohl es klar ist, daß bei der Beendigung einer Auseinandersetzung durch eine Abstimmung die Statistik die Teilnehmer in solche mit Vorbehalten von jenen ohne Vorbehalte trennt. Rein äußerlich mag man Einigkeit signalisieren, während bei der inneren Zustimmung weiterhin Unterschiede bestehen. Ist es möglich, den Aberglauben an die Wissenschaft ohne Unterdrückung durch die Realität eines Konsenses zu ersetzen?

⁽¹⁰⁾ Es war erheiternd, Berichte von anderen zu hören, die ihre Veranstaltungen nach dem Muster dieser Workshops ausrichteten. Grundsätze wie, »die Gruppe nicht zu manipulieren« und »der Intuition zu folgen«, wurden oft nur dem Namen nach befolgt. Bei einem Programm teilte der Stab die Teilnehmer in kleinere Gruppen auf, eine Gruppe für jeden vorhandenen Leiter, und legte die Namenslisten in der Mitte der Großgruppe auf den Boden. Wie es mir ein Mitarbeiter schilderte, »schlenderten die Teilnehmer quasi intuitiv umher, warfen im Vorübergehen einen Blick auf die Listen und begaben sich dann in ihre Versammlungsräume«.

⁽¹¹⁾ Obwohl die Lösung den üblichen Vorgang einschloß, einen Ausschuß zu bilden, war die Motivation dafür nicht, zeitraubende Frustration zu vermeiden; die Großgruppe hatte bereits die sich im Kreise drehenden Debatten mitgemacht, die für solche Versammlungen typisch sind. Das Motiv war, dem Kind eine allzu belastende Konfrontation mit der Großgruppe zu ersparen. Da alle Fraktionen im Ausschuß vertreten waren, wurden dessen Entscheidungen von der Großgruppe nicht in Frage gestellt (wie ebenfalls üblich).

⁽¹²⁾ R. Sheldrake (1981), ein Pflanzenphysiologe und angesehener Wissenschaftler, hat zur Erklärung solcher Phänomene die Hypothese der *kausalen Formation* aufgestellt. Die Hypothese geht davon aus, daß »morphogenetische Felder

(ebenso wie andere Felder in der Physik) eine kausale Rolle in der Entwicklung und Aufrechterhaltung von Systemformen auf allen Ebenen der Komplexität spielen«. Diese Hypothese würde voraussagen, daß Aufgaben, die von einem Großgruppen-Workshop bewältigt werden, der in Zeit und Raum von einem zweiten Großgruppen-Workshop getrennt ist, auch von diesem zweiten Workshop gemeistert werden.

⁽¹³⁾ Marvin, wie er hier genannt wird, berichtete einige Jahre später, daß er durch das Studium dieser Erfahrung und sein Nachdenken darüber ein besseres Verständnis von sich und seiner Beziehung zu seiner Frau erlangt habe.

⁽¹⁴⁾ Viele Menschen werden sehr nervös, wenn »von der Gruppe« die Rede ist. Ein befreundeter Psychologe sagte einmal: »Was mich an Kollektiven beunruhigt, ist die Erkenntnis, daß sie keine Aussagen machen oder Standpunkte interpretieren; nur Einzelne tun das. Einzelne stellen das Kollektiv höher als das Individuum und sprechen dann für dieses. Kollektive haben, soweit ich bemerkt habe, kein Gewissen. Sie haben deshalb auch keine innere Stimme, nur Einzelne kennen diese. Wer sich für das Ganze interessiert, würde gut daran tun, die privilegierte Position des Einzelnen zu verteidigen.« Obwohl Kollektive nicht ihre Standpunkte interpretieren, *schaffen* sie diese durch ihre Handlungen, und auf dieselbe Weise machen sie auch Aussagen. Ich teile das Unbehagen meines Freundes gegenüber Individuen, die das Kollektiv höherstellen als das Individuum und vorgeben, für das erstere zu sprechen. Dies ist jedoch ein Problem der Individuen, nicht des Kollektivs.

Manche Kulturen unterstreichen nicht das Recht des Individuums auf persönliche Äußerung, auf einen eigenen Körper oder Geist, auf einen eigenen Raum. Das Konzept eines autonomen Individuums muß in sozientrischen Kulturen als »bizarre Idee« erscheinen, bedeutet es doch, »das Selbst vom interdependenten Ganzen abzutrennen und es zu einem Leben der Isolierung und Einsamkeit zu verdammen« (Kakar, 1978).

Außer in besonderen Fällen, wo es angebracht ist, erscheint es nicht produktiv, entweder das Individuum oder das Kollektiv anzuklagen. Kierkegaard wird häufig mit dem Ausspruch zitiert: »Die Menge ist Unwahrheit«. (Auch mein Freund zitiert ihn.) Aber Buber (1957) antwortete: »Ich weiß nicht, ob Kierkegaard recht hat, wenn er sagt, daß die Menge Unwahrheit sei — ich würde sie vielmehr als Nicht-Wahrheit bezeichnen, da sie (im Gegensatz zu manchen ihrer Herren) nicht im mindesten gegen die Wahrheit ist«. Jede Warnung vor der Gruppe, meinte Buber, könne nur ein Vorwort zu der »eigentlichen Frage an den Einzelnen« sein.

⁽¹⁵⁾ Ein Beispiel der Gedanken und Gefühle eines Menschen, nachdem er dazu verleitet wurde, vor einer großen Gruppe mehr zu sagen, als er wollte, findet sich in Slack (1985).

⁽¹⁶⁾ Man hat entdeckt, daß Resultate erzielt werden können, indem man Emotionen der Furcht und Wut provoziert, nicht in Zusammenhang mit tatsächlichen, sondern mit vorgestellten Ereignissen. So wurde zum Beispiel einem Patienten, der in einer Panzerschlacht zusammengebrochen war, suggeriert, daß er sich den Weg aus einem brennenden Panzer freikämpfen müsse. Sein Ausbruch von Angst und Wut führte zu einem emotionalen Kollaps, gefolgt von einer dramatischen Besserung seiner nervösen Symptome. (Erwähnenswert ist, daß, den Berichten zufolge, wenig gewonnen wurde, indem man einen melancholischen Patienten zum Weinen brachte.)

⁽¹⁷⁾ Auf negative Aspekte dieses Phänomens wurde ausführlich von Trotter (1915) eingegangen, der daran erinnerte, daß das Wort »Mob« von *mobilitus vulgus* (fahrendes Volk) kommt. Worauf es mir hier ankommt, ist eine Erklärung, die auch die positiven Aspekte einschließt.

⁽¹⁸⁾ In Brasilien versetzen sich die Medien häufig in Trance (selbst beim ersten Mal), einfach, indem sie sich ein paar Mal um die eigene Achse drehen (Goodman, Henney & Pressel, 1974). Wie ich auf den Philippinen erlebte, können geübte Medien nach wenigen Augenblicken der Konzentration und einer ruckartigen Bewegung des Kopfes in eine Trance gelangen (Belo, 1960).

⁽¹⁹⁾ Dies ist einer der Hauptkritikpunkte an Encounter-Gruppen (Koch, 1970).

⁽²⁰⁾ Koestler (1978) hat von zwei entgegengesetzten »Tendenzen« beim Menschen gesprochen: der »Tendenz zur Selbstbehauptung« und der »integrativen Tendenz«. Nach dieser Auffassung ist jeder von uns ein »holon«, d. h. wir behaupten unsere Individualität als eigenständiges Ganzes, aber auch als ein Bestandteil eines größeren Ganzen. Hier habe ich es vorgezogen, an diese Beziehungen vom subjektiven Standpunkt aus heranzugehen, da die meisten Gruppenteilnehmer ihre Erfahrung so verstehen. Der wichtige Aspekt jeder Betrachtung dieser Beziehungen ist ihre intelligente Äußerung — nämlich, sowohl dem Individuum angemessen als auch dem größeren Ganzen. Der schöpferische Zustand scheint weniger zu bedeuten, daß eine Tendenz die Oberhand über die andere gewinnt, als daß beide Tendenzen vollständig einen gemeinsamen Ausdruck finden; vielleicht stellt dies ein »Drittes« dar. Es ist möglich, eine solche Bewußtseinspaltung zu einer gleichzeitigen Handlung zu verschmelzen. Hirst, Neisser und Spelke (1978) stellten fest, daß man zwei Personen, die sich für den Versuch gemeldet hatten, mit entsprechender Übung beibringen konnte, mit normalem Tempo und Verständnis einen Text über ein Thema zu lesen und *gleichzeitig* über ein anderes Thema zu schreiben.

⁽²¹⁾ Le Bon (1908) meint, daß die Menge nicht von der Zahl abhängt, sondern vom »Verschwinden bewußter Persönlichkeit«. Zweifellos findet in der Gruppe eine Verringerung der »bewußten Persönlichkeit« statt, genauso wie es in der Isolierung zu einer Verringerung der »bewußten menschlichen Verbundenheit« kom-

men kann. Ein schöpferischer Zustand kann existieren, wenn sich die Teilnehmer einer Gruppe gleichzeitig sowohl ihres individuellen wie ihres sozialen Selbst bewußt sind und die besten Eigenschaften beider einbringen können.

⁽²²⁾ Dem Paradigma des »multiplen Bewußtseins« zufolge (Ornstein, 1986) könnte man sagen, daß das Steuerzentrum des Gehirns, das die Führung an andere Zentren abgetreten hat, die für kooperative Aufgaben wie Problemlösen geeigneter sind, gleichzeitig weiterfunktioniert: Der Betreffende benutzt dann mehr als eine Bewußtheit auf einmal!

Typisch für die Autonomie ist auch die »Kongruenz« des Therapeuten in der Zweiergruppe, für die Bescheidenheit das »einfühlsame Verständnis« und das »bedingungslose Annehmen«. Die im Großgruppen-Setting gewonnenen Erkenntnisse über ihre Kombination können auch in die Zweiergruppe mitgenommen werden.

⁽²³⁾ Mit diesem Argument möchte ich nicht unbedingt die Nachfolgebehandlung für Patienten kritisieren, die psychotherapeutische Behandlung erhalten, deren *Intention* es ist, Verhaltensweisen zu verändern und zu verstärken. Meine Kritik richtet sich gegen die Anwendung vielleicht nützlicher psychotherapeutischer Gepflogenheiten auf Menschen, die sich nicht für Psychotherapie entschieden haben und von einer solchen Behandlung ungünstig beeinflußt werden könnten. Das Gelernte in den Kontext der sozialen Beziehungen eines Menschen zu integrieren, ist keine Kleinigkeit. Tatsächlich definiert Caplan (1981) geistig-psychische Gesundheit folgendermaßen: »Die Fähigkeit eines Menschen, seine Probleme in einer realitätsbezogenen Weise innerhalb des Rahmens seiner Tradition und Kultur zu lösen«.

Namenregister

- Abramowitz, C. V. 128
Abramowitz, S. I. 128
Adler, A. 25, 27, 86
Alexander, F. 89
Allaway, J. 226
Aron, A. 143
Asch, S. E. 234, 267
Aspy, D. 263
- Bandura, A. 53 (2 mal), 88
(2 mal)
Banks, C. 234
Barger, B. 104
Barker, E. N. 88
Barnlund, D. C. 177
Barrett-Lennard, G. T. 61, 87,
259, 263
Barton, A. 63, 75, 83, 84
Batchelder, R. L. 134
Bauer, M. L. 88
Baum, O. E. 53
Bassin, A. 103
Beavin, J. 103
Bebout, J. 125, 135
Becker, E. 75, 85
Becker 185
Beecher, H. K. 58, 76
- Belo, J. 269
Bem, D. J. 96
Benedict, R. 247
Benne, R. D. 187
Bergin, A. E. 47 (2 mal), 53, 88, 143
Betnar, R. L. 91, 92
Biermann-Ratjen, E. M. 144
Bion, W. R. 29, 144, 151, 175
Blackwell, B. 57 (2 mal)
Blake, W. 223
Blank, A. 230
Bloom, L. J. 88
Bloomfield, S. S. 57 (2 mal)
Boas, F. 48
Borges, J. L. 145, 267
Borkowski, J. G. 88
Bowen, M. 263
Bowers, M. K. 230, 240
Bown, O. 86
Bozarth, J. D. 63, 70, 143, 259, 263
Braaten, L. T. 85
Bradford, C. P. 187
Bramly, S. 239 (2 mal), 242, 243
(2 mal)
Brandt, J. M. 235
Buber, M. 39, 113, 114, 194, 268, 269
Bunsher, C. R. 57 (2 mal)

Burrow, T. 27 (2 mal)
Butler, J. 86

Caine, T. M. 127
Camette, R. 56
Caplan, G. 270
Carkhuff, R. R. 118
Cartwright, D. S. 62, 86, 88
(2 mal), 92
Cartwright, R. D. 88
Chanowitz, B. 230
Charcot, J. M. 229, 236
Chodorkhoff, B. 99
Cialdini, R. B. 143, 230
Cliffe, K. 77
Cobb, L. A. 76
Colson, 132
Combs, A. 54, 86, 88
Corcoran, K. 68
Corey, G. 106, 124
Coulson, B. 127
Coulson, W. R. 116, 125, 137, 138
Covi, L. 58
Crews, C. 124

Darley, J. M. 231
Davenport, F. M. 244
Deren, M. 235, 240, 241, 242,
244, 245
Dies, R. R. 91, 119, 144
Dimond, E. G. 76
Dittes, J. E. 72, 88
Doob, L. W. 151, 225, 226, 227,
250 (2 mal), 265
Doxsey, J. 118
Drinka, G. F. 63
Dubos, R. 4, 177, 256

Dutton, D. 143

Eckert, J. 144
Ehrlich, H. J. 88
Elliott, R. 88
Engelhardt, D. M. 56
Epperson, D. L. 88 (2 mal)

Faheem, A. D. 238, 241
Farson, R. 65
Favazza, A. R. 238, 241
Feldman-Summers, S. 88
Ferenczi, S. 25
Ferris, E. B. 56, 89
Festinger, L. 231
Fiedler, F. 49 (3 mal)
Field, M. J. 233, 235, 242
Foltz, W. J. 151, 225, 226, 265
Ford, J. D. 64
Foulkes, S. H. 29
Franco, J. N. 88
Frank, J. D. 55 (2 mal), 136, 235,
265
Freud, S. 25, 27 (2 mal), 28, 63, 76,
85, 89, 98, 260
Friedman, H. J. 88 (2 mal)
Friedman, M. 95, 99
Froehlich, A. 103
Fromkin, H. L. 235
Fromm, E. 94

Gallagher, J. J. 60, 88
Garfield, S. L. 32, 45, 88 (2 mal)
Gass, C. S. 88
Gazda, G. 37
Geertz, C. 68
Gelso, C. J. 88

Gendlin, E. T. 42, 43 (2 mal),
55, 86, 115
Gibb, I. R. 34, 134, 135, 187
Gizyski, M. N. 64
Gladstein, G. A. 68
Glass, G. V. 39, 50, 64
Goldstein, A. P. 88
Goldstein, K. 247
Gomes-Schwartz, B. 50, 57, 63
Goodman, F. D. 235, 269
Gordon, B. 135
Gordon, T. 29, 86, 92
Gransberg, G. 239
Grotjahn, M. 29, 143

Hadley, S. W. 47
Hall, E. T. 173
Hamer, J. 239
Hamilton, E. 208
Haney, C. 234
Hardin, S. I. 88
Hardy, J. M. 134
Hart, J. T. 62
Hefferline, R. F. 235
Hegel, G. W. F. 169
Henney, J. H. 269
Heppner, P. P. 71, 88
Herink, R. 47
Heron, W. 235
Hiler, E. W. 88
Hilgard, E. 238
Hill, C. E. 88
Hirst, W. 269
Hoffman, M. L. 70
Hogan, R. 86
Horwitz, 132
Houts, A. C. 88

Jackson, D. 103
James, W. 48, 63, 66, 117, 231,
238 (2 mal)
Jaynes, J. 233
Jilek, W. G. 238
Jones, G. 88
Jourard, S. 95
June, L. N. 88
Jung, C. G. 27
Jusyn, J. 263

Kakar, S. 268
Kamiya, J. 23
Kanizer, M. 25, 37
Kaplan, H. I. 32, 33, 37
Karasu, T. 88
Kass, J. 263
Katz, J. 102
Katz, R. 88
Kaul, T. J. 91, 92
Keat, J. 112
Kelley, H. H. 177 (2 mal)
Kierkegaard, S. 268 (2 mal)
Kilmann, P. R. 128
Kirschenbaum, H. 49, 54, 73, 87,
186, 198
Kirtner, W. L. 62, 88
Klein, R. H. 93, 96
Kluckhohn, C. 74
Knowles, J. B. 59
Koch, S. 99, 100 (2 mal), 101, 269
Kodman, F. 118
Koestler, A. 269
Kogan, N. 96
Kohut, H. 68, 225
Konner, M. 257
Krasner, L. 88

Krauft, C. C. 63
Krueger, A. P. 78
Kunin, C. C. 88

Laing, R. 32, 33
Lambert, M. 47
Land, D. 127
Langer, E. 230
Latané, B. 231
Lazarus, A. 31
Lazell, E. W. 26
Le Bon, G. 174, 236, 254, 270
Lee, D. Y. 88
Lee, L. A. 71
LeGoullon, M. 77
Levine, E. S. 88, 236
Levi-Strauss, C. 49
Lewin, K. 28
Lieberman, M. A. 102, 104, 123,
126, 127, 134, 136
Lifton, R. J. 235, 258
Lipkin, S. 62, 88
Lipsher, D. H. 53
Lucas, C. J. 59
Ludwig, A. M. 71, 231, 232, 235
(2 mal), 236 (3 mal)
Lynch, J. J. 67 (2 mal), 68, 150

MacIntosh, S. 64
Maliver, B. L. 100
Margolis, R. 56
Marin, P. 97
Markle, A. 88
Marsh, L. C. 26
Martin, P. J. 88
Maslow, A. H. 79, 86, 247
May, R. 73 (3 mal), 89

McCardel, J. 125
Mc Dougall, W. 175, 176, 236
McGaw, W. H. 115, 121
McKee, K. 88
McNair, D. M. 88 (2 mal)
Meador, Betty 92, 263
Meador, Bruce 127, 129
Meerlo, J. A. M. 168, 254
Melnick, J. 124
Mente, A. 88, 113, 118, 134
(3 mal), 143, 144,
Mesmer 47
Midgley, M. 23, 215
Miles, M. B. 102, 104, 123, 126, 134
Milgram, S. 224
Miller, L. F. 34
Miller, P. E. 53
Miller, T. I. 39, 50, 64
Miller O'Hara, M. 263
Milosz, C. 255
Mintz, I. 60
Mintz, N. L. 79 (2 mal)
Mitchell, K. M. 44 (2 mal), 63, 88
Monteiro dos Santos, A. 46, 55,
71
Moos, R. H. 64
Moreno, J. 26
Murray, E. J. 125
Myers, T. 56

Neisser, U. 269
Nelson, A. 263 (2 mal)
Norcross, J. C. 45
O'Conner, R. 227, 228
O'Grady, K. E. 88
Okumu, J. 249
Orne, M. T. 266

Ornstein, R. 56, 89, 231, 269
Osborn, M. M. 230

Paradise, L. V. 88
Park, L. C. 58
Parloff, M. B. 45, 88, 91, 144
Patterson, V. 77
Peabody, S. A. 88
Peres, H. 29
Perry, J. W. 123
Pierce, R. 88
Pinney, E. L. 25
Platon, 187, 233
Platts, G. N. 34
Polanyi, M. 256
Pratt, J. H. 24
Pressel, E. 269

Quesalid, 48, 76
Quinn, R. D. 61, 62

Rablen, R. A. 43, 62
Raimy, V. 86
Rank, O. 25
Raskin, N. 37
Ravencroft, K. 240
Razran, G. 78 (2 mal)
Reed, E. J. 78
Reik, Th. 143
Reiser, M. F. 56, 89
Ribeiro, R. 237
Rodin, M. J. 88
Rogers, C. R. 22 (2 mal), 29
(2 mal), 30 (4 mal), 31 (2 mal),
40 (5 mal), 41 (2 mal), 42
(3 mal), 43, 44 (2 mal), 45
(3 mal), 46, 49 (2 mal), 51, 60

(2 mal), 61 (4 mal), 62 (3 mal),
65 (4 mal), 68, 69, 70, 71
(5 mal), 72 (3 mal), 73 (4 mal),
74 (2 mal), 75, 81, 86 (4 mal),
87 (3 mal), 89 (2 mal), 94, 97,
98, 99, 100 (2 mal), 104
(2 mal), 105 (2 mal), 114, 115
(2 mal), 116, 121, 122, 131,
134, 146, 151, 156, 158, 159,
161 (2 mal), 162, 178, 198, 259
(3 mal), 260, 263 (3 mal), 267

Rogers, M. E. 71
Rogers, N. 263 (2 mal)
Rose, S. 31
Rosenbaum, M. 89
Rosenberg, R. L. 17, 122
Rosenthal, N. E. 77
Rowan, J. 134
Ryan, V. L. 64

Sabo, S. 258
Sachs, J. S. 69
Sadock, B. J. 32, 33, 37
Sahel, J. 56
Salk, J. 20
Sargant, W. 234, 235, 239, 257
Sarles, H. 56
Schein, E. H. 254
Schilder, P. 27
Schutz, W. 134
Sechrest, L. B. 104
Seeman, J. 62, 86, 88
Seligman, M. 57
Sennett, R. 169
Shapiro, A. K. 47, 88
Shapiro, A. P. 56
Sheldrake, R. 268

Sherif, C. W. 66
Sherif, M. 66
Shipman, W. G. 88
Shlien, J. 86
Shor, R. 71, 231 (2 mal)
Singer, J. L. 232
Skinner, B. F. 72, 73 (2 mal)
Slack, S. 269
Sloane, R. B. 50
Smith, A. 103
Smith, E. J. 88
Smith, L. P. 26
Smith, M. L. 39, 50, 64
Smouth, A. D. 88
Snygg, D. 86
Sobel, D. 56
Solomon, S. 53, 88
Spelke, E. 269
Spittler, H.-D. 88, 113, 118, 134,
143, 144
Stainbrook, E. 237
Standal, S. 86
Steinbring, J. 239
Steinhelber, J. 77
Stevens, R. B. 226
Stoler, N. 62, 88
Strupp, H. 28, 47, 64, 86, 88
Subich, L. M. 88
Sundland, D. M. 88

Tart, C. T. 241
Tausch, R. 25, 44, 92
Terrel, F. 88
Terrel, S. 88
Thibot, J. W. 177 (2 mal)
Tillich, P. 72
Tomlinson, T. M. 62

Traut, G. M. 88
Troemel-Ploetz, S. 143
Trotter, W. 269
Truax, C. B. 44 (2 mal), 88, 91,
118, 119 (2 mal)
Tyler, D. B. 232, 235

Vargas, A. M. 88
Vittitow, D. 259
Vittitow, M. 259

Walker, A. 62
Wallach, M. A. 96
Wallach, M. S. 64, 88
Watson, N. 45
Watzlawick, P. 103
Weil, S. 254
Wender, L. 27
Wesley, 257
White, R. W. 254
Whyte, M. K. 236
Wijesinghe, B. 127
Williams, D. 235, 244, 262
Wogan, M. 45
Wolf, S. 58
Wood, J. K. 31, 263 (2 mal)
Wood, R. R. 127
Worcester, E. 24

Yalom, I. D. 91, 102, 104, 123,
126, 134 (2 mal)
Yamico, B. J. 88
Yerkes, R. 23
Yoder, 54

Zimbardo, P. G. 234

Sachregister

Bewußtheit

s. auch unter: personenzentriert, Experiencing, Fokussieren
Bewußtsein des Therapeuten 70 f., 109, 113, 156, 200
kollektives Bewußtsein 20, 74 f, 77 f, 93, 94, 129 ff, 156, 166, 173, 176,
179 ff, 187, 203 f, 215, 221, 223, 226 ff, 231 f, 233, 237, 240 f, 244 f, 256
Selbstbewußtsein 35, 75, 125, 129, 141, 227, 228, 231, 270,
— und Ängste 233
— und ansteckende Beeinflussung 232 ff, 241
— und Bewertungen 79, 150, 166
— und äußere Umstände der Therapie 77 ff, 130, 172, 231, 252
— und Gesellschaft 89, 93 f, 98 f, 113, 128 f, 136, 138, 173 ff, 178 f,
184 f, 186, 193-202, 204 f, 227 ff, 231, 233 f, 234 f, 236 f, 240, 244,
256, 269 f
wechselnde Bewußtseinszustände 232 ff, 236 f, 252
Teilbewußtsein / Ambiguität 232, 237 f, 239, 268 f
Trance 231 ff, 236, 238 ff, 269
— und Rituale 232 f, 239, 241, 244

Encountergruppe 29 ff, 92

Entstehen der Encounterbewegung 93 f
Ziele der — 94, 140 ff
Aufgaben des Leiters (Facilitators) 125
geringe Strukturierung 97, 104, 114, 124, 140 f
Beachten des Hier-und-Jetzt 95, 107, 113, 116, 124, 129, 131 f, 141
Echtheit 117 ff
Empathie 114 ff
Fürsorge 123, 131, 135

Offenheit 104, 106 f
Interaktion der — 99, 102, 104 f, 111 ff, 116, 123 f, 141
 Aggressionen 98, 105, 131 f
 Aufbrechen von Fassaden 98, 104, 129 f
 Feedback 94, 98
 Gruppendruck 98 ff, 100, 104, 116 f, 130
 Konfrontation 95, 98, 131 f
 neue Normen und Rollen 129 f
 Offenheit 104, 108, 118 f, 121, 141
 Risiken eingehen 96
Gruppenprozesse 97, 99, 106 f, 116, 131 f
Forschung 100 f, 123 f, 134 ff, 143
Unterschiede der —
 zur Therapiegruppe i. e. S. 94 f, 102 f, 118 f, 140, 266
 zur Großgruppe nach dem personenzentrierten Ansatz 168, 189, 266
Kritik an der — 100 f, 134 f, 185 f

Gesellschaft und Innovation durch die Gruppe 83 ff, 94 f, 98 f, 109, 122 f, 129 f, 136, 138, 146, 153 ff, 156, 173 ff, 177 ff, 181, 184 f, 200 ff, 204 f, 227 ff, 231 f, 240, 247 f, 253, 262, 268
Großgruppe
 siehe unter: Personenzentrierter Ansatz in der Großgruppe

Gruppe
 anthropologisch gesehen 23, 177 f, 237, 247 f, 268 f
 aufgabenorientierte — 101 f, 227 ff
 — und Bewußtsein 19, 69, 70 f, 93, 103, 136, 173, 176, 179 ff, 208-215, 226 ff, 231 ff, 244, 247, 252
 — und Evolution 19 f, 75 f, 113, 129 f, 193-202, 223
 — als Familie 27, 205, 206 f
 — und Handeln 21 f, 75 f, 83, 95, 121 ff, 146, 151, 162 f, 178 ff, 183, 189, 205 f, 228, 246 f
 — und ihre Interaktion 101, 103, 118 f, 123 f, 180 ff, 193-202, 227, 247 f, 264 f
 — und ihre Kooperation 21, 75 f, 85, 98, 101, 104, 116, 122 f, 128, 129 ff, 146, 156 f, 173, 175, 177 f, 182, 200 f, 203, 208 ff, 226 ff
 — und ihr Leiter 30, 65, 70 f, 85, 100 f, 103, 106, 113 f, 123 f, 124 f,

155 ff, 203 f
Spannungen in der Gruppe 26 f, 84, 101, 105, 111, 119 ff, 178 ff, 200, 225 ff, 228 f
— in der Vorstellung ihrer Mitglieder 24, 85, 91, 93 f, 126 f, 137, 161 f, 172 f, 227 f

Gruppendynamik, Angewandte 265 f
 s. auch unter Encountergruppe
 Name / verschiedene Bezeichnungen 28, 30, 32 f, 34, 93, 265
 T-Gruppen 29, 34, 249 f

Gruppenpsychotherapie
 siehe unter: Personenzentrierter Ansatz in der Zweier-, in der Kleingruppe und in der Großgruppe
 Definition 32, 35
 Namen / Bezeichnungen 26, 32 f, 34, 85
 Geschichte der — 24 ff, 145 ff
 Ziele und Wirkungen der — 35 ff, 91, 93, 122 f, 125, 129 ff, 137 f, 146, 155 ff, 179 ff, 186 f, 202, 223, 234, 245, 247 f, 257, 258
 — und Erziehung 33, 137, 156, 181 f, 205 f, 226 f, 247
 — und Führung 265 f
 — ohne Gruppenleiter 136, 178 f, 218 f
 Sozialsystem in der — 103, 105 f, 123 f, 128 ff, 156, 183 f, 225 f, 246 f, 265
 Gruppenklima 107, 122 f, 125, 162, 173 f, 178 ff, 181, 184, 202, 208-215, 225 f, 246
 — und Konformismus 99 f, 130, 136, 225 ff, 247
 verschiedene Ansätze der —
 Psychodrama 26, 32, 208-215
 psychoanalytische — 24 ff, 27 f, 29 f, 103
 analytische — 27, 37
 Gruppenanalyse 27, 32
 — bei Adler 27
 klienten-zentrierte — siehe unter: Personenzentrierter Ansatz
 Verhaltenstherapie in der Gruppe 32 f
 gemeinsame Phänomene der verschiedenen Ansätze der — 31 f, 75 f, 208 ff, 246 f
 Forschung 88, 100 f, 133 f, 135

Individualtherapie / Einzeltherapie, s. unter: Personenzentrierter

Ansatz in der Zweiergruppe

Kleingruppe, s. unter: Personenzentrierter Ansatz in der Kleingruppe

klienten-zentriert, s. unter: Psychotherapie

Kultur 72 ff, 83 f, 109, 172 f, 202 f, 241

Gruppe und — 113 f, 130, 177, 184 f, 214 f, 262, 265 f

kulturelle Rituale und Therapie 48, 76 f, 84, 94, 233 f, 241 f

— der Gruppe 76, 129 ff, 178 f, 182, 184 f, 189, 200 ff, 215, 226, 228 f, 261

Gestaltung des Raumes für die Therapie 81, 145

Personenzentrierter Ansatz in der Zweiergruppe 141

s. auch unter: Psychotherapie, klienten-zentriert u. personenzentriert

Grundzüge der Therapie in der Zweiergruppe 80 ff

die therapeutische Beziehung in der Zweiergruppe 87 f, 114 ff, 182, 220 f

kann nicht »gemacht« werden 83, 104, 111 ff, 121, 162, 208 ff

als Ritual? 84, 104, 118 f, 246, 187 f

Kunstgriffe in der — 99 f, 111 f, 113 f, 163, 202

Offenheit 104, 114, 118 f, 162, 165 f, 173, 181 f, 200 f, 203 f, 205, 220 f

Beispiel 70 f

Grenzen der therapeutischen Arbeit in der Zweiergruppe 85, 92, 103, 119, 182, 200 ff

Grenzen in der Auffassung der Therapie in der Zweiergruppe 84 ff, 208 ff, 260

Vergleiche der Therapie in der Zweiergruppe mit derjenigen in der Kleingruppe 21, 92, 96, 103 f, 104 f, 118 ff, 122 f, 124, 131 ff, 142, 193-202, 246

Großgruppe 150, 156, 158 ff, 162, 178 ff, 183, 198 ff, 203 f, 205, 208 ff, 223, 245, 247, 258

Personenzentrierter Ansatz in der Kleingruppe

s. auch unter: Encountergruppe und unter: Gruppenpsychotherapie

Ziele 140 ff

Anzahl der Mitglieder 92, 128 f, 143

Zusammensetzung (nicht zu homogen) 128 f

Klienten — ihre Möglichkeiten 111

Therapeutisches Lernen 113 f, 115 f, 117, 120 f, 126, 138, 141 f

Soziales Lernen 126, 128 f, 132

dürfen neue Verhaltensweisen üben 113, 115 f, 140 f

brauchen keine Rolle zu spielen 105, 116 f

Kontakte verbessern 140 f

über eigene tiefe Gefühle sprechen 116 f, 132, 141

Empathie gegenüber anderen 105, 115 f, 133 f

Selbstexploration 117, 125, 141, 149 f

Experiencing eigener Gefühle 125

Therapeut / Leiter (Facilitator) in der personensorientierten Kleingruppe 104 ff, 111 ff, 117 ff, 124 f, 142

ist nicht »Vorsitzender« 106, 138

gibt sich nicht als »Experte« 114

ist bereit, selbst zu lernen 114

kann und will nicht alles im voraus planen 124 f, 131

versucht eine Verbindung vom »Hier-und-Jetzt« und »darüber hinaus« 108 f, 114, 124

ist bemüht um ein intuitives Erfassen des Gruppengeschehens 106 f, 111, 131 ff

läßt der Interaktion der Gruppe möglichst freien Lauf 104 ff, 112, 115 f, 124, 121 f

seine Empathie 114 ff, 117, 132, 141 f

Echtheit und Selbstkongruenz 108, 111 f, 113 f, 117 ff, 120, 122, 142

ist bemüht, die Klienten zu akzeptieren 106, 111, 122 f

sucht dabei den Bezugsrahmen im Erleben des Klienten 106, 111, 113, 116

muß nicht jede Situation (sofort) verstehen 107, 112, 121 f

sucht das Gruppenklima zu fördern 107, 125, 131, 142

Mitteilung persönlicher Probleme 108, 118 f

Äußerung negativer Gefühle 120

seine ethische Verantwortung 138-40

Therapeutische Beziehung 114, 116, 117, 132, 142

Interaktion 103, 106, 109 f, 112, 116, 119 ff, 126, 141 f

die äußere Beteiligung der Mitglieder 104

»schöpferisches Umfeld« 107, 122 f, 142

Offenheit 104, 113, 120 f, 131, 141
gegenseitiges Sich-Annehmen 121 - 124, 139
Komplexität des Gruppengeschehens 106 f, 109, 117, 119, 130
Aggressionen 105, 120, 131
Frustration 107, 120, 132 f
Beispiele 104 f, 108 - 112, 115 f, 119 - 121, 132 f
Grenzen für die Arbeit in Kleingruppen 136, 138
Forschung 88, 92, 144
Vergleiche des Geschehens in der Kleingruppe mit demjenigen in der Zweiergruppe 21, 92 f, 102 f, 104 f, 118 f, 122, 132, 141 f, 193 - 202, 246
Großgruppe 21, 146, 149 - 152, 164 f, 178, 181 f, 189, 228, 230 f, 246, 251, 258 - 260

Personenzentrierter Ansatz in der Großgruppe (Großgruppen-Workshop bzw. »Community for Learning«)

Entwicklung zum Großgruppen-Workshop 145 - 147, 157, 187, 205 f, 263
Örtlichkeit 145, 155, 245, 263
Dauer 146, 158, 193, 222
Anzahl der Teilnehmer 145, 163 f, 188
Zusammensetzung der Mitglieder 145, 147, 155, 158 f, 161, 267
Ausführlicher Bericht über den Verlauf 152 - 174, 180 - 183, 189 - 208, 214 - 222
weitere Beispiele 178, 183 - 186, 208 - 215, 227 - 229, 249 f, 264 - 266
Vorbereitung des Workshops als erste Aufgabe des Mitarbeiterstabes 155 f, 255
Vorbereitungssitzung des Stabes 155 - 158
Abstimmung über die eigenen Erwartungen 148, 155, 224
Organisieren der Einladungen 147
Sorge für gute äußere Voraussetzungen zur gemeinsamen Arbeit 148, 155, 189, 266
gemeinsame Abstimmung zu den Erwartungen der Bewerber 148
Abschätzung der sozialen Implikationen 156, 189
evtl. Nichtannahme von Bewerbern 147, 155, 174
ethische Aspekte 258, 266

Die Veranstalter (Mitarbeiter, Leiter) 183, 200, 208 - 210, 266 f
ihre Ziele / Zwecke / Wertvorstellungen 155 ff, 181 f, 184, 189, 202, 206, 207 f, 227 f, 246, 255, 259, 266
Führungsstil 149, 156, 158, 179, 188 f, 197 f, 200, 203, 205 f, 255 - 257, 265
Verzicht auf eine permanente Führungsrolle 149, 156, 162, 180 f
mischen sich als Mitglieder in das Geschehen 149, 158 - 160, 266 f
bereit, selber zu lernen 151 f, 155, 158, 185, 205, 221, 255, 260
bieten den Teilnehmern Möglichkeiten der Zusammenarbeit an 162, 197 - 199
sorgen für die persönliche Möglichkeiten der Teilnehmer 148, 155, 159, 189, 270
fördern konstruktives Lernen 151, 155 f, 177, 180, 184, 186, 189, 246 - 248, 258
Echtheit 149 f, 164, 166, 189, 198, 200
Empathie 149 f, 197 f
Akzeptanz 149 f, 200, 205, 255 f, 265, 270
Vertrauen auf die Kräfte der Großgruppe 263, 281 f, 183, 188 f
Selbstvertrauen 156 f, 198, 205 f
Hinwendung zum »Hier-und-Jetzt« der Gruppe 155 f, 188, 200, 219 ff, 255
abwägen: Was kann die Gruppe / der Einzelne? 176, 186, 198, 200, 208 ff, 223, 250 f
Beachten der leitenden Metaphern 206, 247 f
persönliche innere Einheit mit der Gruppe 219 ff, 247 f, 225
Reflexion: förderliches Handeln unterlassen? 224 f
Gefühle der Enttäuschung 216 f, 227 f
eigene Grenzen erkennen 156, 181 f, 184
Verhältnis zu den anderen Mitarbeitern
Vertrauen 157, 179, 205 f
Offenheit 205 f, 266
Überprüfung des bisherigen Erfahrungen in personenzentrierten kleineren Gruppen 147, 200, 246, 259

Die Teilnehmer / Mitglieder

ihre Ziele 31, 146, 165 f, 178 f
persönliches Wachstum / Selbstentfaltung 146, 158 f, 160, 165,

172, 246, 260
und soziale Interaktion 146, 161, 170, 172 f, 179, 181 f, 184 ff, 192, 201, 205, 207, 212 f, 231, 250 f
Kontakte verbessern / aufbauen 173 f, 181 f, 227 f, 246, 260 f, 267 f
suchen nicht Therapie i. e. Sinne 148, 160 f, 201 ff, 265,
Einstellungen der — 146 f, 161, 171 ff, 204 f
Erwartungen der — 148, 160 f, 162, 172, 181, 256 f
Bedürfnisse der — 159 f, 170, 172, 173 f, 178 f, 181 f, 208 ff, 231
bringen bestimmte Problem- und Verhaltensmuster mit 152, 157, 176, 187 f
ihre Gefühle zu der Erfahrung, daß sie nicht »geführt« werden
149, 162 f, 166, 200, 225 f, 265 f
Empathie / verweilendes »Mitfühlendes Verstehen« 149 f, 173 f, 181 f, 191 ff, 199 f, 201 f, 211, 215, 248 f, 256
werden als Personen angenommen 149 f, 161, 168, 170 f, 173 f, 184, 191 f, 194 f, 199-202, 211, 218, 247 f, 253
Offenheit 165, 179 f, 191 f, 211 f, 216, 247 f
einige — brauchen Therapie 193, 270

Interaktion

mehr Freiheiten und Aktivitäten der Teilnehmer 150, 155 f, 164 f, 181 f, 247 f
aber alle sind verantwortlich 161, 166 f, 181, 202, 211 f
das »Hier-und-Jetzt« der Gruppe 184 ff, 201, 207, 211 ff
Strukturierung 179 f, 181 f, 187 f, 191 ff, 203 f, 227 ff
Eröffnung / Beginn 147, 155
das erste Miteinander 149
die Eröffnungsversammlung 157 f
die Großversammlung (d. Plenum) 146, 157 f, 162 ff, 183, 200 f, 227 f
Kleingruppen in der Großgruppe 179 f, 201 f, 208 ff, 223, 227 f, 264
Ausschüsse 180, 204 f, 227 f, 267 f
Brainstorming-Sitzung 180 f, 250
Setting 161 f, 179 ff, 183, 222 f
Auf und Ab 165 f, 171 f, 175, 200 ff, 230 f
wiederkehrende Streitpunkte 172, 178 f

Entscheidungen treffen 166, 171 f, 177 f, 180-185, 188 f, 201, 204 f, 208 f, 227 f, 261, 267
Krisen 194 f, 198 f, 200 f, 207 f, 211 f, 227 f
Gruppendruck 166 f, 184, 214 f, 226, 265 f
Ausagieren persönlicher Gefühle 208 f, 213
Aggressionen 166 f, 170, 178
Frustration 162 f, 166, 170, 175-179, 198, 200, 219, 225 ff
Rituale 245
Kritik 181 ff, 227 f
Anpassungen 234 f, 253 f, 266 f
Beeinflußbarkeit 229 f, 233 ff, 253 f, 266 f
wechselnde Bewußtseinszustände 232 f, 235 f, 239 f
Diskrepanzen in der Äußerung von Meinungen 225 ff, 230 f, 247 f
der Gruppenprozeß 149, 155-158, 162 ff, 170, 175, 178 ff, 181 ff, 201 f, 208 ff, 256
Risiken 30 f, 84 ff, 177 f, 189, 227 ff, 229 f, 258, 264 f
die therapeutische Beziehung 149 f, 156, 158, 161, 181 f, 201 f, 213 f, 255 f, 265 f, 270
Großgruppe und Therapie im engeren Sinne 259 f, 265 f, 270
Gruppeneffekte 229-232, 236 f, 245 f, 247 f, 258 ff
Macht der Großgruppe 180 ff, 184 f, 186 f, 193-202, 212 ff, 231, 234
Heilkraft der Gruppe 195 f, 201 f, 205, 211 ff, 237, 245 f, 247 f, 259, 267 f
Lernen in der Gruppe 204 ff, 207 ff, 246 f, 253, 258 ff, 265
die Mitglieder erfahren große Freiheiten 148, 161 f, 164 f, 168, 171, 183 ff, 247 f, 258
und werden dadurch zu Aktivitäten aufgerufen 162, 164, 178 ff, 183, 204 f, 208 ff, 247 f, 250 f, 256
Selbstentfaltung 150, 158 f, 163 f, 178 f, 181 ff, 193-202, 217
Sensibilisierung 181-184, 189, 207 ff, 247 f
Bemühungen um »die bessere Demokratie« 184-188, 200 f, 207, 225, 246, 248, 267
Erfahrungen des Zueinander von Autonomie und Einordnung in ein Ganzes 250 f, 253 ff, 270
guter Wille / Geduld 249 f
nicht reden / schweigen 168, 199 f, 213, 216, 218, 220 f, 223, 225 f,

245, 256

zuhören 169 f, 184, 191, 216, 250, 256

Gebrauch von Metaphern 206 f, 218 f, 247 f

Intuition der Großgruppe 183 f, 211 ff, 247 f

Ergebnisse 163 f, 178 f, 181 f, 184, 186 f, 201 f, 205 f, 223, 228 f,
245, 256-260, 267 f

spätere Stellungnahmen 161, 178 f, 181 ff

Forschung 259-262

Vergleiche mit den Effekten in der Zweier- und in der Kleingruppe:
siehe ebd.

persönliche Beobachtungen des Verfassers 149 f, 152 f, 155, 219 ff,
222 f

Psychotherapie

Ziel der — 270

die therapeutische Beziehung 67 ff, 72, 85, 123 ff, 201, 220 f, 264 f

— als Erziehungsprozeß 28 f, 225 f

eigene Anteile des Klienten an geschehender Therapie 65 f, 71, 95 f,
115 f, 125, 131 ff, 135, 150, 165 f, 180 ff, 184 f

Psychotherapie nach dem klientenzentrierten bzw. personenzentrierten Konzept gem. Carl Rogers 30 f, 40, 80 ff, 181 f

Theorie 41-44, 84

ihre wissenschaftliche Basis 41, 45 f

ihre Grenzen 46, 84 f, 136

anthropologischer Hintergrund 72-76, 84, 87, 95 f, 106, 137, 146,
173, 181 f, 200 ff

Auffassung von der Freiheit des Menschen 75 f, 83 f, 95 f, 100,
106, 111 f, 147 f, 150, 161, 172 f, 178 ff, 203 f

die im Menschen wirksame Aktualisierungstendenz 40 f, 84 f, 137,
141 f, 146, 205

»persönliches Wachstum« 80, 84 f, 95, 115 f, 137 f, 141 f, 150, 172 f,
181 f, 205

Mensch und Kultur 74 f, 83 f, 113 f, 130, 179 f, 202

therapeutische Beziehung 53 f, 59-65, 70 ff, 80 f, 83 f, 89, 111 ff, 115 f,
118, 150, 181 f, 201 f, 208 ff, 270

der Therapeut

Einstellungen 53 f, 63, 82, 102 f, 113 f, 149 f, 155 f, 200, 221

Vertrauen in die Entwicklungsfähigkeit des Klienten 55, 72, 82,
115 f, 150, 163, 184 f, 201

sein Verhalten 43-47, 70 f, 82 ff, 92 f, 102 ff, 113 f, 115 f, 118 f, 123 f
125, 150 f, 163, 166, 200 f, 203, 220 f

die Situation offenlassen 113 f, 150 f, 163, 183 f, 200 ff, 204 f,
208 ff, 222

Manipulieren 100, 136 f, 150, 162

Echtheit 118 f, 149 f, 166, 189, 200

Empathie 68-72, 89, 105, 111-116, 181 f, 184 f

der Klient

Erleben 43, 66, 77 f, 83 f, 85, 87, 115 f, 208 ff, 225 ff, 231 f, 247, 264 f

Selbstkonzept 43 (s. bes. unter »Selbst«)

zum Handeln aufgerufen 102 f, 141 f, 150 f, 162, 172 f, 180 f

wird angenommen, nicht »behandelt« 122 f, 183 f

Offenheit im Gespräch 104, 115 f, 131 f, 161 f, 166

Empathie 83, 105 f, 115 f, 149 f, 191 f, 195 ff, 199

»Mitfühlendes Verstehen« als festes Merkmal des Klienten-
verhaltens 88, 131 ff

Experiencing der eigenen Gefühle 43

— habe »relativ wenig Mitspracherecht« 65 f

über sein Verhalten in der Therapie ist noch wenig bekannt 46, 88

sein Verhalten ist in der Theorie und Forschung der klienten-
zentrierten Richtung vernachlässigt 60 f, 63 f

Heilerfolg 80, 82, 92, 95 f, 141, 186 f, 200 f, 205

Untersuchungen 52 f, 88

Forschung 44, 60 f, 62, 88, 92 f, 118 f, 133 f

Selbst 75 f, 82 f, 185, 250 f, 269 f

Selbstachtung 141, 155 f, 246

Selbstbewußtheit 34 f, 119, 169, 190, 221, 226 ff, 248

Selbstentfaltung 146, 150, 155 f, 172 f, 181 f, 185 f, 204 f

Selbstkonzept 83, 96, 104, 125 f, 135, 141

Selbststeuerung 179, 182, 252 f, 270

Selbstvertrauen 156, 235

Selbstverwirklichung 75 f, 83 ff, 95, 135, 137, 202 f, 206, 217, 221, 247

Verhaltensänderung 83, 87, 92 f, 95 f, 103, 106, 116, 118, 120, 122 ff, 125, 133-137, 141, 155 f, 158 f, 172 f, 181 f, 184 f, 201 f, 204 f, 213 ff, 219 f, 222, 235, 246, 252 f, 257 f, 260 ff, 268

Literaturverzeichnis

- Abramowitz, S.I., Abramowitz, C.V. (1974) Psychological mindedness and benefit from insight-oriented group therapy. *Archives of General Psychiatry*, 30, S. 610-615
- Abramowitz, C.V., Abramowitz, S.I., Roback, H.B. & Jackson, C. (1974) Differential effectiveness of directive and nondirective group therapies as a function of client internal-external control. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 42 S. 849-853.
- Alexander, F. (1950), *Psychosomatic medicine: It's principles and applications*. N.Y.: W.W. Norton, 1950
- Allaway, J. (1971) Explaining human behavior in groups. Institute for Cultural Research monograph. Kent, England.
- Asch, S.E. (1951) Effects of group pressure upon the modification and distortion of judgements. In H. Guetzkow (Hrsg.) *Groups, leadership, and men*. Pittsburgh: Carnegie Press.
- Asch, S.E. (1952) *Social psychology*. N.Y.: Prentice Hall.
- Asch, S.E. (1956) Studies of independence and conformity, a minority of one against a unanimous majority. *Psychological Monographs*, 70 (9, Whole 416)
- Assis, J. (Director) (1972) *O Xente, Pois Não*. (Documentary film). Rio de Janeiro: Zodiaco
- Bandura, A. (1956) Psychotherapist's anxiety level, selfinsight, and psychotherapeutic competence. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 52, S. 333-337.
- Bandura, A., Lipsher, D.H., Miller, P.E. (1960), Psychotherapist's approach-avoidance reactions to patient's expressions of hostility. *Journal of Consulting Psychology*, 24, (1), S. 1-8.
- Barnlund, D.C. (1957) A comparative study of individual, majority, and

- group judgement. Northwestern University.
- Barrett-Lennard, G.T. (1977) Toward a person-centered theory of community. Unpublished manuscript. West Perth, Australia: Centre for Studies in Human Relations.
- Barrett-Lennard, G.T. (1979) The client-centered system unfolding. In F.J. Turner (ed.) *Social work treatment: Interlocking theoretical approaches*. (2nd Edition) N.Y.: Free Press.
- Barrett-Lennard, G.T. (1981), The empathy cycle. *Journal of Counseling Psychology*, 28, S. 91-100.
- Barton, A. (1971), The client-centered transformation: A phenomenological approach. In A. Giorgi, W.F. Fischer, R.V. Eckartsberg (Hrsg.) *Duquesne studies in phenomenological psychology*, 1, Pittsburgh: Duquesne University Press.
- Batchelder, R.L., Hardy, J.M. (1968) *Using sensitivity training and the laboratory method*. N.Y.: Association Press.
- Bateson, N. (1966) Familiarization, group discussion and risk taking. *Journal of Experimental Social Psychology*, 2 S. 119-129
- Baum, O.E., Felzer, S.B., D'zmura, T.L. Shumaker, E. (1966), Psychotherapy, dropouts and lower socioeconomic patients. *American Journal of Orthopsychiatry*, 36, S. 629-635.
- Bebout, J. (1976) Basic encounter groups: Their nature, method and brief history. In H. Mullen & M. Rosenbaum (Hrsg.) *Group psychotherapy: Theory and practice*. N.Y.: Macmillan.
- Bebout, J., Gordon, B. (1972) The value of encounter. In L.N. Solomon & Berzon (Hrsg.) *New perspectives on encounter groups*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Becker, E. (1969) *Angel in armour*, N.Y.: George Brasiller.
- Becker, E. (1973) *The denial of death*. N.Y.: Free Press.
- Bednar, R.L., Kaul, T.J. (1978) Experiential group research: Current perspectives. In S.L. Garfield & A.E. Bergin (eds.) *Handbook of psychotherapy and behavior change: An empirical analysis*. (2nd edition) N.Y.: Wiley.
- Bednar, R.L., Lawlis, G.F. (1971) Empirical research in group psychotherapy. In A.E. Bergin & S.L. Garfield, *Handbook of psychotherapy and behavior change* N.Y.: John Wiley & Sons.
- Beecher, H.K. (1955) The powerful placebo. *Journal of the American Medical Association*, 159 (17) 1602-1606

- Beecher, H.K. (1961) Surgery as placebo. *Journal of the American Medical Association*, 176 (13) 1102-1107
- Belo, J. (1960) *The trance in Bali*. N.Y.: Columbia University Press.
- Bergin, A.E. (1967), Some implications of psychotherapy research for therapeutic practice. *International Journal of Psychiatry*, 3, S. 136-150
- Bergin, A.E. (1971) The evaluation of therapeutic outcomes. In A.E. Bergin & S.L. Garfield (Hrsg.) *Handbook of psychotherapy and behavior change* N.Y.: John Wiley & Sons.
- Bergin, A.E., Lambert, M. (1978), The evaluation of therapeutic outcomes. In S. Garfield and A.E. Bergin (Hrsg.) *Handbook of psychotherapy and behavior change: An empirical analysis* N.Y.: John Wiley.
- Bergin, A.E., Solomon, S. (1970), Personality and performance correlates of empathic understanding in psychotherapy. In J.T. Hart and T.M. Tomlinson (Hrsg.) *New directions in client-centered therapy*. N.Y.: Houghton Mifflin. S. 223-236.
- Bion, W.R. (1959) *Experiences in groups*. N.Y.: Basic Books.
- Blackwell, B., Bloomfield, S.S., Buncher, C.R. (1972), Demonstration to medical students of placebo responses and nondrug factors. *The Lancet*, June, 10. S. 1279-1282
- Boas, F. (1930) *The religion of the Kwakiutl*, Columbia University contributions to anthropology, Vol. 10, part 2, S. 1-41. Recounted in Levi-Strauss (1967).
- Borges, J.L. (1985) *Atlas*. In collaboration with Maria Kodama, translated by Anthony Kerrigan. N.Y.: Dutton.
- Bowen, M., Miller, M., Rogers, C.R. & Wood, J.K. (1979) Learnings in large groups: Their implications for the future. *Education*, 100 (2), S. 108-116.
- Bowers, J.W., Osborn, M.M. (1966) Attitudinal effects of selected types of concluding metaphors in persuasive speech. *Speech Monographs*, 33, S. 147-155.
- Bowers, M.K. (1959) Friend or traitor? Hypnosis in the service of religion. *International Journal of Clinical and Experimental Hypnosis*, 7, S. 205-215.
- Bozarth, J.D. (1982) The person-centered approach in the large community group. In G. Gazda (Hrsg.) *Innovations in group psychotherapy*. (2nd edition). Springfield, Illinois: Thomas.
- Bozarth, J.D. (1984), Beyond reflection: Emergent modes of empathy. In

- R.F. Levant and J.M. Shlien (eds.) *Client-centered therapy and the person-centered approach: New directions in theory, research and practice*. N.Y.: Praeger Press. S. 59-75.
- Braaten, L.J. (1986), Thirty years with Rogers's necessary and sufficient conditions of therapeutic personality change: A personal evaluation. *Person Centered Review*, 1, February 1986, S. 37-49.
- Bradford, C.P., Gibb, J.R. & Benne, K.D. (1964) *T-Group theory and laboratory method* N.Y.: Wiley.
- Bramly, S. (1977) *Macumba*. N.Y.: Avon Books.
- Brandt, J.M., Fromkin, H.L. (1974) A survey of unique attitudes among college students: A state of pluralistic ignorance. Unpublished manuscript. Purdue University. Cited in C.R. Snyder & H.L. Fromkin (1980) *Uniqueness: The human pursuit of difference*. N.Y.: Plenum Press.
- Buber, M. (1957) *Pointing the way*, N.Y.: Harper & Row.
- Buber, M. (1957a) *Between man and man*. Boston: Beacon Press.
- Buber, M. (1966) *The knowledge of man: A philosophy of the inter-human*. M.S. Friedman (ed.) NY: Harper & Row.
- Buber, M. (1979) *Das dialogische Prinzip*. Heidelberg: Verlag Lambert Schneider.
- Burrow, T. (1927) *The social basis of consciousness*. N.Y.: Harcourt, Brace & World.
- Caine, T.M., Wijesinghe, B. & Wood, R.R. (1973) Personality and psychiatric treatment expectancies. *British Journal of Psychiatry*, 122, S. 87-88
- Camargo, C. (1961) *Kardecismo e Umbanda: Uma interpretação sociológica*. São Paulo: Livraria Pioneira Editora.
- Caplan, G. (1961) *An approach to community mental health*. N.Y.: Gruner Straton.
- Cartwright, D.S., Cartwright, R.D. (1958), Faith and treatment in psychotherapy. *Journal of Counseling Psychology*, 5, S. 174-177.
- Chodorkhoff, B. (1954) Self-perception, perceptual defense and adjustment. *Journal of Abnormal Social Psychology*, 49 (4) S. 508-512
- Cialdini, R.B. (1985) *Influence*. Glenview, Illinois: Scott, Foresman & Co.
- Cleveland, C.C. (1916) *The great revival in the west*. University of Chicago Press.
- Cobb, L.A., Thomas, G.I., Dillard, O.H., et al. (1959) Evolution of

- internal-mammary-artery ligation by double-blind technique. *New England Journal of Medicine*, 260 1115-1118.
- Combs, A.W. (1986) Person-centered assumptions for counselor education. *Person Centered Review*, 1, February 1986, S. 72-82
- Corcoran, K. (1983), Emotional separation and empathy. *Journal of Clinical Psychology*, 39, (5) September, S. 667-671
- Corey, G. (1985) *Theory and practice of group counseling*. Monterey, California: Brooks / Cole.
- Coulson, W.R. (1970) Major contribution: Inside a basic encounter group. *The Counseling Psychologist*, 2 (2) S. 1-34.
- Coulson, W.R. (1972) *Groups, gimmicks and instant gurus*. N.Y.: Harper & Row.
- Coulson, W.R. (1980) Personal communication — 29 June.
- Coulson, B., Land, D. & Meador, B.S. (eds.) (1977) *The La Jolla experiment: Eight personal views*. La Jolla: Landmark Press.
- Crews, C., Melnick, J. (1976) The use of initial and delayed structure in facilitating group development. *Journal of Counseling Psychotherapy*, 23, S. 92-98.
- Davenport, F.M. (1968) *Primitive traits in religious revivals*. N.Y.: Negro Universities Press.
- Deren, M. (1970) *The divine horsemen*. N.Y.: Chelsea House Publishers.
- Dies, R.R. (1973) Group therapist self-disclosure: An evaluation by clients. *Journal of Counseling Psychology*, 20 (4) S. 344-348
- Dimond, E.G., Kittle, C.F. & Crockett, J.E. (1958) Evaluation of internal mammary artery ligation and sham procedure in angina pectoris. *Circulation*, 18, 712-713
- Dimond, E.G., Kittle, C.F. & Crockett, J.E. (1960) Comparison of internal mammary artery ligation and sham operation for angina pectoris. *American Journal of Cardiology*, 5, 484-486.
- Dittes, J.E. (1957), Galvanic skin response as a measure of patient's reaction to therapist's permissiveness. *Journal of Abnormal Social Psychology*, 55, S. 295-303.
- Doob, L.W. (1970) (ed.) *Resolving conflict in Africa: The Fermeda workshop*. New Haven / London: Yale University Press.
- Doob, L.W., Foltz, W.J. (1973) The Belfast workshop. *Journal of Conflict Resolution*, 17, S. 489-512.
- Doob, L.W., Foltz, W.J. & Stevens, R.B. (1970) Appraisal by three Ameri-

- cans. In L.W. Doob (Hrsg.) *Resolving conflict in Africa*. New Haven/London: Yale University Press.
- Doxsey, J. (1986) Simpósio: Vivência acadêmica, O enfoque centrado na pessoa. Instituto de Psicologia, Universidade de São Paulo.
- Drinka, G.F. (1984), *The birth of neurosis*. N.Y.: Simon & Schuster.
- Dubos, R. (1981) *Celebrating life*. N.Y.: Mc Graw Hill.
- Dutton, D., Aron, A. (1974) Some evidence for heightened sexual attraction under conditions of high anxiety. *Journal of Personality and Social Psychology*, 30, S.510-517.
- Ehrlich, H.J., Bauer, M.L. (1967) Therapist's feelings toward patients and patient treatment outcome. *Social Science and Medicine*, 1, S. 283-292.
- Elliott, R., Barker, C.B., Caskey, N. & Pistrang, N. (1982) Differential helpfulness of counselor verbal response modes. *Journal of Counseling Psychology*, 29, (4), July, S. 354.
- Engelhardt, D.M., Margolis, R. (1967), Drug identity, doctor conviction and outcome. *Neuropsychopharmacology*, 5, S. 543-544.
- Epperson, D.L., Bushway, D.J., Warman, R.E. (1983), Client self-termination after one counseling session: Effects of problem recognition, counselor gender, and counselor experience. *Journal of Counseling Psychology*, 30, (3), July, S. 307.
- Farson, R. (1974), Carl Rogers, quiet revolutionary. *Education*, 95, (2), S. 201.
- Favazza, A.R., Faheem, A.D. (1983) Indigenous healing groups. In H.I. Kaplan & B.J. Sadock (Hrsg.) *Comprehensive group psychotherapy*. Baltimore/London: Williams & Wilkins.
- Feldman-Summers, S., Jones, G. (1984) Psychological impacts of sexual contact between therapists or other health care practitioners and their clients. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 52, (6), December, S. 1054.
- Festinger, L. (1957) *A theory of cognitive dissonance*. Stanford University Press.
- Fiedler, F.E. (1950) A comparison of therapeutic relationships in psychoanalytic, nondirective and Adlerian therapy. *Journal of Consulting Psychology*, 14, S. 436-445.
- Field, M.J. (1960) *Search for security*. Evanston, Illinois: Northwestern University Press.
- Ford, J.D. (1978) Therapeutic relationship in behavior therapy: An empi-

- rical analysis. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 46, (6), S. 1302-1314.
- Frank, J.D. (1961) *Persuasion and healing: A comparative study of psychotherapy*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Frank, J.D. (1973) *Persuasion and healing: A comparative study of psychotherapy* (rev.ed.). Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Frank, J.D. (1974) Therapeutic components of psychotherapy. *Journal of Nervous and Mental Disease*, 159, S. 325-342.
- Frank, J.D. (1975) General psychotherapy: The restoration of morale. In D. Freedman & J. Dyruud (eds.), *American handbook of psychiatry*. (2nd edition) Vol. 5. N.Y.: Basic Books.
- Friedman, H.J. (1968) Patient expectancy and symptom reduction. *Archives of General Psychiatry*, 8, S. 61-67.
- Friedman, M. (1984) *Contemporary psychology: Revealing and obscuring the human*. Pittsburgh: Duquesne University Press.
- Fromm, E. (1956) *The art of loving*. N.Y.: Harper & Row.
- Galeano, E. (1987) *Memory of fire: Faces and masks*. N.Y.: Pantheon Books.
- Gallagher, J.J. (1953) The problem of escaping clients in non-directive counseling. In W. Snyder (ed.) *Group report of a program of research in psychotherapy*. Psychotherapy Research Group, Pennsylvania State University, S. 21-38.
- Garfield, S.L. (1971) Research on client variables in psychotherapy. In A.E. Bergin & S.L. Garfield (Hrsg.) *Handbook of psychotherapy and behavior changes*. N.Y.: John Wiley & Sons, S. 271-298.
- Garfield, S.L. (1977) Research on the training of professional psychotherapists. In A.S. Gurman & A.M. Razin (eds.) *Effective psychotherapy: A handbook of research*. N.Y.: Pergamon Press.
- Gass, C.S. (1984) Therapeutic influence as a function of therapist attire and the seating arrangement in an initial interview. *Journal of Clinical Psychology*, 40, (1) January, S. 52.
- Gazda, G. (1982) Group psychotherapy and group counseling: Definition and heritage. In G. Gazda (ed.) *Basic approaches to group psychotherapy and group counseling*. Springfield, Illinois: Charles Thomas. S. 5-36.
- Geertz, C. (1983) *Local knowledge: Further essays in interpretive anthropology*. N.Y.: Basic Books.
- Gendlin, E.T. (1961) Experiencing: A variable in the process of therapeutic

- change. *American Journal of Psychology*, 15, S. 233-245.
- Gendlin, E.T. (1974) Client-centered and experiential therapy. In D.A. Wexler & L.N. Rice (Hrsg.) *Innovations in client-centered therapy*, N.Y.: John Wiley & Sons.
- Gendlin, E.T. (1978) *Focusing*, N.Y.: Everest House.
- Gendlin, E.T., Beebe, J., Cassens, J., Klein, M., and Oberlander, M. (1968) Focusing ability in psychotherapy, personality, and creativity. In J.M. Shlien (Hrsg.) *Research in Psychotherapy* Vol. 3. Washington, D.C.: American Psychology Association.
- Gibb, J.R. (1971) The effects of human relations training. In A.E. Bergin & S.L. Garfield (Hrsg.) *Handbook of psychotherapy and behavior change*. N.Y.: John Wiley & Sons.
- Gibb, J.R., Platts, G.N., Miller, L.F. (1951) *Dynamics of participative groups*. St. Louis: John Swift.
- Gieseckus, U. & Mente, A. (1986) Client empathic understanding in client-centered therapy. *Person Centered Review*, 1 (2), S. 163-171.
- Gladstein, G.A. (1983) Understanding empathy: Integrating counseling, developmental, and social psychology perspectives. *Journal of Counseling Psychology*, 30, (4), S. 467-482.
- Goldstein, A.P., Shipman, W.G. (1961) Patient expectancies, symptom reduction, and aspects of the initial psychotherapeutic interview. *Journal of Clinical Psychology*, 17, S. 129-133.
- Goldstein, K. (1940) *Human nature in the light of psychopathology*. N.Y.: Schocken Books.
- Gomes-Schwartz, B. (1978) Effective ingredients in psychotherapy: Prediction of outcome from process variables. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 46, (5), S. 1023-1035.
- Goodman, F.D., Henney, J.H. & Pressel, E. (1974) *Trance, healing, and hallucination*. N.Y.: John Wiley & Sons.
- Gordon, T. (1951) Group-centered leadership and administration. In C.R. Rogers *Client-centered therapy*. N.Y.: Houghton Mifflin.
- Gordon, T., Cartwright, D. (1954) The effect of psychotherapy upon certain attitudes toward others. In C.R. Rogers & R.F. Dymond (Hrsg.) *Psychotherapy and personality change*. University of Chicago Press.
- Gransberg, G., Steinbring, J. & Hamer, J. (1977) New magic for old: TV in Cree culture. *Journal of Communication*, Autumn.
- Grotjahn, M. (1978) A walk with Michael Foulkes. *Group therapy 1978*:

- An overview*. S. 8.
- Grotjahn, M. (1983) The qualities of the group psychotherapist. In H.I. Kaplan & B.J. Saddock (Hrsg.) *Comprehensive group psychotherapy*. Baltimore: Williams & Wilkins.
- Hadley, S.W., Strupp, H.H. (1976) Contemporary views on negative effects: An integrated account. *Archives of General Psychiatry*, 33, S. 1291-1302.
- Hall, E.T. (1959) *The silent language*. N.Y.: Doubleday.
- Hamilton, E. (1930) *The greek way*. N.Y.: W.W. Norton.
- Haney, C. Banick, C. & Zimbardo, P.G. (1973) Interpersonal dynamics in a simulated prison. *International Journal of Criminology and Penology*, 1, S. 69-97.
- Hardin, S.I., Yamico, B.J. (1983) Counselor gender, type of problem, and expectations about counseling. *Journal of Counseling Psychology*, 30, (2) April, S. 294.
- Hefferline, R.F., Keenan, B., Harford, R.A. (1959) Escape and avoidance conditioning in human subjects without their observation of the response. *Science*, 130, S. 1338-1339.
- Heppner, P.P., Reeder, B.L., Larson, L.M. (1983) Cognitive variables associated with personal problem-solving appraisal: Implications for counseling. *Journal of Counseling Psychology*, 30, (4) October, S. 537.
- Heppner, P.P., Rogers, M.E. & Lee, L.A. (1984) Carl Rogers: Reflection on his life. *Journal of Counseling and Development*, 63, S. 14-20.
- Herink, R. (1980) *The Psychotherapy Handbook*. N.Y.: New American Library.
- Heron, W. The pathology of boredom. *Scientific American*, 196, S. 52-56.
- Hiler, E.W. (1958) An analysis of patient-therapist compatibility. *Journal of Consulting Psychology*, 22, S. 314-347.
- Hilgard, E. (1977) *Divided consciousness: Multiple controls in human thought and action*. N.Y.: John Wiley & Sons.
- Hill, C.E., O'Grady, K.E. (1985) List of therapist intentions illustrated in a case study and with therapists of varying theoretical orientation. *Journal of Counseling Psychology*, 32 (1) January S.3.
- Hirst, W., Neisser, U. & Spelke, E. (1978) Divided attention. *Human Nature*, 1, S. 54-61.
- Hoffman, M.L. (1975) The development of altruistic motivation. In D.J. DePalma & J.M. Foley (Hrsg.) *Moral development: Current theory*

- and research Hillsdale, N.J.: Lawrence Erlbaum Associates, S. 141. Re-counted in J.P. Rushton (1980) *Altruism, Socialization and Society*, S. 38-39.
- James, W. (1890) *The principles of psychology*. N.Y.: Henry Holt.
- James, W. (1929) *The varieties of religious experience*. N.Y.: Modern Library.
- James, W. (1948) *Essays on pragmatism*. N.Y.: Hasner.
- Jaynes, J. (1976) *The origin of consciousness in the breakdown of the bicameral mind*. N.Y.: Houghton Mifflin Co.
- Jilek, W.G. (1974) *Salish Indian mental health and culture change*. Toronto: Holt, Rinehart & Winston.
- Jourard, S. (1971) *The transparent self*. Princeton, New Jersey: Von Nostrand Rheinhold.
- June, L.N., Smith, E.J. (1983) A comparison of client and counselor expectancies regarding the duration of counseling. *Journal of Counseling Psychology*, 30 (4) October, S. 596.
- Kakar, S. (1978) *The inner world: A psychoanalytic study of childhood and society in India*. Oxford University Press.
- Kamiya, J. (1981) Symposium on healing. Los Angeles, California, March 21.
- Kanzer, M. (1983) Freud: The first psychoanalytic group leader. In H.I. Kaplan and B.J. Sadock (eds.) *Comprehensive group psychotherapy*. London: Williams & Wilkins. S. 8-14.
- Kaplan, H.I., Sadock, B.J. (1983) History of group psychotherapy. In H.I. Kaplan and B.J. Saddock (Hrsg.) *Comprehensive group psychotherapy*. London: Williams & Wilkins. S. 1-7.
- Karasu, T., et al., (1984) *The psychological therapies*. Washington, D.C.: American Psychiatric Press.
- Katz, J. (1968) *No time for youth*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Katz, R. (1983) Toward a paradigm of healing: Data from the hunting-gathering !Kung. *The Personnel and Guidance Journal*, 61, S. 494-497.
- Keats, J. (1899) *The complete poetical works of Keats*. Boston: Houghton Mifflin.
- Kelley, H.H., Thibaut, J.W. (1968) Group problem solving. In G.R. Lindzey & A.E. Aronsen (eds.) *The handbook of social psychology*. Second Edition. Reading, Mass.: Addison Wesley.
- Kilmann, P.R., Albert, B.M. & Sotile, W.M. (1971) The relationship be-

- tween locus of control, structure of therapy and outcome. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 43, S. 588.
- Kilman, P.R., Howell, R.J. (1974) The relationship between structure of marathon group therapy, locus of control and outcome. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 42, S. 912.
- Kirschenbaum, H. (1979) *On becoming Carl Rogers*. N.Y.: Delacorte Press.
- Kirtner, W.L., Cartwright, D.S. (1958) Success and failure in client-centered therapy as a function of client personality variables. *Journal of Consulting Psychology*, 22 (4), S. 259-264.
- Klein, R.H. (1983) Group treatment approaches. In M. Hersen, A.E. Kazdin & A.S. Bellack (Hrsg.) *The clinical psychology handbook*, N.Y.: Pergamon Press.
- Kluckhohn, C. (circa 1948) *Mirror of man*.
- Knowles, J.B., Lucas, C.J. (1960) Experimental studies of the placebo response. *Journal of Mental Science*, 106, S. 231.
- Koestler, A. (1978) *Janus: A summing up*, N.Y.: Random House.
- Koch, S. (1970) An implicit image of man. In L.N. Solomon & B. Berzon (Hrsg.) *New perspectives on encounter groups*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Kohut, H. (1978) *The search for self* (Vols. 1 and 2) N.Y.: International Universities Press. Quoted in Gladstein, G.A. (1983) Understanding empathy: Integrating counseling, developmental, and social psychology perspectives. *Journal of Counseling Psychology*, 30, (4), S. 467-482.
- Kohut, H. (1985) *Self psychology and the humanities*. N.Y.: W.W. Norton.
- Konner, M. (1985) Transcendental medication. *The Sciences*, May / June.
- Krasner, L., Houts, A.C. (1984) A study of the 'value' systems of behavioral scientists. *American Psychologist*, 39 (8) August, S. 840.
- Krueger, A.P., Reed, E.J. (1976) Biological impact of small air ions. *Science*, 193, S. 1209-1213.
- Kubie, L.S., Margolin, S. (1943) The process of hypnotism and the nature of the hypnotic state. *American Journal of Psychiatry*, 100, S. 611-622.
- Kunin, C.C., Rodin, M.J. (1982) The interactive effects of counselor gender, physical attractiveness, and status on client self-disclosure. *Journal of Clinical Psychology*, 38 (1) January, S. 84.
- Laing, R. (1972) *The politics of the family and other essays*. N.Y.: Vintage

Books.

- Langer, E., Blank, A. & Chanowitz, B. (1978) The mindlessness of ostensibly thoughtful action: The role of »placebic« information in interpersonal interaction. *Journal of Personality and Social Psychology*, 36, S. 635-642.
- Latané, B., Darley, J.M. (1968) *The unresponsive bystander: Why doesn't he help?* N.Y.: Appleton-Crofts.
- Lazarus, A.A. (1982) Multimodal group therapy. In G. Gazda (Hrsg.) *Basic approaches to group psychotherapy and group counseling*. Springfield, Illinois: Charles Thomas, S. 213-234.
- Le Bon, G. (1895) *The Crowd*
- Lee, D.Y., Sutton, R., France, H. & Uhlemann, M. (1983) Effects of counselor race on perceived counseling effectiveness. *Journal of Counseling Psychology*, 30, (3) July, S. 447.
- Levi-Strauss, C. (1967) The sorcerer and his magic. *Structural anthropology*. N.Y.: Doubleday. Chapter 9.
- Levine, E.S., Franco, J.N. (1983) Effects of therapist's gender, ethnicity, and verbal style on client's willingness to seek therapy. *Journal of Social Psychology*, 2 (1) October, S. 51.
- Lewin, K. (1951) *Field theory in social science*. N.Y.: Harper & Bros.
- Lieberman, M. (1975) Joyless facts? A response to Schutz, Smith and Rowan. *Journal of Humanistic Psychology*, 15 (2) S. 49-54.
- Lieberman, M.A., Yalom, I.D. & Miles, M.B. (1973) *Encounter groups: First facts*. N.Y.: Basic Books.
- Lifton, R.J. (1961) *Thought reform and the psychology of totalism*. N.Y.: W.W. Norton & Co.
- Lipkin, S. (1954) Client feelings and attitudes in relation to the outcome of client-centered therapy. *Psychological Monographs*, 68 (1, Whole No. 372).
- Ludwig, A.M. (1964) An historical survey of the early roots of Mesmerism. *International Journal of Clinical Experimental Hypnosis*, 12, S. 205-217.
- Ludwig, A.M. (1966) The formal characteristics of therapeutic insight. *American Journal of Psychotherapy*, 20, S. 305-318.
- Ludwig, A.M. (1967) The trance. *Comprehensive Psychiatry*, 8 (1) February S. 13.
- Ludwig, A.M., Levine, J. (1965) Alterations in consciousness produced by hypnosis. *The Journal of Nervous and Mental Disease*, 140 (2) S. 146-153.
- Lynch, J.J. (1985) *The language of the heart*. N.Y.: Basic Books.
- Maliver, B.L. (1973) *The encounter game*. N.Y.: Stein and Day.
- Marin, P. (1985) Body Politic. *Harper's* December.
- Markle, A., Rinn, R.C., Bell, C. (1984) Eye color as a predictor of outcomes in behavior therapy. *Journal of Clinical Psychology*, 40 (2) March, S. 489.
- Martin, P.J., Sterne, A.L., Moore, J.E. & Friedmeyer, M.H. (1976) Patient's and therapist's expectancies and treatment outcome: An elusive relationship re-examined. *Research communications in psychology, psychiatry and behavior*, 1, S. 301-314.
- Maslow, A. (1965) *Eupsychian management*. Homewood, Ill.: Irwin, Inc. & Dorsey Press.
- Maslow, A.H., Mintz, N.L. (1956) Effects of esthetic surroundings: I. Initial effects of three esthetic conditions upon perceiving »energy« and »well-being« in faces. *The Journal of Psychology*, 41, S. 247-254.
- May, R. (1982) The problem of evil: An open letter to Carl Rogers. *Journal of Humanistic Psychology*, Summer 1982. May quotes himself from an article by Raskin, N. in *Psychotherapy: Theory, Research, and Practice*, 15 (4) Winter, 1978, S. 367.
- McCardel, J., Murray, E.J. (1974) Non-specific factors in weekend encounter groups. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 42, S. 337-345.
- McDougall, W. (1928) *The group mind*. N.Y.: Putnam.
- McGaw, W.H. (producer) (1968) *Journey into self* (documentary film). La Jolla: Western Behavioral Sciences Institute, 1150 Silverado, La Jolla, California.
- McGaw, W.H. (producer) (1971) *Because that's my way* (documentary film). Pittsburgh: WOED National Education Television, G.P.N. Films, Box 80669, Lincoln, Nebraska.
- McKee, K., Smouse, A.D. (1983) Client's perceptions of counselor expertness, attractiveness, and trustworthiness: Initial impact of counselor status and weight. *Journal of Counseling Psychology*, 30 (3) July, S. 332.
- McNair, D.M., Lorr, M., Callahan, D.M. (1963) Patient and therapist influences on quitting psychotherapy. *Journal of Consulting Psychology*, 27, S. 10-17.

- Meador, Betty (1971) Individual process in a basic encounter group. *Journal of Counseling Psychology*, 18, S. 70.
- Meador, Bruce (1980) Personal Communication. 29 June.
- Meerlo, J.A.M. (1956) *The rape of the mind*. N.Y.: The World Publishing Co.
- Mente, A. (1983) Um die Standortbestimmung für eine klienten-zentrierte Gruppentherapie. *Zeitschrift für personenzentrierte Psychologie und Psychotherapie*, 4, S. 511-524.
- Mente, A., Spittler, H.-D. (1980) *Erlebnisorientierte Gruppenpsychotherapie*. Paderborn: Junfermann, Vol. I + II.
- Midgley, M. (1978) *Beast and man*. N.Y.: Cornell University Press.
- Milgram, S. (1974) *Obedience to authority*. N.Y.: Harper & Row.
- Milosz, C. (1985) *The captive mind*. Penguin Books.
- Mintz, I. (1977) A note on the addictive personality: Addiction to placebos. *American Journal of Psychiatry*, 134 (3) March, S. 327
- Mintz, N.L. (1956) Effects of esthetic surroundings: II. Prolonged and repeated experiences of a »beautiful« and an »ugly« room. *The Journal of Psychology*, 41, S. 459-466.
- Mitchell, K.M., Bozarth, J.D., Krauft, C.C. (1977) A reappraisal of the therapeutic effectiveness of accurate empathy, nonpossessive warmth, and genuineness. In A. Gurman & A. Razin (Hrsg.) *The therapist's contribution to effective psychotherapy: An empirical assessment*. N.Y.: Pergamon Press.
- Monteiro dos Santos, A. (1985) *Momentos Mágicos: A Natureza do Processo Energético Humano*, Brasilia.
- Moos, R.H., MacIntosh, S. (1970) Multivariate study of the patient-therapist system: A replication and extension. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 35, S. 298-307
- Moreno, J.L. (1966) *The international handbook of group psychotherapy*. N.Y.: Philosophical Library.
- Norcross, J.C., Wogan, M. (1983) American psychotherapists of diverse persuasions: Characteristics, theories, practices, and clients. *Professional Psychology: Research and Practice*, 14, (4) S. 529-539
- O'Conner, R. (1982) The only problem in the universe. *The Atlantic Monthly*, May, S. 84-90.
- Okumu, J. (1970) A participant's comment. In L.W. Doob (ed.) *Resolving conflict in Africa: The Fermeda experiment*. New Haven: Yale University

- Press.
- Orne, M.T. (1962) On the social psychology of the psychological experiment. *American Psychologist*, 17, S. 776-783
- Ornstein, R. (1986) *Multimind*. N.Y.: Houghton Mifflin & Co.
- Ornstein, R., Sobel, D. (1987) *The healing brain*. N.Y.: Simon & Schuster.
- Paradise, L.V., Conway, B.S., Zweig, J. (1986) Effects of expert and referent influence, physical attractiveness, and gender on perceptions of counselor attributes. *Journal of Counseling Psychology*, 33 (1), S. 16-22.
- Park, L.C., Covi, L. (1965) Nonblind placebo trial. *Archives of General Psychiatry*, 12 April S. 336-345
- Parloff, M.B., Dies, R.R. (1977) Group psychotherapy outcome research 1966-1975. *International journal of group psychotherapy*, 27, S. 281-319
- Parloff, M.B., Waskow, I.E. & Wolfe, B.E. (1978) Research on therapist variables in relation to process and outcome. In S.L. Garfield & A.E. Bergin (Hrsg.) *Handbook of psychotherapy and behavior change: An empirical analysis*, (2nd edition) N.Y.: John Wiley.
- Peabody, S.A., Gelso, C.J. (1982) Countertransference and empathy: The complex relationship between two divergent concepts in counseling. *Journal of Counseling Psychology*, 29 (3) May S. 240.
- Peres, H. (1947) An investigation of nondirective group therapy. *Journal of Consulting Psychology*, 11, (4), S. 159-172.
- Perry, J.W. (1976) *Roots of renewal in myth and madness*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Pierce, R. (1967) Differential effects of therapist race and social class upon patient depth of self exploration in the initial clinical interview. *Journal of Consulting Psychology*, 31, S. 632-634.
- Pinney, E.L. (1978) The beginning of group psychotherapy: Joseph Henry Pratt, M.D. and the Reverend Dr. Elwood Worcester. *International Journal of Group Psychotherapy*, 28, S. 109-114.
- Polanyi, M. (1959) *The study of man*. University of Chicago.
- Quinn, R.D. (1953) Psychotherapist's expressions as an index to the quality of early therapeutic relationships established by representatives of the non-directive, Adlerian, and psychoanalytic schools. In O.H. Mowrer (Hrsg.) *Psychotherapy theory and research* N.Y.: Ronald Press.

- Raskin, N. (1986) Group psychotherapy II. *Person Centered Review*, 1 (4) S. 389-408.
- Ravencroft, K. (1965) Voodoo possession: A natural experiment in Hypnosis. *The International Journal of Clinical and Experimental Hypnosis*, 13 (3) S. 157-182.
- Razran, G. (1938) Music, art and conditioned response. *Psychological Bulletin*, 35, S. 532.
- Reiser, M., Rosenbaum, M., Ferris, E.B. (1951) Life situations, emotions, and the course of patients with arterial hypertension. *Psychosomatic Medicine*, May-June. Related in Lynch (1985).
- Ribeiro, R. (1956) Possessão: Problema de etnopsicologia. *Boletim do Instituto Joaquim Nabuco*, 5. S. 5-44.
- Rogers, C.R. (1951) *Client-centered therapy*. Boston: Houghton Mifflin.
- Rogers, C.R. (1957) The necessary and sufficient conditions of therapeutic personality change. *Journal of Consulting Psychology*, 21 (2), S. 95-103.
- Rogers, C.R. (1957a) Dialogue between Martin Buber and Carl Rogers. Ann Arbor: University of Michigan. April 18.
- Rogers, C.R. (1959) A theory of therapy, personality, and interpersonal relationships, as developed in the client-centered framework. In S. Koch (ed.) *Psychology: A study of a science* Vol. 3. Formulations of the Person and the Social Context. N.Y.: McGraw Hill, S. 184-256.
- Rogers, C.R. (1961a) *On Becoming a Person*. Boston: Houghton Mifflin.
- Rogers, C.R. (1961b) The place of the person in the new world of the behavioral sciences. *Personnel and Guidance Journal*, 39, S. 442-451.
- Rogers, C.R. (1968) Interpersonal relationships: Year 2000. *Journal of Applied Behavioral Science*, 4, S. 265-280.
- Rogers, C.R. (1970) *On encounter groups*. N.Y.: Harper & Row.
- Rogers, C.R. (1970a) Foreword. In L.N. Solomon & B. Berzon (Hrsg.) *New perspectives on encounter groups*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Rogers, C.R. (1972) My philosophy of interpersonal relationships and how it grew. Address at Association for Humanistic Psychology, Honolulu, September.
- Rogers, C.R. (1974) Remarks on the future of client-centered therapy. In D.A. Wexler & L.N. Rice (Hrsg.) *Innovations in client-centered therapy*. N.Y.: John Wiley & Sons.
- Rogers, C.R. (1977) *On personal power*. N.Y.: Delacorte.

- Rogers, C.R. (1979) The foundations of the person-centered approach. *Education*, 100 (2), S. 98-107.
- Rogers, C.R. (1980) *A way of being*. Boston: Houghton Mifflin.
- Rogers, C.R. (1981) Notes on Rollo May. Humanistic Psychology Institute. *Perspectives*, 2 (1) S. 16.
- Rogers, C.R. (1984) Journal of South African trip. Unpublished manuscript. La Jolla: Center for Studies of the Person.
- Rogers, C.R. (1986) The Rust workshop: A personal overview. *Journal of Humanistic Psychology*, 26 (3), S. 23-45.
- Rogers, C.R. (1987) Client-centered? Person-centered? *Person Centered Review*, 2 (1), S. 11-13.
- Rogers, C.R., Gendlin, E.T., Kiesler, D.J. & Truax, C.B. (1967) *The therapeutic relationship and its impact: A study of psychotherapy with schizophrenics*. Madison: University of Wisconsin Press.
- Rogers, C.R., Rablen, R.A. (1958) A scale of process in psychotherapy. University of Wisconsin.
- Rogers, C.R., Wood, J.K., Nelson, A.E., Fuchs, N., Meador, B.D. (1986) An experiment in self-determined fees. *Estudos de Psicologia*, 3 (1 e 2), S. 5-22.
- Rose, S.D. (1983) Behavior therapy in groups. In H.I. Kaplan and B.J. Sadock (eds.) *Comprehensive group psychotherapy*. London: Williams & Wilkins, S. 101-108.
- Rosenberg, R. (1977) Some notes on the intensive group in an evolutionary context. Unpublished paper. Institute of Psychology, University of São Paulo.
- Rosenthal, N.E., Sack, D.A., Gillin, J.C., Lewy, A.J. Goodwin, F.K., Davenport, Y., Mueller, P.S., Newsome, D.A., Wehr, T.A. (1984) Seasonal affective disorder: A description of the syndrome and preliminary findings with light therapy. *Archives of General Psychiatry*, 41, S. 72-80.
- Rowan, J. (1975) Encounter group research: No joy? *Journal of Humanistic Psychology*, 15 (2), S. 19-28.
- Ryan, V.L., Gizynski, M.N. (1971) Behavior therapy in retrospect: Patient's feelings about their behavior therapies. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 37 (1), S. 1-9.
- Sabo, S. (1975) Narcissism and social disorder. *The Yale Review*, 44 (4), S. 527-543.

- Sachs, J.S. (1983) Negative factors in brief psychotherapy: An empirical assessment. *Journal of Consulting and Clinical Psychology, 51* (4), S. 557-564.
- Salk, J. (1983) *Anatomy of reality: Merging intuition and reason*. N.Y.: Columbia University Press.
- Sargant, W. (1957) *Battle for the mind*. N.Y.: Doubleday.
- Sarles, H., Camette, R., Sahel, J. (1977) A study of the variations in the response regarding duodenal ulcer when treated with placebo by different investigators. *Digestion, 16*, S. 289-292.
- Schein, E.H., Schneier, I. & Baker, C.H. (1961) *Coercive persuasion*. N.Y.: W.W. Norton.
- Schutz, W. (1975) Not encounter and certainly not facts. *Journal of Humanistic Psychology, 15* (2), S. 7-18.
- Sechrest, L.B., Barger, B. (1961) Verbal participation and perceived benefit from group psychotherapy. *International Journal of Group Psychotherapy, 11*, S. 49-59.
- Seeman, J. (1954) Counselor judgements of therapeutic process and outcome. In C.R. Rogers & R.F. Dymond (eds.) *Psychotherapy and personality change*. Chicago: University of Chicago Press.
- Seligman, M. (1975) *Learned helplessness*. S.F.: Freeman & Co.
- Sennett, R. (1980) *Authority*. N.Y.: Vintage Books. Hegel, *The phenomenology of the spirit*, zitiert auf S. 127.
- Shapiro, A.K. (1971) Placebo effects in medicine, psychotherapy, and psychoanalysis. In A.E. Bergin & S.L. Garfield, *Handbook of psychotherapy and behavior change*. N.Y.: John Wiley & Sons, S. 439-473.
- Shapiro, A.P., Meyers, T., Reiser, M.F. & Ferris, E.B. (1954) Comparison of blood pressure response to veriloid and to the doctor. *Psychosomatic Medicine, 16*, (6), S. 478-488.
- Sheldrake, R. (1981) *A new science of life: The hypothesis of formative causation*. Los Angeles: J.P. Tarcher.
- Sherif, M., Sherif, C.W. (1969) *Social Psychology*.
- Shor, R. (1959) Hypnosis and the concept of the generalized reality orientation. *American Journal of Psychotherapy, 13*, S. 582-602.
- Singer, J.L. (1976) *The inner world of daydreaming*. N.Y.: Harper & Row.
- Skinner, B.F. (1983) Origins of a behaviorist. *Psychology Today*. September.

- Slack, S. (1985) Reflections on a workshop with Carl Rogers. *Journal of Humanistic Psychology, 25* (2), S. 35-42.
- Sloane, R.B., Staples, F.R., Cristol, A.H., Yorkston, N.J. & Whipple, K. (1975) *Psychotherapy versus behavior therapy*. Cambridge: Harvard University Press.
- Smith, A., Bassin, A. & Froehlich, A. (1960) Changes in attitudes and degree of verbal participation in group therapy with adult offenders. *Journal of Consulting Psychology, 3*, S. 247-249.
- Smith, L.P. (1934) *All trivia*. N.Y.: Harcourt, Brace and Co.
- Smith, M.L., Glass, G.V., Miller, T.I. (1980) *The benefits of psychotherapy*. Baltimore: The Johns Hopkins University Press.
- Stainbrook, E. (1952) Some characteristics of the psychopathology of schizophrenic behavior in Bahian society. *American Journal of Psychiatry, 109*, S. 330-334.
- Steinheber, J., Patterson, V., Cliffe, K. & LeGoullon, M. (1984) An investigation of some relationships between psychotherapy supervision and patient change. *Journal of Clinical Psychology, 40* (6) November, S. 1346.
- Stoler, N. (1963) Client likability: A variable in the study of psychotherapy. *Journal of Consulting Psychology, 27* (2), S. 175-178.
- Strupp, H.H. (1983) Psychoanalytic psychotherapy. In M. Hersen, A.E. Kazdin & A.S. Bellack (Hrsg.) *The clinical psychology handbook*. N.Y.: Pergamon Press, S. 471-487.
- Subich, L.M. (1983) Expectancies of counselor as a function of counselor gender specifications and subject sex. *Journal of Counseling Psychology, 30* (4) October, S. 421.
- Sundland, D.M., Barker, E.N. (1962) The orientations of psychotherapists. *Journal of Consulting Psychology, 26*, S. 201-212.
- Tart, C.T. (1969) *Altered states of consciousness*. N.Y.: John Wiley & Sons.
- Tausch, R. (1978) Facilitative dimensions in interpersonal relations: Verifying the theoretical assumptions of Carl Rogers in school, family education, client-centered therapy, and encounter groups. *College Student Journal, 12* (1), S. 1-11.
- Tausch, R. (1983) Empirical examination of the theory of helpful relationships and processes in person-centered therapies. In J. Helm & A.E. Bergin (eds.) *Therapeutic behavior modifications*. Selected papers

- from the 12th International Congress of Psychology. Berlin, East Germany.
- Terrell, F., Terrell, S. (1984) Race of counselors, client sex, cultural mistrust level and premature termination from counseling among black students. *Journal of Counseling Psychology, 31* (3) July, S. 371.
- Tomlinson, T.M. & Hart, J.T., Jr. A validation Study of the process scale. *Journal of Counseling Psychology, 26* (1), 1962, S. 74-78.
- Trautt, G.M., Bloom, L.J. (1982) Therapeutic factors in psychotherapy: The effects of fee and title on credibility and attraction. *Journal of Clinical Psychology, 38* (2) April, S. 274.
- Troemel-Ploetz, S. (1980) I'd come to you for therapy: Interpretation, redefinition and paradox in Rogerian therapy. *Psychotherapy, Theory, Research, and Practice, 17* (3), S. 246.
- Trotter, W. (1915) *Instincts of the herd in peace and war*. N.Y.: The Macmillan Co.
- Truax, C.B. (1966) Therapist empathy, warmth and genuineness and patient personality change in group psychotherapy: A comparison between interaction unit measures, time sample measures, patient perception measures. *Journal of Clinical Psychology, 22*, S. 225-229.
- Truax, C.B., Carkhuff, R.R. & Kodman, F. (1965) Relationships between therapist-offered conditions and patient change in group psychotherapy. *Journal of Clinical Psychology, 21*, S. 327-329.
- Truax, C.B. & Mitchell, K.M. (1971) Research on certain therapist interpersonal skills in relation to process and outcome. In A.E. Bergin & S.L. Garfield (eds.) *Handbook of psychotherapy and behavior changes*. N.Y.: John Wiley & Sons.
- Tyler, D.B. (1955) Psychological changes during experimental sleep deprivation. *Diseases of the Nervous System, 16* (10), S. 293.
- Vargas, A.M., Borkowski, J.G. (1983) Physical attractiveness: Interactive effects of counselor and client on counseling processes. *Journal of Counseling Psychology, 30* (2) April, S. 146.
- Walker, A., Rablen, R.A., Rogers, C.R. (1960) Development of a scale to measure process change in psychotherapy. *Journal of Clinical Psychology, 1*, S. 79-85.
- Wallach, M.A., Kogan, N. & Bem, D.J. (1962) Group influence on individual risk taking. *Journal of Abnormal Social Psychology, 65*, S. 75-86.

- Wallach, M.S., Strupp, H.H. (1960) Psychotherapist's clinical judgements and attitudes towards patients. *Journal of Consulting Psychology, 24*, S. 316-323.
- Watson, N. (1984) The empirical status of Rogers's hypotheses of the necessary and sufficient conditions for effective psychotherapy. In R.F. Levant & J.M. Shlien (Hrsg.) *Client-centered therapy and the person-centered approach: New directions in theory, research, and practice*. N.Y.: Praeger Press.
- Watzlawick, P., Beavin, J. & Jackson, D. (1967) *Pragmatics of human communication: A study of interaction patterns, pathologies, and paradoxes*. N.Y.: W.W. Norton.
- Weil, S. (1951) *Waiting for God*. N.Y.: Harper.
- White, R.W. (1941) A preface to the theory of hypnotism. *Journal of Abnormal and Social Psychology, 36*, S. 477-505.
- Whyte, M.K. (1974) *Small groups and political rituals in China*. Berkeley: University of California Press.
- Williams, D. (1971) *The sokodae: A West African dance*. Institute for Cultural Research monograph. Kent, England.
- Wolf, S. (1950) Effects of suggestion and conditioning on the action of chemical agents in human subjects: The pharmacology of placebo. *Journal of Clinical Investigation, 29*, S. 100-109.
- Wood, J.K. (1984) Communities for learning: A person-centered approach. In R.F. Levant and J.M. Shlien (Hrsg.) *Client-centered therapy and the person-centered approach: New directions in theory, research, and practice*. N.Y.: Praeger Press.
- Yalom, I.D. (1985) *The theory and practice of group psychotherapy*. N.Y.: Basic Books.

Daniel Rosenblatt

Türen öffnen

Was geschieht in der Gestalttherapie

»Dieses Buch ist eine starke Gestalt, eine erfolgreiche Integration von Theorie und Praxis, von Erklärung und Schilderung zu einem überaus persönlichen Kommunikationsstil. Daniel Rosenblatts präziser und gleichzeitig phantasievoller und geschmeidiger Gebrauch der Sprache in Dialogen und Bildern macht dieses Buch zu einer spannenden und genußreichen Lektüre. Er eröffnet uns seinen profunden Einblick in die Gestalttherapie. Ich empfehle dieses Werk allen ernsthaften Studenten und Praktikern der Psychotherapie sowie dem allgemeinen Lesepublikum.« — Laura Perls

»Jede Person, die sich für Gestalttherapie interessiert, wird TÜREN ÖFFNEN lesen wollen. Diejenigen, die diese Therapieform praktizieren, sollten es als Pflichtlektüre betrachten« — Psychology Today.

Zum Autor:

Dr. Daniel Rosenblatt hat zuerst Philosophie und Geschichte studiert, bevor er an der Harvard Universität in Klinischer Psychologie promovierte. Nach einer langjährigen akademisch /wissenschaftlichen Tätigkeit arbeitet er seit über 20 Jahren in seiner privaten psychotherapeutischen Praxis in New York. Er ist »Fellow« und ehemaliger Vizepräsident des New Yorker Instituts für Gestalttherapie und leitet Ausbildungsgruppen in Gestalttherapie in den USA, Europa, Australien und Japan. Er veröffentlichte »A Primer of Gestalt Therapy« (1976), »Your Life is a Mess« (1976), »A Festschrift for Laura Perls« (1980) und mehrere Artikel zur Gestalttherapie.

James I. Kepner

Körperprozesse

Ein gestalttherapeutischer Ansatz

»Ich empfehle Jim Kepners Werk als einen bedeutenden Beitrag zur Psychotherapie und zur Gestalttherapie im Besonderen.« — Joseph C. Zinker

»James Kepner, den ich seit seiner Kindheit kenne, hat ein Buch geschrieben, welches für Studierende ein Lehrbuch und für praktizierende Psychotherapeuten ein anregendes Nachschlagewerk zu werden verspricht.« — Laura Perls

Im traditionellen Sinne betont die Psychotherapie den »psycho« Aspekt der Therapie-Gedanken, Ideen, Erinnerungen, Assoziationen, Träume ... — und vernachlässigt den »körperlich / leiblichen« Aspekt, was zwangsläufig zur cartesianischen Spaltung des Menschen zurückführt. James Kepner geht von dem holistischen Ganzheitsbild des Menschen aus und formuliert eine umfassende Darstellung der Integration sogenannter Bewußtseins-orientierter Therapien und verschiedener Körper-orientierter Ansätze, wobei ihm die Gestalttherapie als theoretische, methodische und philosophische Grundlage dient. Für alle, die ihre Arbeit hauptsächlich im Bereich der »Psyche« sehen, eröffnet dieses Buch neue Perspektiven der Einbeziehung leiblicher Existenz in den therapeutischen Bezugsrahmen; für jene, die bereits das Körperlich / Leibliche in ihrer Arbeit berücksichtigen, bietet Kepners ganzheitlicher Ansatz eine Basis sowohl für neue Erkenntnisse als auch für weitere Forschung.

Zum Autor:

Dr. James I. Kepner hat umfangreiche Ausbildung in mehreren Körper-orientierten Ansätzen genossen und seit 15 Jahren praktiziert und lehrt er Gestalttherapie. Dr. Kepner ist Mitglied des Ausbildungsteams am »Gestalt Institute of Cleveland« und in privater Praxis als klinischer Psychologe und Psychotherapeut tätig.

Erving Polster

Jedes Menschenleben ist einen Roman wert

aus dem amerikanischen von Brigitte Stein

In diesem Buch sucht Erving Polster, die technischen Modalitäten der Psychotherapie mit der Erkenntnis der Heilwirkung zu verbinden, die sich für Menschen ergibt, wenn sie erfahren, wie außerordentlich interessant sie sind. Als Modell für diese Verbindung dient dem Autor die von ihm postulierte Verwandtschaft zwischen Psychotherapeuten und Schriftstellern, deren Gemeinsamkeit er in einem empathischen Erforschen des menschlichen Verhaltens und Bewußtseins sieht. Polster zeigt, wie Psychotherapeuten einen Sinn für das Drama im Leben jedes Menschen eher entwickeln können, wenn sie dieses Modell anwenden. Demnach sind sie dann in der Lage, die Lebensgeschichte jeder Person zu verfolgen, die einzigartigen Charakteristika und Ereignisse zu entdecken, den mikrokosmischen Beitrag, den das Leben jeder Person enthält zu erkennen und die Klienten durch den unumgänglichen kreativen Weg problematischer Erfahrungen hindurch zu begleiten. Sich auf seine Erfahrung als Psychotherapeut beziehend, beschreibt der Autor einige Wege, die die Integration der literarischen Perspektive und der psychotherapeutischen Methodik fördern. Sowohl die Schriftsteller als auch die Psychotherapeuten laden uns dazu ein, das Buch des eigenen Lebens aufzuschlagen und die Wunder, die es enthält, zu bestaunen.

Zum Autor:

Seit seiner »Lehre« in den frühen 50er Jahren bei Fritz und Laura Perls, Paul Goodman, Paul Weisz und Isadore From hat Dr. Erving Polster einen eigenständigen und bedeutenden Beitrag zur Weiterentwicklung und Verbreitung der Gestalttherapie geleistet. Er ist Mitbegründer und ehemaliger Leiter des »Gestalt Institute of Cleveland«, Mitverfasser des Klassikers »Gestalttherapie, Theorie und Praxis der integrativen Gestalttherapie« und Autor zahlreicher weiterer Publikationen. Gegenwärtig ist Erving Polster Co-leiter des »Gestalt Training Center - San Diego« und lehrt klinische Psychologie in »The School of Medicine at the University of California, San Diego«.

Reinhard Fuhr / Martina Gremmler-Fuhr

Faszination Lernen

Transformative Lernprozesse im Grenzbereich von Pädagogik und Psychotherapie

Lernen ist eine faszinierende Lebensaufgabe, sofern diese Fähigkeit des Menschen nicht nur genutzt wird, um sich Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen, Probleme zu lösen und Gewohnheiten zu verändern.

In diesem Buch werden Lernprozesse, die Wandel im Organismus-Umweltfeld auslösen — also transformative Lernprozesse — theoretisch und empirisch untersucht. Die Gestalttherapie von Perls / Hefferline / Goodman, die transpersonale Psychologie Ken Wilbers und die Bewußtseinsbildung Paulo Freires werden ebenso wie die holistische Selbstorganisationstheorie Gregory Batesons und Erich Jantschs zur Entwicklung eines eigenständigen Konzepts transformativen Lernens herangezogen. An vielen Beispielen aus der Aus- und Weiterbildung, Beratung und Supervision wird aufgezeigt, wie kontaktvolle und sinnhafte Lernprozesse initiiert und unterstützt werden können.

Das Buch richtet sich an Pädagogen, Berater, Therapeuten, Supervisoren, Gruppentrainer, Dozenten und an alle, die an faszinierenden Lern- und Wandlungsprozessen interessiert sind.

Die Autoren:

Dr. Reinhard Fuhr

Studium in Anglistik, Geographie, Philosophie und Pädagogik. Staatsexamen für das Höhere Lehramt. Dozent in Lahore / Pakistan, Gymnasiallehrer, Didaktischer Leiter eines Gesamtschulversuchs. Seit 1975 Dozent am Pädagogischen Seminar der Universität Göttingen für den Studienschwerpunkt Beratung und für die Lehrerbildung. Promotion in Pädagogik (Didaktik der Weiterbildung). Aus- und Weiterbildung in Gestaltpsychotherapie und Gestaltpädagogik.

Martina Gremmler-Fuhr

Studium in Biologie, Anthropologie, Germanistik und Pädagogik. Magisterdiplom in Pädagogik (Studienschwerpunkt Beratung). Mehrjährige Mitarbeit an Forschungs- und Praxisprojekten zum Thema »Bewußtseinsprozesse und Lernen« am Pädagogischen Seminar der Universität Göttingen. Weiterbildung in Personalentwicklung und Organisationsberatung.

